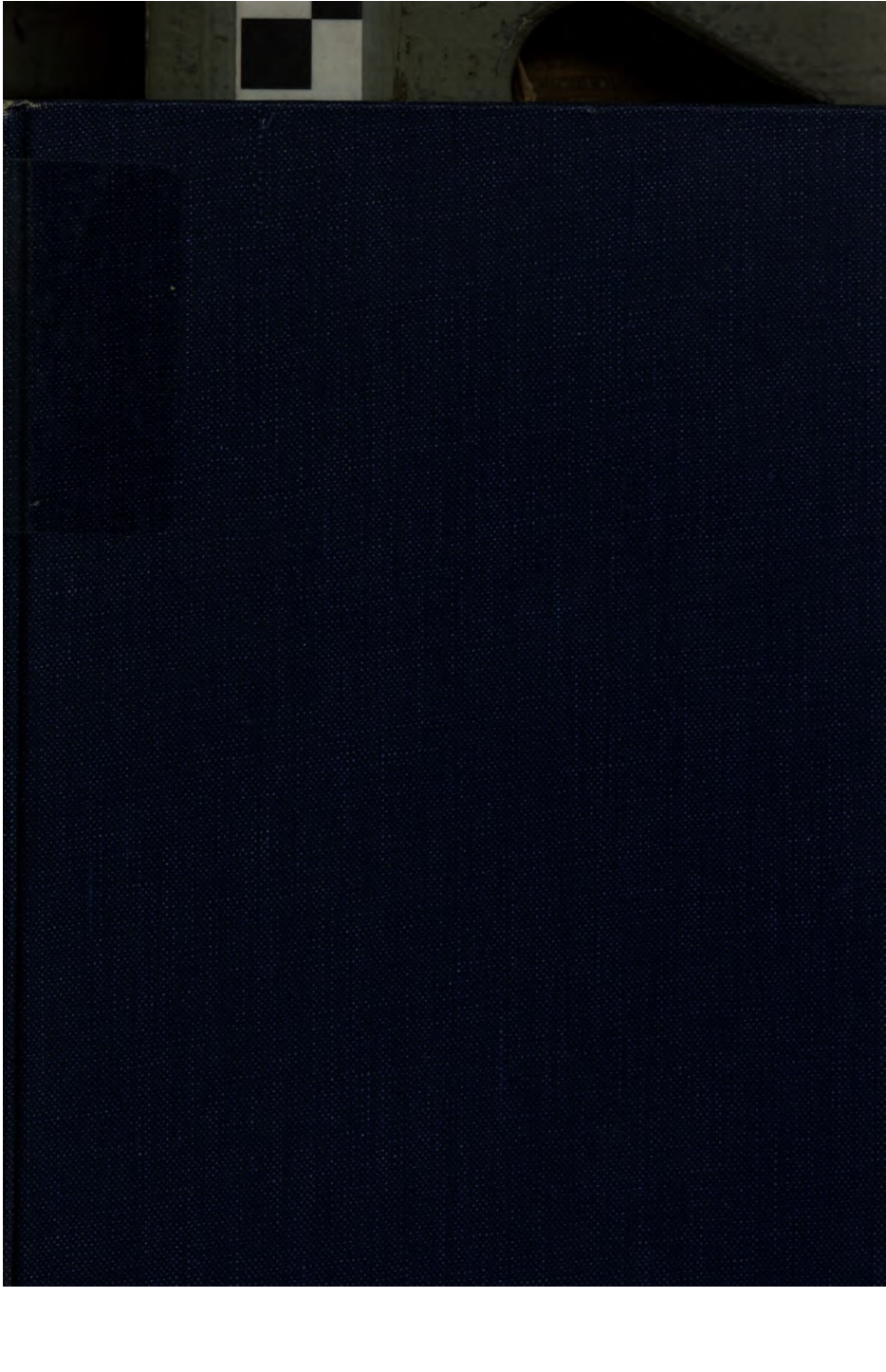
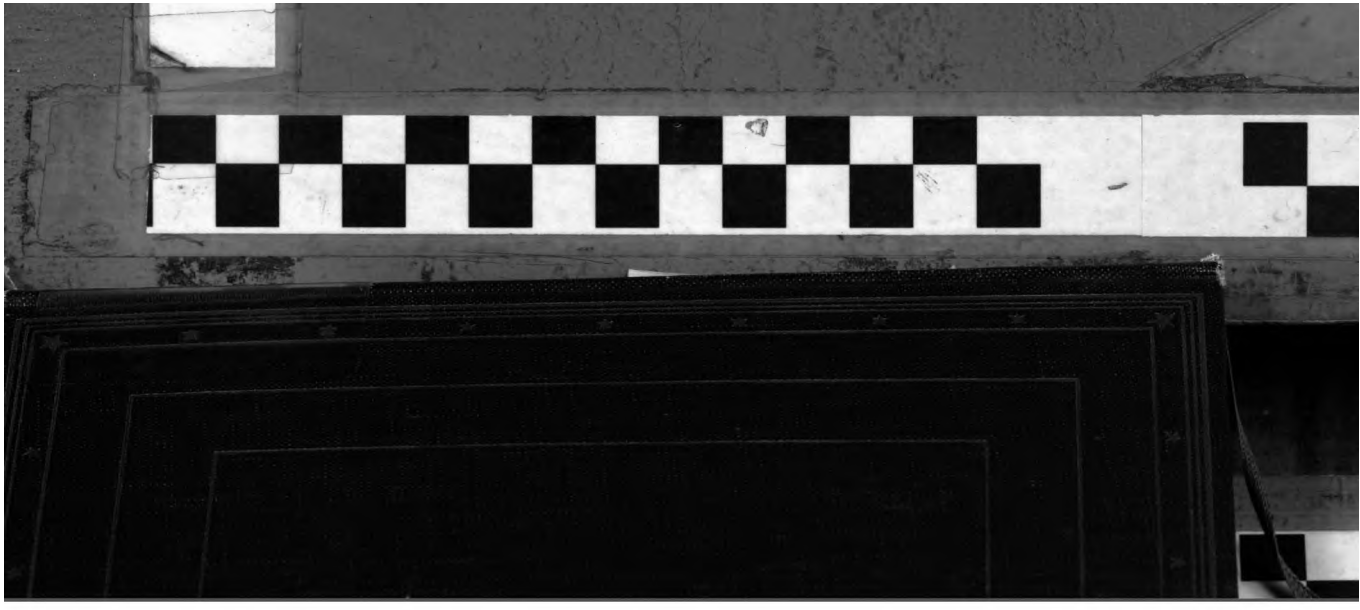


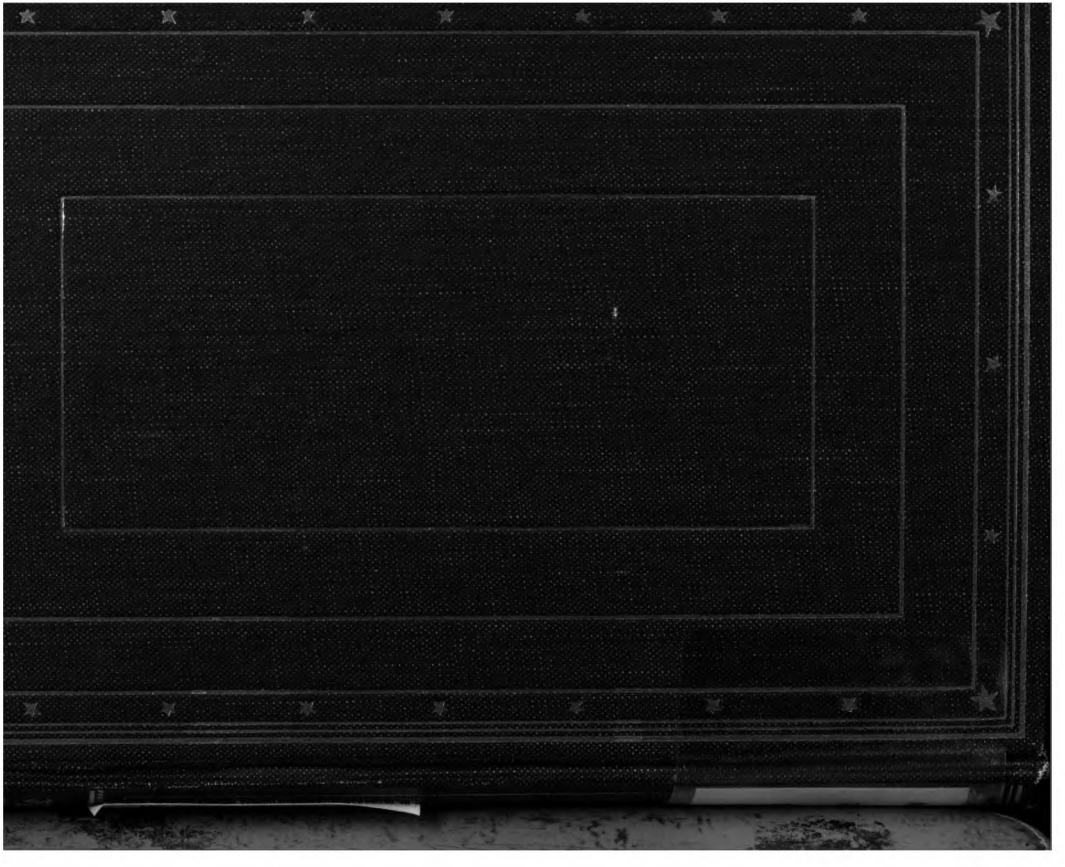
Wildes
Werke
UC-NRLF
B 3 311 984
PR
5816
G3
1922
v.4
MAIN

Wilde
Werke
UC-NRLF
B 3 311 984
PR
5816
G3
1922
v.4
MAIN

PR
5816
G3
1922
v.4
MAIN
UC-NRLF
B 3 311 984

PR
5816
G3
1922
v.4
MAIN
UC-NRLF
B 3 11E 984





RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

DEC 11 1977
IN STACKS

NOV 11 1977

REC. CIR. NOV 28 '77

FORM NO. DD 6, 40m 10'77 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Oscar Wildes Werke
in fünf Bänden

Vierter Band

Oscar Wildes Werke
in fünf Bänden

Das Bildnis des Dorian Gray
Lord Artur Saviles Verbrechen
und andere Geschichten

Vierter Band

Deutsche Bibliothek Berlin

MAIN LIBRARY

Sämtliche Rechte vorbehalten

Add to Lib.
GIFT

PR
5816
G3
1922
v.4
MAIN

Das Bildnis des Dorian Gray

Übersetzt von W. Fred

Der Künſtler iſt der Schöpfer ſchöner Dinge.

Kunſt offenbaren, den Künſtler verbergen, iſt das Ziel der Kunſt.

Der wahre Kritiker vermag ſeinen Eindruck von ſchönen Dingen in einer anderen Form oder in einem anderen Stoff auszudrücken.

Die höchſte wie die niederſte Form der Kritik iſt eine Art Selbſtbekenntnis.

Wer in ſchönen Dingen einen häßlichen Sinn entdeckt, iſt verderbt, aber doch nicht liebenswürdig, was ein Fehler iſt.

Wer in ſchönen Dingen einen ſchönen Sinn entdeckt, hat Kultur. Aus ihm kann noch etwas werden.

Das ſind die Auserwählten, denen ſchöne Dinge einfach Schönheit bedeuten.

Es gibt weder moraliſche noch unmoraliſche Bücher. Bücher ſind gut oder ſchlecht geſchrieben. Sonſt nichts.

Die Abneigung des 19. Jahrhunderts gegen den Realismus iſt die Wut Calibans, der ſeine eigene Fratze im Spiegel ſieht.

Die Abneigung des 19. Jahrhunderts gegen die Romantik iſt die Wut Calibans, der das Geſicht eines anderen im Spiegel ſieht.

Das ſittliche Daſein des Menſchen gibt dem Künſtler einen Stoff neben vielen anderen; die Sittlichkeit in der Kunſt beſteht jedoch im vollendeten Gebrauch unvollkommener Mittel.

Der Künſtler hat niemals das Bedürfnis, etwas zu beweiſen. Selbſt das Wahre kann bewieſen werden.

Der Künſtler hat keinerlei ethiſche Neigungen. Ethiſche Neigungen beim Künſtler ſind unverzeihliche Manieriertheiten.

Es gibt nichts Krankhaftes in der Kunſt. Der Künſtler vermag alles auszudrücken.

Gedanken und Sprache ſind für den Künſtler Werkzeuge.

Laſter und Tugend ſind für den Künſtler Stoffe.

Was die Form betrifft, iſt die Muſik die höchſte aller Künſte. Was das Gefühl betrifft, iſt die Kunſt des Schauſpielers die höchſte.

Alle Kunſt iſt zugleich Oberfläche und Symbol.

Wer unter die Oberfläche gräbt, tut es auf eigene Gefahr.

Wer das Symbol herausliest, tut es auf eigene Gefahr.

In Wahrheit iſt der Betrachter, nicht aber das Leben ein Spiegel.

Gegenſätze in den Urteilen über ein Kunſtwerk beweiſen ſeine Neuheit, Vielfältigkeit und Lebenskraft.

Wenn die Kritiker untereinander uneinig ſind, bedeutet das nur, daß der Künſtler mit ſich einig geweſen iſt.

Man kann einem Menſchen verzeihen, daß er etwas Nützliches ſchafft, ſolang er ſeine Arbeit nicht bewundert. Die einzige Entſchuldigung für den, der etwas Unnützes tut, liegt darin, daß man ſeine Schöpfung inbrünſtig bewundert.

Alle Kunſt iſt ganz unnütz.

Oscar Wilde.

Erſtes Kapitel

Das Atelier war erfüllt von ſtarkem Roſenduft, und wenn der leichte Sommerwind die Bäume im Garten draußen bewegte, drang durch die offene Tür der ſchwere Geruch des Flieders oder der zartere Duft der Blüten des Rotdorns.

Lord Henry Wotton lag auf einem Diwan mit perſiſchen Satteltaſchen und rauchte wie gewöhnlich unzählige Zigaretten. Von ſeiner Ecke konnte er gerade noch den Schimmer der honigſüßen und honigfarbigen Goldregenblüten ſehen, deren zitternde Zweige nur mühſelig die Laſt ihrer flammenden Schönheit zu tragen ſchienen; dann und wann grüßten auch durch die langen Seidenvorhänge, die vor das große Fenſter gezogen waren, phantaſtiſche Schatten vorbeifliegender Vögel. Das gab einen Augenblick eine japaniſche Stimmung und ließ den Liegenden an jene bleichen, bernſteingelben Maler der Stadt Tokio denken, die mit den Mitteln einer Kunſt, die nur unbeweglich ſein kann, die Empfindung der Schnelligkeit und Bewegung hervorzubringen ſuchen. Das dumpfe Summen der Bienen, die ihren Weg durch das hohe, ungemähte Gras ſuchten oder mit zäher Beharrlichkeit um die beſtaubten goldenen Trichter des wuchernden Geißblatts kreiſten, ließ die Stille noch drückender erſcheinen. Das dumpfe Brauſen Londons wirkte wie die Baßtöne einer fernen Orgel.

In der Mitte des Raumes lehnte auf einer aufrechten Staffelei das lebensgroße Bild eines ganz außerordentlich ſchönen Jünglings, und vor der Staffelei ſaß, ein paar Schritte weit entfernt, der Maler Baſil Hallward, deſſen plötzliches Verſchwinden vor einigen Jahren ſo viel Aufſehen gemacht und zu ſo vielen merkwürdigen Vermutungen Anlaß gegeben hat.

Während der Maler die graziöse und anmutige Gestalt ansah, die seine Kunst so kunstvoll gespiegelt hatte, schien ein heiteres Lächeln über sein Gesicht zu gehen und dort zu verweilen. Plötzlich aber fuhr er auf, schloß die Augen und preßte die Finger auf die Lider, als fürchte er, aus einem seltsamen Traume zu erwachen, und suche ihn im Gehirn festzuhalten.

„Es ist Ihr bestes Werk, Basil, das beste, was Sie je gemacht haben", sagte Lord Henry in schlaffem Tone. „Sie müssen es nächstes Jahr unbedingt in die Grosvenor-Galerie schicken. Die Academy ist zu groß und zu gewöhnlich. Jedesmal, wenn ich hinging, waren entweder so viel Leute da, daß ich die Bilder nicht sehen konnte, was schlimm, oder so viel Bilder, daß ich die Leute nicht sehen konnte, was noch schlimmer war. Die Grosvenor-Galerie ist der einzig richtige Platz."

„Ich glaube überhaupt nicht, daß ich es ausstellen werde", antwortete der Maler und warf den Kopf in jener merkwürdigen Weise zurück, über die schon seine Freunde in Oxford gelacht hatten. „Nein. Ich will es nicht ausstellen."

Lord Henry zog die Augenbrauen hoch und sah den anderen durch die dünnen blauen Rauchwolken, die in phantastischen Wirbeln von der starken opiumhaltigen Zigarette aufstiegen, erstaunt an. „Überhaupt nicht ausstellen? Ja warum, mein Lieber? Haben Sie irgendeinen Grund dafür? Was für Käuze ihr Maler seid! Ihr tut alles Erdenkliche, um euch einen Namen zu machen. Habt ihr ihn endlich, so scheint ihr nur das eine Bedürfnis zu haben, ihn wieder los zu werden. Das ist sehr dumm von Ihnen, denn es gibt nur eine Sache auf der Welt, die peinlicher ist als in aller Mund zu sein, und das ist: in niemandes Mund zu sein. Ein Bild wie das da gäbe Ihnen eine Stellung weit über allen jungen Leuten in England und würde die Alten rasend

machen, soweit alte Leute überhaupt noch einer Empfindung fähig sind."

„Ich weiß, Sie werden lachen, aber ich kann es nicht ausstellen. Wirklich nicht. Es ist zu viel von mir selbst drin."

Lord Henry streckte sich auf dem Diwan aus und lachte.

„Ja, ich habe gewußt, daß Sie lachen würden; es bleibt aber doch wahr."

„Zuviel von Ihnen selbst? Ich gebe Ihnen mein Wort, Basil, ich hätte nie geahnt, daß Sie so eitel sind. Und ich kann wirklich keine Ähnlichkeit entdecken zwischen Ihnen mit Ihrem rauhen, strengen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar und diesem jungen Adonis, der aussieht, als wäre er aus Elfenbein und Rosenblättern erschaffen. Mein lieber Basil, es ist Narziß, und Sie — natürlich haben Sie ein geistvolles Gesicht und so weiter. Aber die Schönheit, die wirkliche Schönheit hört da auf, wo der geistvolle Ausdruck anfängt. Geist ist an sich eine Art Übermaß und zerstört die Harmonie jedes Gesichts. Im Moment, wo man sich hinsetzt, um zu denken, wird man nur Nase oder nur Stirn oder sonst etwas Greuliches. Sehen Sie sich doch einmal alle die Leute an, die in gelehrten Berufen etwas geleistet haben. Sie sind alle ausgesprochen häßlich. Natürlich mit Ausnahme der Geistlichen. Aber die Geistlichen denken eben nicht. Ein Bischof sagt mit achtzig Jahren noch dasselbe, was er als achtzehnjähriger Bursch gesagt hat, und infolgedessen sieht er entzückend aus. Ihr geheimnisvoller junger Freund, dessen Namen Sie mir nie verraten haben, dessen Bild mich aber bezaubert, denkt niemals. Davon bin ich ganz überzeugt. Es ist irgendein hirnloses schönes Geschöpf, das wir im Winter immer bei uns haben sollten, wenn keine Blumen zum Ansehen da sind, und im Sommer, wenn wir etwas brauchen, unseren Geist abzukühlen. Geben

Sie sich keinen Illusionen hin, Basil: Sie sehen ihm ganz und gar nicht ähnlich."

„Sie haben mich nicht verstanden, Henry", antwortete der Künstler. „Natürlich sehe ich ihm nicht ähnlich. Das weiß ich selbst. In Wirklichkeit wäre es mir gar nicht recht, wenn ich ihm ähnlich sähe. Sie brauchen die Achseln nicht zu zucken. Es gibt eine besondere Tragik der physischen und geistigen Vornehmheit, so etwas, wie das Schicksal der Könige, deren Irrwegen in der Weltgeschichte man immer wieder nachspürt. Es ist besser, so zu sein wie die Nebenmenschen. Die Häßlichen und die Dummen haben das beste Leben. Sie können ruhig dasitzen und das Spiel begaffen. Sie wissen nichts von Siegen, aber Niederlagen bleiben ihnen auch erspart. Sie leben dahin, wie wir alle sollten: ungestört, gleichgültig und ohne Mißbehagen. Sie bringen anderen kein Unheil, empfangen kein Unheil von fremder Hand. Wir anderen müssen alle bezahlen: Sie für Ihren Stand und Reichtum, ich für meinen Geist, so viel ich davon habe, für meine Kunst, so viel sie wert ist, Dorian Gray für seine schönen Glieder — wir müssen alle für die Geschenke der Götter leiden, furchtbar leiden ..."

„Dorian Gray? Heißt er so?" fragte Lord Henry, durch das Atelier auf Basil Hallward zugehend.

„Ja, so heißt er. Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen den Namen zu sagen."

„Aber warum nicht?"

„Oh, ich kann es nicht genau erklären. Wenn ich einen Menschen sehr, sehr lieb habe, verrate ich seinen Namen keiner Seele. Das käme mir so vor, als lieferte ich einen Teil von ihm aus. In mir hat sich allmählich eine leidenschaftliche Liebe zu Geheimnissen herangebildet. Das scheint noch die einzige Art zu sein, wie man unser modernes Leben geheimnisvoll und wunderbar gestalten kann. Die gewöhn-

lichſte Begebenheit iſt entzückend, wenn man ſie nur verbirgt. Ich ſage auch nie, wohin ich reiſe, wenn ich einmal wegfahre. Wenn ich's täte, wäre mein ganzes Vergnügen hin. Das mag eine alberne Gewohnheit ſein, aber ſie bringt ein wenig Romantik ins Leben. Sie halten mich wohl für ſehr töricht?"

„Nicht im geringſten," antwortete Lord Henry, „nicht im mindeſten, mein lieber Baſil. Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß ich verheiratet bin, und daß der Hauptreiz der Ehe darin liegt, daß beide Teile gezwungen ſind, ein Leben der Täuſchung und Verſtellung zu führen. Ich weiß nie, wo meine Frau iſt; meine Frau weiß nie, was ich mache. Wenn wir uns treffen — und wir treffen uns gelegentlich, wenn wir zugleich zu einem Diner eingeladen ſind oder zum Herzog aufs Land fahren —, erzählen wir uns die albernſten Geſchichten mit dem ernſthafteſten Geſicht. Meine Frau kann das glänzend, ohne Frage weit beſſer als ich. Sie verwickelt ſich nie in Widerſprüche, was die Tatſachen anbelangt, und bei mir kommt derlei beſtändig vor. Wenn ſie mich aber ertappt, macht ſie nie eine Szene. Ich wünſche manchmal, ſie täte es. Aber ſie lacht mich nur aus."

„Ich haſſe die Art, wie Sie über Ihre Ehe ſprechen, Henry", ſagte Baſil und ging auf die Tür zu, die in den Garten führte. „Ich glaube, Sie ſind in Wirklichkeit ein ſehr guter Ehemann und ſchämen ſich bloß, daß Sie es ſind. Sie ſind überhaupt ein ſonderlicher Menſch: Sie ſagen nie etwas Moraliſches und tun nie etwas Schlechtes. Ihr Zynismus iſt nichts als Poſe."

„Natürlichkeit iſt nichts als Poſe. Und zwar die ärgerlichſte, die ich kenne", rief Lord Henry lachend aus.

Die beiden jungen Männer gingen nun zuſammen in den Garten hinaus und ließen ſich auf einer langen Bambusbank nieder, die im Schatten eines hohen Lorbeer-

buſches ſtand. Die Sonnenlichter tanzten über die glatten Blätter. Im Graſe zitterten weiße Gänſeblümchen.

Nach einer Weile nahm Lord Henry die Uhr heraus und ſagte leiſe: „Ich muß leider fort, Baſil. Aber bevor ich gehe, müſſen Sie mir noch die Frage beantworten, die ich vorhin an Sie gerichtet habe.“

„Was war das?“ ſagte der Maler, die Augen feſt zur Erde gerichtet.

„Sie wiſſen es ſehr gut.“

„Ich weiß es nicht, Henry.“

„Gut, ich will alſo nochmals fragen: erklären Sie mir, warum Sie Dorian Grays Bild nicht ausſtellen wollen. Ich will den wirklichen Grund wiſſen.“

„Ich habe Ihnen den wirklichen Grund geſagt.“

„Nein, das haben Sie nicht getan — Sie haben geſagt: weil zu viel von Ihnen ſelbſt darin iſt. Das iſt kindiſch.“

„Henry,“ ſagte Baſil Hallward und ſah Lord Henry gerade in die Augen, „jedes Porträt, das mit Gefühl gemalt iſt, iſt ein Bildnis des Künſtlers, nicht der Perſon, die es darſtellt. Dieſe iſt nur der Anlaß, die Gelegenheit. Nicht ſie wird vom Maler enthüllt. Der Maler offenbart auf der farbigen Leinwand ſich ſelbſt. Ich will alſo dies Bild nicht ausſtellen, weil ich fürchte, ich habe darin das Geheimnis meiner eigenen Seele gezeigt.“

Lord Henry lachte. „Und was iſt das?“ fragte er.

„Ich will es Ihnen ſagen“, antwortete Hallward; in ſein Geſicht aber trat ein Ausdruck peinlicher Verlegenheit.

„Ich bin geſpannt, Baſil“, fuhr ſein Begleiter fort und ſah ihn dabei an.

„Es iſt nicht viel, Henry, und Sie verſtehen es wohl kaum. Vielleicht glauben Sie mir nicht einmal.“

Lord Henry lächelte und betrachtete ein Gänſeblümchen mit roſa angehauchten Blättern, das er, ſich zum Graſe

bückend, gepflückt hatte. „Ich werde Sie gewiß verstehen", erwiderte er, die Blicke aufmerksam auf den kleinen, goldenen, weißgefiederten Samenboden gerichtet. „Und glauben? — Ich kann alles glauben, vorausgesetzt, daß es ganz unwahrscheinlich ist."

Der Wind schüttelte ein paar Blüten von den Bäumen, und die schweren, vielgesternten Trauben der Fliederbüsche bewegten sich hin und her in der schwülen Luft. Eine Grille begann an der Gartenmauer zu zirpen, und wie ein blauer Faden huschte eine lange, dünne Wasserjungfer auf ihren braunen Schleierflügeln vorbei. Lord Henry glaubte Basil Hallwards Herz pochen zu hören und war neugierig, was wohl kommen mochte.

„Die Geschichte ist einfach die", sagte der Maler nach einer Weile. „Vor zwei Monaten ging ich zu einer der großen Gesellschaften bei Lady Brandon. Sie wissen, wir armen Künstler müssen uns von Zeit zu Zeit in der Gesellschaft zeigen, um das Publikum daran zu erinnern, daß wir keine Wilden sind. Sie haben einmal zu mir gesagt: im schwarzen Frack und mit einer weißen Krawatte kann selbst ein Börsenmensch zivilisiert aussehen. Nun denn, ich war etwa zehn Minuten da und redete mit pompösen, aufgeputzten Witwen und langweiligen Mitgliedern der Academy, da merkte ich plötzlich, daß mich jemand anblickte. Ich wendete mich halb um und sah Dorian Gray zum ersten Male. Ich spürte, wie ich blaß wurde, als sich unsere Blicke begegneten. Ein merkwürdiges Angstgefühl kam über mich. Ich wußte, ich stand einem Menschen Aug' in Auge gegenüber, dessen Persönlichkeit so stark auf mich wirkte, daß sie, wenn ich sie gewähren ließe, mich ganz in Besitz nehmen würde — mich, meine ganze Natur, meine Seele, ja selbst meine Kunst. Ich hatte keinerlei Bedürfnis nach äußeren Einflüssen auf mein Leben. Sie wissen ja selbst, Henry, wie unabhängig ich

von Haus aus bin. Ich bin immer mein eigener Herr gewesen; war es wenigstens, bis ich Dorian Gray traf. Dann — aber ich weiß nicht, wie ich Ihnen das begreiflich machen soll. Irgend etwas schien mir zu sagen, daß ich an einem schrecklichen Wendepunkte in meinem Leben stand. Ich hatte das sonderbare Empfinden, daß mir das Schicksal die ausgesuchtesten Freuden und die ausgesuchtesten Schmerzen vorbereite. Mich schauderte, und ich wollte hinausgehen. Nicht das Gewissen hat mich dazu getrieben: es war eine Art Feigheit. Ich bilde mir nichts darauf ein, diese Flucht versucht zu haben."

„In Wirklichkeit sind Gewissen und Feigheit dieselbe Sache. Gewissen ist der Name, unter dem die Firma eingetragen ist. Sonst gar nichts."

„Ich glaube das nicht, Henry, und Sie glauben es auch nicht. Einerlei nun, aus welchem Grund es geschah — es mag auch Stolz gewesen sein, denn ich war früher sehr stolz —, ich eilte der Türe zu. Natürlich stolperte ich dabei gegen Lady Brandon. ‚Sie wollen doch noch nicht gehen, Mr. Hallward?' kreischte sie auf. Sie erinnern sich ihrer schrillen Stimme."

„Ja, sie ist ein Pfau in allem, bis auf die Schönheit", sagte Lord Henry, das Gänseblümchen mit seinen langen nervösen Fingern zerpflückend.

„Ich konnte sie nicht loswerden. Sie nahm mich zu den königlichen Hoheiten hin, zu Leuten, mit den höchsten Orden und zu ältlichen Damen mit gigantischen Diademen und Papageiennasen. Sie nannte mich ihren teuersten Freund. Ich hatte sie nur ein einziges Mal vorher gesehen, aber sie setzte es sich in den Kopf, aus mir den Löwen des Salons zu machen. Ich glaube, damals hatte gerade ein Bild von mir Erfolg gehabt; wenigstens hatten die Zeitungen allerhand Geschwätz darüber gebracht, und das ist ja im neun-

zehnten Jahrhundert das Eichmaß der Unsterblichkeit. Plötzlich stand ich dem jungen Manne gegenüber, dessen Äußeres mich so sonderbar aufgeregt hatte. Wir waren ganz nahe beieinander, berührten uns förmlich. Unsere Blicke trafen sich wiederum. Es war leichtsinnig von mir, aber ich bat Lady Brandon, mich ihm vorzustellen. Vielleicht war es doch nicht so leichtsinnig. Es ließ sich einfach nicht umgehen. Wir hätten auch, ohne uns zu kennen, miteinander gesprochen. Gewiß. Dorian sagte es mir nachher. Auch er fühlte, daß unsere Bekanntschaft Schicksalsbestimmung war."

„Und wie hat Lady Brandon den wunderbaren Jüngling beschrieben?" fragte der Freund. „Ich weiß, es ist ihre Eigenart, von jedem ihrer Gäste eine kleine Charakteristik zu geben. Ich erinnere mich, wie sie mich einmal zu einem wildaussehenden alten Herrn mit ganz rotem Gesicht brachte, dessen Brust mit Orden und Bändern behängt war, und mir in einem tragischen Flüsterton, der für alle Anwesenden hörbar war, die erstaunlichsten Einzelheiten über ihn ins Ohr zischelte. Ich lief einfach davon. Ich entdecke meine Leute gerne selbst. Aber Lady Brandon behandelt ihre Gäste genau so wie ein Auktionator seine Waren. Sie erklärt sie einem so lange, bis nichts mehr von ihnen übrig ist, oder sie sagt alles — bis auf das, was man wissen will."

„Die arme Lady Brandon! Sie sind schlecht auf sie zu sprechen, Henry", sagte Hallward zerstreut.

„Mein lieber Freund, sie wollte einen Salon gründen und hat es nur zu einem Restaurant gebracht. Wie könnte ich sie da bewundern? Aber sagen Sie endlich, was sie über Dorian Gray erzählt hat."

„Oh, so irgendwas wie ‚Entzückender Junge — seine arme Mutter und ich waren unzertrennlich — kann mich absolut nicht erinnern, was er treibt — fürchte fast — gar nichts — — o ja, spielt Klavier — oder ist es Violine, lieber

Mr. Gray?' Wir mußten beide lachen und wurden sogleich Freunde."

„Lachen ist kein schlechter Anfang für eine Freundschaft, und es ist gewiß ihr schönstes Ende", sagte der junge Lord und pflückte noch ein Gänseblümchen.

Hallward schüttelte den Kopf. „Sie haben keine Ahnung, was Freundschaft ist, Henry," sagte er ganz leise, „ebensowenig, was Feindschaft ist. Sie haben jedermann gerne; mit anderen Worten: wir sind Ihnen alle gleichgültig."

„Wie furchtbar ungerecht von Ihnen!" rief Lord Henry, stieß seinen Hut nach rückwärts und sah zu den kleinen Wolken hinauf, die wie wirre Knäuel glänzend weißer Seide über die türkisblaue Halbkugel des Himmels zogen. „Ja, furchtbar ungerecht von Ihnen. Ich unterscheide die Leute haarscharf. Ich suche mir zu Freunden hübsche Menschen, zu Bekannten gutmütige, anständige, zu Feinden kluge. Man kann nicht vorsichtig genug in der Wahl seiner Feinde sein. Ich habe keinen einzigen, der ein Narr ist. Es sind sämtlich Leute von einer gewissen geistigen Höhe, und infolgedessen schätzen sie mich auch alle. Bin ich sehr eingebildet? Ich glaube, ja."

„Ich glaube auch, Henry. Aber nach Ihrer Einteilung käme ich lediglich unter die Bekanntschaften?"

„Mein lieber, alter Basil, Sie sind sicher mehr, weit mehr als eine Bekanntschaft."

„Und weit weniger als ein Freund! Wohl eine Art Bruder?"

„Ah, Bruder! Bleiben Sie mir mit Brüdern gewogen! Mein ältester will nicht sterben, und meine jüngeren tun offenbar nie etwas anderes."

„Henry!" rief Basil mit gerunzelter Stirne aus.

„Mein lieber Freund, ich meine es natürlich nicht ganz so ernst. Aber ich kann mir nicht helfen: ich verabscheue meine

Verwandten. Ich vermute, das kommt daher, daß keiner von uns seine eigenen Fehler bei einem anderen vertragen kann. Ich halte es durchaus mit den englischen Demokraten, die eine solche Wut auf die sogenannten Laster der herrschenden Stände haben. Die Massen fühlen, daß Trunkenheit, Trottelei und Unsittlichkeit ihre Spezialität sein sollten, und daß ihre Vorrechte verletzt werden, wenn sich einer von uns blamiert. Als der arme Southwark damals seinen Scheidungsprozeß hatte, war ihre Entrüstung geradezu prachtvoll. Und trotzdem lebt meiner Meinung nach nicht der zehnte Teil des Proletariats anständig."

„Ich stimme nicht einer einzigen Ihrer Bemerkungen bei, und, was mehr ist, Henry, Sie selbst glauben auch nicht daran."

Lord Henry strich sich den spitzen braunen Bart und stieß mit dem Ebenholzstück, an dem eine kleine Quaste hing, gegen die Kappe seines Lackstiefels.

„Wie englisch Sie sind, Basil! Sie machen heute zum zweitenmal diesen Einwurf. Wenn man einem richtigen Engländer eine Idee mitteilt, was ja immer voreilig ist, fällt es dem nicht im Traum ein, zu überlegen, ob die Idee richtig oder falsch ist. Das einzige, was ihm von Belang scheint, ist, ob der Sprecher glaubt, was er sagt oder nicht. Aber der Wert eines Gedankens hat nicht das geringste mit der Ehrlichkeit dessen, der ihn ausspricht, zu schaffen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Idee um so geistreicher sein, je unaufrichtiger der Mann ist. Dann haben nämlich weder seine Bedürfnisse noch seine Wünsche noch seine Vorurteile auf sie abgefärbt. Indes ich habe nicht die Absicht, politische, soziale oder philosophische Diskussionen mit Ihnen zu führen. Mir sind Menschen mehr als Grundsätze und grundsatzlose Menschen überhaupt das Liebste auf der Welt. Erzählen Sie mir mehr von Dorian Gray. Wie oft sehen Sie ihn?"

„Jeden Tag. Ich wäre unglücklich, wenn ich ihn einen Tag nicht sähe. Er ist für mich einfach notwendig.“

„Merkwürdig. Ich habe immer geglaubt, Sie kümmerten sich nie um etwas anderes als um Ihre Kunst.“

„Meine Kunst und er — das ist jetzt nur eins“, sagte der Maler ernsthaft. „Manchmal glaube ich, Henry, daß es nur zwei wichtige Epochen in der Weltgeschichte gibt. Die erste ist die Einführung einer neuen künstlerischen Technik und die zweite die Erscheinung eines neuen Kunsttypus. Was die Erfindung der Ölmalerei für die Venezianer war, das war das Gesicht des Antinous für die spätgriechische Plastik, und das wird das Gesicht Dorian Grays eines Tages für mich sein. Das, worauf es ankommt, ist nicht, daß ich ihn male, zeichne, skizziere. Natürlich habe ich das alles getan. Aber er ist weit mehr für mich als ein Modell oder ein Mensch, der mir sitzt. Ich will gewiß nicht behaupten, daß ich unzufrieden mit dem bin, was ich nach ihm gemacht habe, oder daß seine Schönheit von einer Art ist, die die Kunst nicht ausdrücken kann. Es gibt überhaupt nichts, was die Kunst nicht ausdrücken kann, und ich weiß: was ich gemacht habe, seitdem ich Dorian Gray kenne, ist gut, ja, das Beste, was mir je gelungen ist. Aber auf irgendeine sonderbare Weise — ich glaube nicht, daß Sie das verstehen werden — hat mir seine Persönlichkeit eine vollständig neue Art der Kunst, einen durchaus neuen Stil offenbart. Ich sehe die Dinge ganz anders, ich empfinde sie ganz anders, ich kann das Leben jetzt auf eine Art neu schaffen, die mir früher verschlossen war. ‚Ein Traum von Form in den Tagen des Denkens‘: wer war es noch, der das gesagt hat? Ich weiß nicht mehr, aber es ist genau das, was Dorian Gray für mich bedeutet. Was die bloße Anwesenheit dieses Knaben — denn für mich ist er kaum mehr als ein Knabe, wenn er auch schon über die Zwanzig hinaus ist — für mich bedeutet, können Sie sich gar nicht vorstellen.

Ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, enthüllt er mir die Linien einer neuen Schule, einer Schule, in der die ganze Leidenschaft der Romantik enthalten ist und die ganze Vollkommenheit des griechischen Geistes. Die Harmonie von Seele und Leib, wieviel ist das doch! Wir in unserer Narretei haben die beiden Dinge voneinander getrennt und haben einen Realismus erfunden, der gemein, und einen Idealismus, der leer ist. Henry, wenn Sie wüßten, was mir Dorian Gray ist! Erinnern Sie sich an die Landschaft, die ich einmal gemalt habe und für die mir Agnew ein so wahnsinniges Geld angeboten hat und die ich doch nie weggeben wollte? Es ist sicher eine der besten Sachen, die ich je gemacht habe. Und warum ist sie das? Weil, während ich sie gemalt habe, Dorian Gray neben mir saß. Irgendein ganz feiner Strom ging von ihm zu mir, und zum erstenmal in meinem Leben entdeckte ich in dem simpeln Hügelland, das ich malte, das Wunder, nach dem ich immer gesucht hatte und das ich nie herausbringen konnte."

„Basil, das ist ja eine ganz außerordentliche Geschichte. Ich muß Dorian Gray kennenlernen."

Hallward sprang von der Bank auf und ging im Garten hin und her. Erst nach einer Weile kam er zurück.

„Henry," sagte er, „Dorian Gray ist für mich einfach ein künstlerisches Motiv. Es mag sein, daß Sie gar nichts an ihm finden. Ich finde alles an ihm. Er ist nie mehr in meiner Arbeit drin, als wenn in Wirklichkeit kein Schatten von ihm abgemalt ist. Er ist für mich, wie ich Ihnen schon gesagt habe, die Anregung zu einem neuen Stil. Ich finde ihn in gewissen Linien wieder, in der Lieblichkeit und Zartheit gewisser Farben. Das ist alles."

„Wenn das alles ist, warum wollen Sie dann sein Bild nicht ausstellen?" fragte Lord Henry.

„Weil ich, ohne es zu wollen, den Ausdruck all dieſer ganz merkwürdigen Künſtlervergötterung hineingelegt habe. Natürlich habe ich Dorian nie etwas davon geſagt. Er hat von alledem keine Ahnung. Er ſoll auch nie etwas davon erfahren. Aber die Welt könnte es erraten; und ich will meine Seele ihren oberflächlichen, gierigen Augen nicht entblößen. Mein Herz ſollen ſie nie unter ihr Mikroſkop legen dürfen. Es iſt zu viel von mir ſelbſt in dem Bild, Henry — zu viel von mir ſelbſt.“

„Dichter nehmen's nicht ſo genau wie Sie. Die wiſſen, daß Leidenſchaft für den Abſatz ihrer Bücher ſehr günſtig iſt. Ein gebrochenes Herz verhilft heutzutage zu einer ganzen Reihe von Auflagen.“

„Ich finde das abſcheulich von Ihren Dichtern!“ rief Hallward aus. „Ein Künſtler ſoll Schönes ſchaffen, aber er ſoll nichts von ſeinem eigenen Leben hineinbringen. Wir leben in einer Zeit, in der die Menſchen aus der Kunſt eine Art Autobiographie machen wollen. Wir haben einfach den klaren Begriff der Schönheit verloren. Später einmal will ich der Welt zeigen, was ſie iſt; und deshalb ſollen die Leute mein Bild des Dorian Gray niemals ſehen.“

„Ich glaube, Sie haben ganz unrecht, Baſil, aber ich will mit Ihnen nicht ſtreiten. Nur die geiſtig ganz leeren Menſchen ſtreiten überhaupt. Sagen Sie mir, liebt Dorian Gray Sie ſehr?“

Der Maler dachte ein paar Augenblicke nach, dann nach einer Weile ſagte er: „Er hat mich gern. Ja, ſicher, er hat mich gern. Natürlich ſchmeichle ich ihm fürchterlich. Ich empfinde eine ganz ſonderbare Luſt, ihm Dinge zu ſagen, die mir ſpäter leid tun. In der Regel iſt er auch entzückend zu mir, und wir ſitzen im Atelier und plaudern von tauſend Dingen. Dann und wann iſt er allerdings greulich rückſichtslos und ſcheint große Freude darin zu finden, mich zu kränken. Dann, Henry,

dann habe ich das Gefühl, daß ich meine ganze Seele jemand ausgeliefert habe, der ſie behandelt wie eine Blume, die man ins Knopfloch ſteckt, ein Schmuckſtück, mit dem man ſeine Eitelkeit befriedigt, einen Zierat für einen Sommertag."

„Sommertage, Baſil, pflegen lange zu währen", murmelte Lord Henry. „Vielleicht werden Sie ſeiner früher müde, als er Ihrer. Es iſt ſehr traurig, aber es iſt kein Zweifel, das Genie überdauert die Schönheit. Das erklärt auch, daß wir uns ſo viel Mühe geben, uns zu überbilden. In dem wilden Exiſtenzkampfe, den wir führen, wollen wir etwas Dauerhaftes haben, und ſo füllen wir unſer Gehirn mit Plunder und Tatſachen an, in der dummen Hoffnung, auf dieſe Art unſeren Platz zu behalten. Der durch und durch gebildete Mann, — das iſt das moderne Ideal. Und das Gehirn dieſes durch und durch gebildeten Mannes iſt etwas Fürchterliches. Es gleicht einem Kurioſitätenladen; drin ſind lauter abſonderliche Dinge, Staub drüber und jeder Gegenſtand über ſeinen wahren Wert ausgezeichnet. Immerhin, ich glaube, Sie werden früher müde werden. Eines Tages werden Sie Ihren Freund anſchauen und finden, daß er etwas verzeichnet iſt, oder Sie werden ſeine Farbe nicht mögen oder irgend etwas Ähnliches. Sie werden ihm dann in Ihrem Herzen bittere Vorwürfe machen und ganz ernſthaft davon überzeugt ſein, daß er ſich ſehr ſchlecht gegen Sie benommen hat. Wenn er Sie dann das nächſtemal beſucht, werden Sie völlig kühl und gleichgültig gegen ihn ſein. Aber das wird ſehr ſchade ſein, denn es wird Sie ſelbſt ſehr verändern. Was Sie mir da erzählt haben, iſt ein richtiger Roman. Man könnte es einen Kunſtroman nennen. Das große Unglück beim Erleben von Romanen iſt nur, daß man nachher ſo ganz unromantiſch zurückbleibt."

„Henry, ich bitte Sie, sprechen Sie nicht so. Solang ich lebe, wird mich die Persönlichkeit Dorian Grays beherrschen. Sie können nicht empfinden, was ich empfinde. Sie verändern sich zu oft."

„Ja, mein lieber Basil, das ist aber gerade der Grund, warum ich es empfinden kann. Die treuen Menschen kennen nur die alltägliche Seite der Liebe; die Treulosen allein begreifen die Tragödien der Liebe." Bei diesen Worten zündete Lord Henry an einem zierlichen silbernen Büchschen ein Wachskerzchen an und begann eine Zigarette zu rauchen, mit jener selbstbewußten, zufriedenen Art, als hätte er den Sinn der ganzen Welt in einem Satze zusammengefaßt.

Man hörte ein leises Rauschen, das von den zirpenden Sperlingen in den grünen, lackartigen Efeublättern kam, und die blauen Schatten der Wolken jagten einander über das Gras wie Schwalben. Wie hübsch war es doch in dem Garten! Und wie entzückend waren doch die Gefühlsregungen anderer Leute! — viel entzückender als ihre Gedanken, wie es Lord Henry schien. Die eigene Seele und die Leidenschaft eines Freundes — das waren eigentlich die fesselnden Dinge des Lebens. Er stellte sich mit geheimem Vergnügen das langweilige Frühstück vor, das er durch seinen langen Besuch bei Basil Hallward versäumt hatte. Wenn er zu seiner Tante gegangen wäre, hätte er dort sicherlich Lord Goodbody getroffen und das ganze Gespräch hätte von Volksernährung und der Notwendigkeit von Musterwohnungen gehandelt. Jeder Stand hätte die Wichtigkeit gerade jener Tugenden gepredigt, für deren Ausübung in seinem eigenen Leben gar keine Notwendigkeit vorhanden war. Der Reiche hätte von dem Werte der Sparsamkeit gesprochen und der Müßige mit ungemeiner Beredsamkeit über die Würde der Arbeit. Es war reizend, all dem entgangen zu sein.

Als Lord Henry an seine Tante dachte, fiel ihm etwas ein. Er wendete sich zu Basil und sagte: „Mein lieber Freund, ich erinnere mich eben."

„Woran erinnern Sie sich, Henry?"

„Wo ich den Namen Dorian Grays gehört habe."

„Wo war das?" fragte Hallward, die Stirn etwas runzelnd.

„Sehen Sie mich nicht so böse an, Basil. Es war bei meiner Tante Lady Agatha. Sie erzählte mir, sie sei einem wundersamen jungen Menschen begegnet, der ihr im East-End helfen wollte, und er heiße Dorian Gray. Ich muß zugeben, sie hat mir nie etwas darüber gesagt, daß er so hübsch ist. Frauen haben kein Verständnis für Schönheit; wenigstens anständige Frauen. Sie sagte mir, daß er ein sehr, sehr wertvoller Mensch sei und einen prachtvollen Charakter habe. Ich stellte mir sofort ein Wesen mit Brille, dünnem Haar und gräßlichen Sommersprossen vor, das auf ungeheuren Füßen herumstapft. Ich wünsche jetzt, ich hätte gewußt, daß es Ihr Freund ist."

„Ich bin froh, daß Sie es nicht gewußt haben, Henry."

„Warum?"

„Ich will nicht, daß Sie ihn kennenlernen."

„Sie wollen nicht, daß ich ihn kennenlerne?"

Der Diener trat in den Garten und sagte: „Mr. Dorian Gray ist im Atelier, gnädiger Herr."

„Jetzt müssen Sie mich vorstellen!" rief Lord Henry lächelnd aus. Der Maler wendete sich seinem Diener zu, der blinzelnd in der Sonne dastand: „Bitten Sie Mr. Gray, zu warten, Parker, ich komme sofort." Der Mann verbeugte sich und ging ins Haus zurück.

Dann sah Basil Lord Henry ins Gesicht. „Dorian Gray ist mein teuerster Freund", sagte er. „Er hat eine schlichte, schöne Seele. Ihre Tante hatte ganz recht mit dem, was

ſie über ihn ſagte. Verderben Sie ihn mir nicht. Bemühen Sie ſich nicht, Einfluß auf ihn zu bekommen. Ihr Einfluß wäre verderblich. Die Welt iſt groß, und es gibt eine Menge köſtlicher Geſchöpfe auf ihr. Nehmen Sie mir nicht die einzige Perſon weg, die meiner Kunſt ihren ganzen Reiz bietet. Mein künſtleriſches Daſein hängt von ihm ab. Denken Sie daran, Henry, ich vertraue Ihnen." Er ſprach ſehr langſam, die Worte ſchienen ſich aus ihm gegen ſeinen Willen loszuringen.

„Was für Unſinn Sie reden!" ſagte Lord Henry lächelnd, nahm Hallward beim Arm und zog ihn faſt in das Haus.

Zweites Kapitel

Als ſie eintraten, ſahen ſie Dorian Gray. Er ſaß am Klavier, mit dem Rücken nach ihnen und blätterte in den Seiten eines Bandes von Schumanns „Waldſzenen". „Sie müſſen mir die Noten leihen, Baſil!" rief er aus, „ich muß dieſe Muſik lernen, ſie iſt einfach entzückend."

„Dorian, das hängt ganz davon ab, wie Sie mir heute ſitzen."

„Es langweilt mich aber, Ihnen zu ſitzen, und ich will gar kein lebensgroßes Bild von mir ſelbſt haben", antwortete der Jüngling und ſchwang ſich in dem Muſikſtuhl auf eine eigenſinnige, ausgelaſſene Weiſe herum. Als er aber Lord Henry erblickte, ſtieg ein ſchwaches Rot einen Augenblick in ſeine Wangen und er fuhr auf. „Ich bitte um Entſchuldigung, Baſil, ich wußte nicht, daß Sie Beſuch haben."

„Das iſt Lord Henry Wotton, Dorian, ein alter Freund von Oxford her. Ich habe ihm gerade erzählt, wie wunderbar Sie ſitzen, und jetzt haben Sie mir alles verdorben."

„Mir haben Sie das Vergnügen, Sie zu treffen, nicht verdorben, Mr. Gray", ſagte Lord Henry, ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. „Meine Tante hat oft von Ihnen geſprochen. Sie ſind einer ihrer Lieblinge und, wie ich fürchte, eines ihrer Opfer."

„Ich ſtehe jetzt auf Lady Agathas ſchwarzer Liſte", antwortete Dorian mit einem komiſch reuigen Blick. „Ich hatte ihr verſprochen, ſie letzten Dienstag nach einem Klub in Whitechapel zu begleiten, und ich habe dann die ganze Geſchichte vergeſſen. Wir hätten miteinander vierhändig ſpielen ſollen — drei Stücke, wenn ich mich recht erinnere. Ich habe keine Ahnung, was ſie mir ſagen wird, wenn ſie mich das nächſtemal ſieht. Ich habe viel zuviel Angſt, ihr einen Beſuch zu machen."

„Ich werde Sie ſchon mit meiner Tante verſöhnen. Sie iſt Ihnen ſehr zugetan, und ich glaube auch, es ſchadet nichts, daß Sie nicht da waren. Das Publikum hat vermutlich gemeint, es ſei vierhändig geſpielt worden. Wenn ſich Tante Agatha ans Klavier ſetzt, macht ſie für zwei Perſonen reichlich genug Lärm."

„Sie ſprechen ſehr ſchlecht von ihr und machen mir auch kein Kompliment", antwortete Dorian lachend.

Lord Henry ſah ihn an. Ja, er war wirklich wunderbar ſchön, mit ſeinen feingeſchwungenen dunkelroten Lippen, den offenen blauen Augen und dem gewellten goldblonden Haar. In ſeinem Geſicht war ein Ausdruck, der ſofort Vertrauen erweckte. All die Aufrichtigkeit der Jugend lag darin und all die leidenſchaftliche Reinheit der Jugend. Man fühlte, daß er bisher von der Welt noch unberührt war. Es war kein Wunder, daß ihn Baſil Hallward anbetete.

„Sie ſind viel zu reizend, um ſich der Wohltätigkeit zu widmen, Mr. Gray — viel zu reizend!" ſagte Lord Henry, warf ſich auf den Diwan und öffnete ſeine Zigarettendoſe.

Der Maler hatte inzwiſchen eifrig ſeine Farben gemiſcht und ſeine Pinſel gewaſchen. Er ſah verärgert aus, und als er die letzte Bemerkung Lord Henrys hörte, blickte er zu ihm hin, ſann einen Augenblick nach und ſagte: „Henry, ich möchte das Bild heute fertig malen. Werden Sie es ſehr grob von mir finden, wenn ich Sie bitte, uns jetzt allein zu laſſen?“

Lord Henry lächelte und ſah Dorian Gray an. „Soll ich gehen, Mr. Gray?“

„Bitte, bleiben Sie, Lord Henry, Baſil hat einen ſeiner ſchlechten Tage, und ich kann ihn nicht leiden, wenn er ſo iſt. Außerdem möchte ich von Ihnen erfahren, warum ich mich nicht der Wohltätigkeit widmen ſoll.“

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das ſagen ſoll, Mr. Gray. Es iſt eine ſo langweilige Sache, daß man ernſthaft darüber reden müßte. Aber jetzt gehe ich auf keinen Fall, nachdem Sie mich gebeten haben, dazubleiben. Sie haben doch nichts dagegen, Baſil? Sie haben mir ſo oft geſagt, daß es Ihnen angenehm iſt, wenn die, die Ihnen ſitzen, mit jemand plaudern können.“

Hallward biß ſich auf die Lippe. „Wenn Dorian es wünſcht, müſſen Sie natürlich dableiben. Dorians Launen ſind Geſetze für jedermann, ausgenommen für ihn ſelbſt.“

Lord Henry nahm ſeinen Hut und ſeine Handſchuhe. „Sie drängen mich ſehr, Baſil, aber ich fürchte wirklich, ich muß gehen. Ich habe eine Verabredung mit einem Herrn im Orleans-Klub. Adieu, Mr. Gray! Kommen Sie doch gelegentlich am Nachmittag zu mir nach Curzon Street. Um fünf Uhr treffen Sie mich faſt täglich. Schreiben Sie mir, bitte, wann Sie kommen. Es würde mir ſehr leid tun, Sie zu verfehlen.“

„Baſil,“ rief Dorian Gray, „wenn Lord Henry Wotton geht, dann gehe ich auch. Sie ſprechen ja nie ein Wort,

wenn Sie malen, und es ist furchtbar langweilig, auf einem Podium zu stehen und zu versuchen, freundlich auszusehen. Bitten Sie ihn, dazubleiben, ich bestehe darauf."

„Bleiben Sie Dorian und mir zu Gefallen", sagte Basil, die Augen fest auf sein Bild gerichtet. „Er hat ganz recht, ich spreche nie ein Wort, während ich arbeite, höre auch nie zu, und es muß sehr langweilig für die unglücklichen Menschen sein, die mir sitzen. Ich bitte Sie, dazubleiben."

„Was wird aber aus meiner Verabredung im Orleans-Klub?"

Der Maler lachte. „Ich glaube, damit wird es keine Schwierigkeit haben. Setzen Sie sich nur wieder hin, Henry. Und jetzt, Dorian, gehen Sie auf das Podium. Bewegen Sie sich nicht zu viel und geben Sie auch nicht acht auf das, was Lord Henry sagt. Er hat einen sehr bösen Einfluß auf alle seine Freunde, mich allein ausgenommen."

Dorian Gray bestieg mit der Miene eines jungen griechischen Märtyrers das Podium und schnitt, zu Lord Henry gewandt, ein Gesicht. Er hatte zu diesem Mann, der so ganz anders war als Basil, eine schnelle Neigung gefaßt. Die beiden bildeten einen entzückend scharfen Gegensatz. Und dann hatte er ein so schönes Organ.

Ein paar Augenblicke später sagte Dorian zu ihm: „Lord Henry, haben Sie wirklich einen so bösen Einfluß? Ist es so arg, wie Basil sagt?"

„Es gibt keinen guten Einfluß, Mr. Gray. Jeder Einfluß ist unmoralisch — unmoralisch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus."

„Warum?"

„Weil beeinflussen so viel ist wie einem anderen die eigne Seele leihen. Er denkt dann nicht mehr an seine eigenen Gedanken, verzehrt sich nicht mehr an seinen eigenen Leidenschaften. Seine Tugenden sind gar nicht seine

Tugenden. Seine Sünden — wenn es überhaupt so etwas wie Sünden gibt — sind nur geborgt. Er wird ein Echo für die Töne eines anderen; ein Schauspieler, der eine Rolle spielt, die nicht für ihn geschrieben ist. Der Sinn des Daseins ist: Selbstentwicklung. Die eigene Persönlichkeit voll zum Ausdruck zu bringen — das ist die Aufgabe, die jeder von uns hier zu lösen hat. Heutzutage hat jeder Angst vor sich. Die Menschen haben ihre heiligste Pflicht vergessen, nämlich die gegen sich selbst. Natürlich sind sie mildtätig. Sie nähren den Hungernden, bekleiden den Bettler. Ihre eigenen Seelen aber darben und sind entblößt. Der Mut ist unserem Geschlecht abhanden gekommen. Vielleicht haben wir auch nie welchen besessen. Die Furcht vor der Gesellschaft, die Grundlage der Sittlichkeit, und die Furcht vor Gott, dieses Geheimnis der Religion — das sind die zwei Kräfte, die uns beherrschen. Und doch —"

„Dorian, seien Sie bitte einmal brav und drehen Sie den Kopf eine Spur nach rechts", sagte der Maler, in sein Werk vertieft; doch er hatte gemerkt, daß in des Jünglings Gesicht ein Ausdruck getreten war, den er vordem nie dort bemerkt hatte.

„Und doch," fuhr Lord Henry mit seiner tiefen musikalischen Stimme fort, während er die Hand in einer anmutigen Art, die er schon in der Schule gehabt hatte, bewegte, „wenn nur die Menschen ihr eigenes Leben voll, bis auf den letzten Rest leben würden, jedes Gefühl Gestalt bekommen lassen, jeden Gedanken ausdrücken wollten, jeden Traum in Dasein umsetzen — ich bin überzeugt davon, dann käme in die Welt eine solche Summe von neuer Freude und Lust, daß wir alle die seelischen Krankheiten des Mittelalters vergäßen und zum hellenischen Ideal zurückkehrten. Ja, wir kämen vielleicht zu etwas Feinerem, Reicherem als dem Griechentum. Aber selbst der Tapferste

unter uns hat Angſt — vor ſich ſelbſt. Die Selbſtverſtümmlung der Wilden hat ihr tragiſches Überbleibſel in der Selbſtverleugnung, die unſer Leben auffrißt. Wir büßen für unſere Entſagungen. Jeder Trieb, den wir zu unterdrücken ſuchen, brütet im Innern weiter und vergiftet uns. Der Körper ſündigt nur einmal und iſt dann mit der Sünde fertig, denn Tat iſt immer Reinigung. Nichts bleibt dann zurück als die Erinnerung an eine Luſt oder die Wolluſt der Reue. Die einzige Art, eine Verſuchung zu beſtehen, iſt, ſich ihr hinzugeben. Widerſtehen Sie ihr, ſo erkrankt Ihre Seele vor Sehnſucht nach der Erfüllung, die ſie ſich ſelber verweigert hat, vor Gier nach dem, was die ungeheuerlichen Geſetze der Seele ungeheuerlich und ungeſetzmäßig gemacht haben. Es iſt geſagt worden, daß die großen Ereigniſſe der Welt im Gehirn vor ſich gehen. Im Gehirn und nur im Gehirn werden auch die großen Sünden der Welt begangen. Sie, Mr. Gray, Sie ſelbſt mit Ihrer roſenroten Jugend, Ihrer Jugendblüte, die wie weiße Roſen iſt, Sie haben ſchon Leidenſchaften erlebt, die Ihnen Angſt eingejagt haben, Gedanken gehabt, die Sie mit Schrecken erfüllt haben, wachend und ſchlafend Träume geträumt, deren bloße Erinnerung Ihre Wangen ſchamrot werden ließe ..."

„Hören Sie auf," ſtammelte Dorian Gray, „hören Sie auf, Sie machen mich ganz wirr. Ich weiß nicht, was ich zu alldem ſagen ſoll. Es gibt eine Antwort auf das alles, aber ich kann ſie nicht finden. Sagen Sie nichts mehr! Laſſen Sie mich nachdenken. Oder vielmehr, laſſen Sie mich verſuchen, nicht nachzudenken."

Etwa zehn Minuten ſtand er bewegungslos, mit halb offenen Lippen, ſeltſam leuchtenden Augen da. Er war ſich dumpf bewußt, daß ganz neue Einflüſſe in ihm arbeiteten. Und doch ſchien es, als kämen ſie in Wirklichkeit aus ſeinem eigenen Innern. Die wenigen Sätze, die Baſils Freund zu

ihm gesagt hatte — ohne Zweifel zufällig hingeworfene Worte voll eigensinniger Paradoxie — hatten eine geheime Saite seiner Seele berührt, die vordem nie getönt hatte, die er aber nun zittern, in seltsamen Schwingungen klopfen spürte.

Bisher hatte ihn nur die Musik so aufgewühlt. Die Musik hatte ihn schon oft in Aufruhr gebracht. Aber Musik konnte man nicht mit dem harten Verstande fassen ... Sie bringt keine neue Welt, schafft eher ein neues Chaos in uns. Worte, nur Worte. Wie schrecklich die sind! Wie klar, wie wirklich, wie grausam! Man kann nicht vor ihnen davonlaufen. Und doch, welch tiefer Zauber steckt in ihnen! Sie scheinen die Kraft zu haben, formlosen Dingen eine plastische Gestalt zu geben, und sie besitzen eine eigene Musik so süß wie die der Geige oder der Flöte. Nur Worte! Gibt es irgend etwas so Wirkliches wie Worte?

Ja; es hatte in seiner Knabenzeit Dinge gegeben, die unbegreiflich gewesen waren. Jetzt erst verstand er sie. Plötzlich bekam das Leben lodernde Farben. Nun schien es ihm, als sei er mitten durch Flammen gewandert. Warum hatte er es bisher nie gewußt?

Lord Henry beobachtete ihn mit einem feinen Lächeln. Er kannte genau den psychologischen Moment, in dem man kein Wort sagen durfte. Dieser junge Mensch interessierte ihn sehr. Die schnelle Wirkung seiner Worte hatte ihn in Erstaunen gesetzt; nun entsann er sich eines Buches, das er mit sechzehn Jahren gelesen und das ihm viel bis dahin Unbekanntes enthüllt hatte, und fragte sich, ob Dorian Gray wohl eine ähnliche Erfahrung erlebe. Er hatte bloß einen Pfeil abgedrückt. Hatte er das Ziel getroffen? Wie bezaubernd war doch dieser Jüngling!

Inzwischen malte Hallward in jenen wunderbar großen Zügen weiter, die das Zeichen aller wahren Feinheit und

Vollkommenheit sind; denn die kann der Kunst nur aus der Kraft werden. Er merkte die wortlose Stille gar nicht.

„Basil, das Stehen macht mich müde!“ rief Dorian plötzlich aus. „Ich muß hinaus in den Garten und mich hinsetzen. Die Luft hier ist unerträglich drückend.“

„Lieber, es tut mir wirklich leid, daß ich Sie so plage. Wenn ich male, kann ich an sonst nichts denken. Aber Sie haben nie besser gesessen. Sie waren ganz ruhig. Und ich habe endlich den Ausdruck herausgebracht, den ich gesucht habe: die halb offenen Lippen und den Glanz in den Augen. Ich weiß nicht, was Ihnen Henry erzählt hat, aber sicher hat er Ihnen einen prachtvollen Ausdruck gegeben. Ich vermute, er hat Ihnen Komplimente gemacht. Sie dürfen ihm aber kein Wort glauben.“

„Nein, er hat mir nicht das kleinste Kompliment gemacht. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich wirklich kein Wort von dem glaube, was er gesagt hat.“

„Sie wissen selbst, daß Sie jedes Wort davon glauben“, erwiderte Lord Henry, der ihn mit seinen weichen, träumerischen Augen ansah. „Wir wollen zusammen in den Garten gehen. Es ist furchtbar heiß im Atelier. Basil, lassen Sie uns irgendwas ganz Kaltes zu trinken geben, irgendwas mit Erdbeeren.“

„Sofort, Henry. Bitte, klingeln Sie selbst, und wenn Parker kommt, will ich ihm sagen, was Sie wünschen. Ich muß den Hintergrund hier noch fertig machen; ich komme später nach. Halten Sie mir aber Dorian nicht zu lange fest. Ich war nie in besserer Stimmung zum Malen als heute. Dies Porträt wird mein Meisterwerk. Schon jetzt wie es da steht, ist es mein Meisterwerk.“

Lord Henry ging in den Garten hinaus und traf dort Dorian Gray, wie er sein Gesicht in den großen, kühlen Fliederbüschen versteckte und fieberhaft ihren Duft einsog,

als tränke er Wein. Er ging nahe an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie haben ganz recht“, sagte er leise. „Nichts hilft der Seele besser als die Sinne, so wie den Sinnen nur die Seele helfen kann.“

Der Jüngling schreckte auf und trat einen Schritt zurück. Er war ohne Hut, und die Blätter hatten seine wilden Locken aufgewühlt und all ihre goldenen Fäden verwirrt. In seinen Augen lag ein Schimmer von Furcht, wie ihn Menschen haben, die man jäh aus dem Schlaf weckt. Seine zartgeschnittenen Nasenflügel bebten, und ein geheimer Nerv erschütterte die scharlachroten Lippen, so daß sie bebten.

„Ja“, fuhr Lord Henry fort, „das ist eines der großen Geheimnisse unseres Daseins: die Seele durch die Sinne heilen können und die Sinne durch die Seele. Sie sind ein wunderbares Geschöpf. Sie wissen von mehr Dingen, als Ihnen bewußt ist, und doch wissen Sie weniger, als Sie wissen sollten.“

Dorian Gray wandte den Kopf weg. Er fühlte sich unbehaglich. Ein unwiderstehlicher Reiz zog ihn zu diesem großen, anmutigen jungen Mann hin, der da neben ihm stand. Sein romantisches, olivenfarbiges Gesicht, der müde Ausdruck interessierte ihn. Diese tiefe, schwermütige Stimme fesselte. Auch seine kühlen, weißen, blumengleichen Hände zogen an. Sie bewegten sich bei seinen Worten, begleiteten sie wie Musik und schienen eine eigene Sprache zu sprechen. Aber er hatte auch Angst vor ihm und schämte sich dieser Furcht. Warum hatte ein Fremder kommen müssen, um ihm die eigene Seele zu offenbaren? Er kannte Basil Hallward nun seit Monaten, aber diese Freundschaft hatte ihn nicht verändert. Jetzt war plötzlich jemand in sein Leben getreten, der ihm das Mysterium des Daseins zu enthüllen schien. Und doch — wovor sollte er sich fürchten? Er war

doch kein Schulknabe mehr, kein kleines Mädchen. Es war albern, Angſt zu haben.

„Kommen Sie, ſetzen wir uns in den Schatten“, ſagte Lord Henry. „Parker hat uns was zum Trinken gebracht, und wenn Sie noch länger unter den Sonnenſtrahlen ſtehen, werden Sie ſich Ihren Teint verderben, und Baſil wird Sie nie mehr malen. Sie dürfen ſich wirklich nicht von der Sonne verbrennen laſſen. Es würde Ihnen ſchlecht ſtehen.“

„Was läge dran?“ rief Dorian Gray und lachte, als er ſich auf eine Bank am Ende des Gartens ſetzte.

„Alles läge dran. Bei Ihnen Mr. Gray.“

„Wieſo?“

„Weil Sie ſo wundervoll jung ſind. Und Jugend iſt das einzige, was im Leben einen Wert hat.“

„Ich empfinde das nicht ſo, Lord Henry.“

„Nein, jetzt empfinden Sie es nicht ſo. Später einmal, wenn Sie alt, runzlig und häßlich ſind, wenn die Gedanken Furchen in Ihre Stirne gegraben haben, die Leidenſchaft Ihre Lippen mit ihren ſchrecklichen Feuern verbrannt hat, dann werden Sie es empfinden, furchtbar empfinden. Jetzt berücken Sie die ganze Welt, Sie können hingehen, wo Sie wollen. Wird das immer ſo ſein?... Sie haben ein wundervoll ſchönes Geſicht, Mr. Gray. Runzeln Sie nicht die Stirn. Es iſt ſo. Und Schönheit iſt eine Form des Genies — ſteht in Wahrheit noch höher als Genie, denn ſie verlangt keinerlei Erläuterung. Sie iſt eines der großen Lebensdinge, wie der Sonnenſchein oder der Frühling oder der Abglanz jener ſilbernen Schale, die wir den Mond nennen, in dunklen Wäſſern. Man kann ſie nicht beſtreiten. Sie hat ein göttliches, über alles erhabenes Recht. Wer ſie hat, iſt ein Fürſt. Sie lächeln — ach, wenn Sie ſie verloren haben, lächeln Sie nicht mehr... Die Leute ſagen manchmal, Schönheit ſei etwas Äußerliches. Vielleicht. Aber zum

mindeſten iſt ſie nicht ſo äußerlich wie das Denken. Für mich iſt Schönheit das Wunder der Wunder. Nur die Toren urteilen nicht nach dem Außern. Das wahre Geheimnis der Welt iſt das Sichtbare, nicht das Unſichtbare ... Ja, Mr. Gray, die Götter haben es mit Ihnen gut gemeint. Aber was ſie einem ſchenken, das rauben ſie auch bald wieder. Sie haben nur ein paar Jahre, in denen Sie wirklich, vollkommen ſich ausleben können. Wenn Ihre Jugend Sie verläßt, nimmt ſie die Schönheit mit, und dann werden Sie plötzlich entdecken, daß keine Siege mehr auf Sie warten, oder Sie werden ſich mit jenen traurigen Siegen begnügen müſſen, die das Gedächtnis der Vergangenheit für Sie bitterer als Niederlagen machen wird. Jeder Monat, der dahingeht, bringt Sie einem ſchrecklichen Ziele näher. Die Zeit iſt eiferſüchtig auf Sie und kämpft gegen die Lilien und Roſen Ihrer Haut. Allmählich werden Sie fahl und hohlwangig, und Ihre Augen werden ſtumpf blicken. Sie werden unſäglich leiden ... Oh, leben Sie Ihrer Jugend, ſolange ſie da iſt. Vergeuden Sie das Gold Ihrer Tage nicht, hören Sie nicht auf die Philiſter, mühen Sie ſich nicht, hoffnungsloſe Verhängniſſe zu verbeſſern oder Ihr Leben den Unwiſſenden, Niedrigen, den gemeinen Leuten hinzugeben! Das ſind die kranken Ziele, die falſchen Ideale unſerer Zeit. Leben Sie! Leben Sie das wunderbare Leben, das in Ihnen iſt! Verſagen Sie ſich nichts! Suchen Sie raſtlos nach einem neuen Gefühl! Fürchten Sie nichts ... Ein neuer Hedonismus täte uns allen not. Sie könnten ſein lebendiges Symbol ſein. Mit Ihrer Perſönlichkeit können Sie alles wagen. Die Welt gehört Ihnen — eine kurze Spanne lang ... In dem Augenblick, da ich Sie ſah, merkte ich, daß Sie keine Ahnung davon haben, was Sie ſind, was Sie ſein könnten. Aber ſo viel in Ihnen entzückte mich, daß ich Ihnen etwas über Ihre Natur ſagen mußte. Ich

hätte es als Tragik empfunden, wenn Sie ſich wegwerfen wollten. Ihre Jugend währt ja nur ſo kurze Zeit — ſo unglaublich kurze Zeit. Die Wald- und Wieſenblumen welken, aber ſie blühen wieder. Der Goldregen wird nächſten Juni genau ſo gelb ſein wie jetzt. In einem Monat hat die Klematis purpurne Sterne, und Jahr für Jahr umſchließt die grüne Pracht der Blätter ſolche Purpurſterne. Aber wir Menſchen bekommen unſere Jugend nie wieder. Der Puls der Freude, der in dem Zwanzigjährigen ſchlägt, wird ſchlaff. Unſere Glieder verſagen, die Sinne verkommen. Wir verfallen zu grauslichen Fratzen, werden gequält von der Erinnerung an Leidenſchaften, vor denen wir zurückgeſcheut haben, und köſtlichen Verſuchungen, denen zu erliegen wir den Mut nicht hatten. Jugend, Jugend ... Es gibt nichts in der Welt als Jugend!“

Dorian Gray hörte zu, mit aufgeriſſenen Augen, ſtaunend. Der Fliederzweig fiel aus ſeiner Hand auf den Kies. Eine Biene in ihrem Pelzkleid kam und ſummte einen Augenblick um die Blüten herum. Dann kletterte ſie eifrig auf den kleinen ſchmalgeſternten Blumen herum. Er beobachtete ſie mit jenem ſonderbaren Intereſſe an gewöhnlichen Dingen, das wir zu zeigen ſuchen, wenn wir uns vor Dingen von hoher Bedeutung fürchten oder wenn wir durch ein neues Gefühl erſchüttert werden, für das wir die Formel noch nicht wiſſen. Oder wenn ein ſchrecklicher Gedanke das Hirn bedrängt und verlangt, daß wir ihn einlaſſen. Nach einer Weile flog die Biene weg. Er ſah ſie in die bunte Trompete einer Winde kriechen. Die Blume ſchien zu erbeben. Dann ſchwankte ſie ſanft hin und her.

Plötzlich erſchien der Maler in der Tür des Ateliers und forderte ſie mit kurzen wiederholten Bewegungen auf, hereinzukommen. Sie wendeten ſich raſch zueinander und lächelten.

„Ich warte!“ rief er. „Kommt! Das Licht iſt wundervoll. Ihr könnt die Gläſer mitbringen.“

Sie ſtanden auf und ſchlenderten zuſammen den Gartenpfad hinab. Zwei weißgrüne Schmetterlinge flogen hinter ihnen her, und in dem Birnbaum an der Gartenhecke begann eine Droſſel zu ſingen.

„Es freut Sie, mich getroffen zu haben, Mr. Gray?“ fragte Lord Henry und ſah ihn an.

„Ja, jetzt bin ich froh darüber. Ich weiß nicht, ob ich's immer ſein werde!“

„Immer, — das iſt ein unerträgliches Wort. Ich ſchaudere, wenn ich es höre. Die Frauen gebrauchen es ſo gern. Sie richten alle Abenteuer zugrunde, indem ſie ihnen Ewigkeit geben wollen. Außerdem: es iſt ein ſinnloſes Wort. Der einzige Unterſchied zwiſchen einer Laune und einer Leidenſchaft, die ein Leben lang währt, iſt — daß die Laune ein Weilchen länger dauert.“

Als ſie ins Atelier traten, legte Dorian Gray ſeine Hand auf Lord Henrys Arm. „Laſſen Sie alſo unſere Freundſchaft eine Laune ſein“, ſagte er leiſe und errötete über ſeine eigene Kühnheit. Dann ſtieg er auf das Podium und nahm ſeine Stellung wieder ein.

Lord Henry warf ſich in einen weiten Rohrſeſſel und beobachtete ihn. Das Hin- und Herfahren des Pinſels gab den einzigen Ton, der die Stille unterbrach. Nur manchmal hörte man den Schritt Hallwards, wenn er zurücktrat, um ſein Bild aus der Entfernung zu prüfen. In den ſchrägen Sonnenſtrahlen, die durch die offne Tür einfielen, tanzte der Staub in goldenem Schimmer. Über allem brütete der ſchwere Duft der Roſen.

Als eine Viertelſtunde etwa vergangen war, hörte Hallward auf, zu malen, betrachtete Dorian eine lange Zeit, ſah dann lange auf das Bildnis, während er feſt in den Griff

seines großen Pinsels biß und die Stirne runzelte. „Es ist ganz fertig", rief er endlich, bückte sich und schrieb in großen roten Lettern seinen Namen in die linke Ecke der Leinwand. Lord Henry ging hinüber und betrachtete das Bild genau. Ja, es war ein wunderbares Kunstwerk und auch wunderbar ähnlich.

„Lieber Freund," sagte er, „ich wünsche Ihnen herzlichst Glück. Es ist das beste Porträt der modernen Zeit. Mr. Gray, kommen Sie und sehen Sie selbst!"

Der Jüngling schrak auf, wie aus einem Traum erweckt. „Ist es wirklich fertig?" murmelte er, als er vom Podium herabstieg.

„Ganz fertig", antwortete der Maler. „Sie haben heute prachtvoll gesessen. Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar."

„Das ist nur mein Verdienst," warf Lord Henry ein, „nicht wahr, Mr. Gray?"

Dorian gab keine Antwort, sondern trat nur nachlässig vor sein Bild und wandte sich ihm zu. Als er es sah, zuckte er zusammen, und seine Wangen röteten sich einen Augenblick vor Freude. Ein Ausdruck der Freude trat in seinen Blick, als erkenne er sich selbst jetzt zum ersten Male. Bewegungslos stand er da, in Staunen versunken. Er merkte dumpf, daß Hallward zu ihm sprach, aber er faßte den Sinn der Worte nicht. Das Gefühl seiner eigenen Schönheit überkam ihn wie eine Offenbarung. Er hatte sie nie vorher empfunden. Basil Hallwards Komplimente hatte er nur für liebenswürdig übertriebene Freundschaftsbeteuerungen gehalten. Er hatte sie angehört, über sie gelacht, sie vergessen. Sein Wesen hatten sie nicht beeinflußt. Dann war Lord Henry Wotton gekommen mit seinem sonderbaren Hymnus auf die Jugend, seiner schrecklichen Warnung vor ihrer Kürze. Das hatte ihn aufgerüttelt, und

jetzt, als er dastand und den Schatten der eigenen Lieblichkeit anschaute, durchdrang ihn die volle Wirklichkeit jener Schilderung. Ja, der Tag mußte kommen, da sein Gesicht faltig und verwittert, die Augen trüb und farblos, die Anmut seiner Gestalt gebrochen, entstellt sein würde. Das Scharlachrot seiner Lippen würde abfallen, das Gold des Haares sich wegstehlen. Er würde häßlich, grauenerregend, plump werden.

Als er daran dachte, durchdrang ihn ein scharfer Schmerz wie ein Messerstich und ließ die feinsten Nerven erbeben. Seine Augen wurden dunkel wie Amethyste, und ein Tränenschimmer stieg vor ihnen auf. Es war, als ob sich ihm eine eiskalte Hand aufs Herz gelegt hätte.

„Finden Sie es nicht gut?" rief schließlich Hallward, ein wenig gereizt durch das Schweigen des Jünglings, dessen Sinn er nicht begriff.

„Natürlich findet er es gut", sagte Lord Henry. „Wer würde das nicht? Es ist eins der größten Werke der modernen Kunst. Ich gebe Ihnen jeden Betrag dafür, den Sie nur wollen. Ich muß es haben."

„Es gehört nicht mir, Henry."

„Wem gehört es denn?"

„Dorian natürlich", entgegnete der Maler.

„Er hat Glück ..."

„Wie traurig es ist", flüsterte Dorian, der die Augen noch immer fest auf das Bild gerichtet hatte. „Wie traurig es ist! Ich werde alt werden, häßlich, widerlich. Aber dies Bild wird immer jung bleiben. Es wird nie über diesen heutigen Junitag hinaus altern ... Wenn es nur umgekehrt sein könnte! Wenn ich es wäre, der ewig jung bliebe und das Bild altern könnte! Dafür, dafür gäbe ich alles. Ja, nichts in der Welt wäre mir dafür zu viel. Ich gäbe meine Seele als Preis dahin."

„Dieſer Tauſch würde Ihnen kaum paſſen, Baſil", rief Lord Henry lachend. „Das wäre hart für Ihr Werk."

„Ja, ich würde mich ernſtlich wehren, Henry", ſagte Hallward.

Dorian Gray wandte ſich ihm zu und ſah ihn an. „Ich bin überzeugt, Sie würden ſich wehren, Baſil. Die Kunſt iſt Ihnen mehr als Ihre Freunde. Ich bedeute für Sie nicht mehr, als eine grünangelaufene Bronzefigur. Kaum ſo viel vielleicht."

Der Maler war ſtarr vor Verwunderung. So zu ſprechen war gar nicht Dorians Art. Was war geſchehen? Er ſchien ganz zornig. Sein Geſicht hatte ſich gerötet, die Wangen brannten.

„Ja," fuhr er fort, „ich bedeute für Sie weniger als dieſer Hermes aus Elfenbein oder der ſilberne Faun da. Die werden Sie immer ſchätzen. Wie lang aber werden Sie mich ſchätzen? Bis die erſte Runzel mein Geſicht entſtellt, vermutlich. Ich weiß es jetzt: wenn man ſeine Schönheit, von welcher Art ſie auch ſei, verliert, hat man alles verloren. Ihr eigenes Bild hat mich dieſe Weisheit gelehrt. Lord Henry Wotton hat ganz recht. Jugend iſt das einzige auf der Welt, was einen Wert hat. Wenn ich einmal entdecke, daß ich alt werde, bringe ich mich um."

Hallward wurde bleich und faßte ihn bei der Hand. „Dorian, Dorian," rief er aus, „ſagen Sie ſo etwas nicht. Ich habe nie einen Freund gehabt, der mir ſo viel war wie Sie, und werde nie einen haben. Sie können doch nicht auf lebloſe Dinge eiferſüchtig ſein, Sie, der Sie edler ſind, als irgendeines von ihnen."

„Ich bin eiferſüchtig auf jedes Ding, deſſen Schönheit nicht ſtirbt. Ich bin eiferſüchtig auf das Bild, das Sie von mir gemalt haben. Warum darf es behalten, was ich hergeben muß? Jeder Augenblick, der verſtreicht, nimmt mir

etwas weg, ſchenkt ihm etwas. Oh, wenn es doch umgekehrt wäre! Wenn ſich doch das Bild veränderte und ich immer bleiben könnte, wie ich bin! Warum haben Sie es gemalt? Es wird mich einmal verhöhnen, furchtbar verhöhnen."

Heiße Tränen traten ihm in die Augen. Er riß die Hand weg und warf ſich auf den Diwan. Dort vergrub er ſein Geſicht in den Kiſſen, als bete er.

„Das iſt Ihr Werk, Henry", ſagte der Maler bitter.

Lord Henry zuckte die Achſeln. „Es iſt der wirkliche Dorian Gray — ſonſt nichts."

„Das iſt er nicht."

„Wenn er es nicht iſt, was habe ich mit alledem zu ſchaffen?"

„Sie hätten weggehen ſollen, als ich Sie darum bat", murmelte er.

„Ich blieb da, als Sie mich darum baten", war Lord Henrys Erwiderung.

„Henry, ich kann nicht mit meinen beiden beſten Freunden auf einmal Streit anfangen, aber ihr beide habt es zuwege gebracht, daß ich das beſte Stück Arbeit, das mir je gelungen iſt, haſſe, und ich werde es vernichten. Es iſt ſchließlich nur Leinwand und Farbe. Ich will es nicht in drei Leben eingreifen und ſie zerſtören laſſen."

Dorian Gray hob ſein goldenes Haupt von dem Kiſſen und blickte ihn mit bleichem Geſicht und tränenfeuchten Augen an, als er zu dem flachen Tiſche trat, der unter dem hohen verhängten Fenſter ſtand. Was tat er dort? Seine Finger fuhren zwiſchen dem Wuſt von Blechtuben und trockenen Pinſeln herum und ſuchten etwas. Ja, ſie ſuchten das lange Streichmeſſer mit der dünnen Klinge aus geſchmeidigem Stahl. Endlich hatte er es gefunden. Er wollte die Leinwand zerſchlitzen.

Mit einem erſtickten Schluchzen flog der Jüngling von dem Sofa auf, ſprang zu Hallward hinüber, riß ihm das Meſſer aus der Hand und ſchleuderte es in den weiteſten Winkel des Ateliers. „Tun Sie es nicht, Baſil, tun Sie es nicht“, ſchrie er. „Es wäre Mord.“

„Ich freue mich, daß Sie ſchließlich meine Arbeit doch ſchätzen, Dorian“, ſagte der Maler kühl, als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Ich habe es nicht geglaubt.“

„Schätzen? Ich bin verliebt in das Bild, Baſil. Es iſt ein Teil von mir ſelbſt. Ich fühle es.“

„Schön, ſobald Sie trocken ſind, ſollen Sie gefirnißt, gerahmt und nach Hauſe geſchickt werden. Da können Sie mit ſich ſelbſt anfangen, was Ihnen beliebt.“ Er ſchritt durch den Raum und klingelte um Tee. „Sie trinken doch Tee, Dorian? Sie auch, Henry, oder haben Sie etwas gegen ſo einfache Genüſſe?“

„Ich bete einfache Genüſſe an“, ſagte Lord Henry. „Sie ſind die letzte Zuflucht komplizierter Menſchen. Aber für Szenen ſchwärme ich nicht, außer im Theater. Was für tolle Menſchen ſeid ihr doch beide! Wer war es, der den Menſchen als ein vernünftiges Tier definiert hat? Das war eine der unbedachteſten Definitionen. Der Menſch hat eine ganze Menge Eigenſchaften, Vernunft gewiß nicht. Gott ſei Dank, übrigens. Aber eigentlich wäre mir lieber, ihr beide zanktet euch nicht um das Bild. Sie ſollten es lieber mir geben, Baſil. Dieſer dumme Bub will es eigentlich gar nicht, und ich ſehr.“

„Wenn Sie es irgendeinem anderen geben, Baſil, verzeihe ich es Ihnen nie“, rief Dorian Gray. „Und ich geſtatte niemand, mich einen dummen Buben zu nennen.“

„Sie wiſſen, Dorian, daß das Bild Ihnen gehört. Ich habe es Ihnen geſchenkt, noch bevor es gemalt war.“

„Und Sie wiſſen, Mr. Gray, daß Sie ein wenig dumm waren, und daß Sie in Wahrheit gar nichts dagegen haben, an Ihre Jugend erinnert zu werden.“

„Heute früh hätte ich ſehr viel dagegen gehabt.“

„Ja, heute früh. Seitdem haben Sie gelebt.“

Es klopfte an die Tür; der Diener trat mit einem beſetzten Teebrett ein und ſtellte es auf einen kleinen japaniſchen Tiſch. Man hörte ein Klappern von Taſſen und Löffeln und das Summen eines gekerbten georgiſchen Teekeſſels. Zwei kugelige Porzellanſchüſſeln wurden von einem Pagen gebracht. Dorian Gray ging hin und ſchenkte den Tee ein. Die beiden Männer ſchlenderten langſam zum Tiſche und ſahen nach, was unter den Deckeln der Schüſſeln war.

„Wir wollen heute abend ins Theater gehen“, ſagte Lord Henry. „Irgendwo muß doch was los ſein. Ich habe zwar zugeſagt, bei White zu dinieren, aber es iſt nur ein alter Freund; ich kann ihm alſo ein Telegramm ſchicken, daß ich krank bin oder infolge einer ſpäteren Verabredung nicht kommen kann. Das würde ich für eine entzückende Entſchuldigung halten. Man kann nicht aufrichtiger ſein.“

„Es iſt ſo langweilig, ſich den Geſellſchaftsanzug anzuziehen“, murmelte Hallward. „Und wenn man ihn an hat, ſieht man ſo greulich aus.“

„Ja“, antwortete Lord Henry träumeriſch. „Die Kleidung des neunzehnten Jahrhunderts iſt abſcheulich. Sie iſt ſo düſter, ſo deprimierend. Die Sünde iſt noch das einzige Farbige im modernen Leben.“

„Sie ſollten ſolche Dinge wirklich nicht vor Dorian ſagen, Henry!“

„Vor welchem Dorian nicht? Vor dem, der uns Tee einſchenkt, oder dem auf dem Bilde?“

„Vor keinem von beiden.“

„Ich möchte gerne mit Ihnen ins Theater, Lord Henry“, ſagte der Jüngling.

„Dann kommen Sie doch. Und Sie auch, Baſil, nicht wahr?“

„Ich kann nicht, wirklich. Es iſt mir lieber ſo. Ich habe eine Menge zu tun.“

„Dann müſſen wir beide allein gehen, Mr. Gray.“

„Ich freue mich rieſig.“

Der Maler biß ſich auf die Lippe und ſchritt, die Teetaſſe in der Hand, zum Bilde hinüber. „Ich bleibe bei dem wirklichen Dorian hier“, ſagte er traurig.

„Iſt das der wirkliche?“ rief das Original und ging hin. „Bin ich wirklich ſo?“

„Ja, genau ſo ſind Sie.“

„Wie wunderbar, Baſil!“

„Sie ſehen wenigſtens jetzt ſo aus. Aber das Bild wird ſich nie ändern“, ſeufzte Hallward. „Das iſt etwas.“

„Was man heute für ein Weſen aus der Treue macht!“ rief Lord Henry aus. „Und dabei iſt ſie ſelbſt in der Liebe eine rein phyſiologiſche Frage. Sie hat nicht das mindeſte mit unſerem Willen zu tun. Junge Leute wären gerne treu und ſind es nicht; alte wären gerne treulos und können es nicht. Das iſt alles, was ſich über dieſes Problem ſagen läßt.“

„Gehen Sie heute abend nicht ins Theater, Dorian,“ bat Hallward. „Bleiben Sie hier, und ſpeiſen Sie mit mir.“

„Ich kann nicht, Baſil.“

„Warum?“

„Weil ich Lord Henry zugeſagt habe, mit ihm auszugehen.“

„Es wird Sie bei ihm nicht fördern, wenn Sie Ihre Verſprechungen halten. Er bricht ſeine immer. Ich bitte Sie, nicht zu gehen.“

Dorian Gray ſchüttelte lachend den Kopf.

„Ich beſchwöre Sie.“

Der junge Mann ſchwankte und ſah zu Lord Henry hinüber, der mit einem vergnügten Lächeln die beiden vom Teetiſche aus beobachtete.

„Ich muß fort, Baſil“, antwortete er.

„Schön“, ſagte Hallward und ging zum Tiſche hinüber, um ſeine Taſſe wegzuſtellen. „Es iſt ſchon ziemlich ſpät, und da Sie ſich noch anziehen müſſen, haben Sie keine Zeit zu verlieren. Adieu, Henry. Adieu, Dorian. Kommen Sie bald wieder. Kommen Sie morgen.“

„Beſtimmt.“

„Aber nicht vergeſſen!“

„Nein, natürlich nicht!“ rief Dorian.

„Und ... Henry!“

„Ja, Baſil?“

„Denken Sie an das, was ich Ihnen ſagte, als wir am Vormittag im Garten ſaßen.“

„Ich habe es vergeſſen.“

„Ich vertraue Ihnen.“

„Ich wünſchte, ich könnte mir ſelbſt vertrauen“, ſagte Lord Henry lachend. „Kommen Sie, Mr. Gray. Meine Droſchke ſteht unten, und ich kann Sie an Ihrer Wohnung abſetzen. Adieu, Baſil! Es war ein ſehr intereſſanter Nachmittag.“

Als die Türe hinter ihnen geſchloſſen war, warf ſich der Maler auf den Diwan und ein ſchmerzlicher Zug trat in ſein Geſicht.

Drittes Kapitel

Um halb eins am nächſten Tage ſchlenderte Lord Henry Wotton von Curzon Street nach dem Albany hinüber, um ſeinem Onkel einen Beſuch zu machen. Lord Fermor war trotz ſeiner etwas rauhen Art ein heiterer alter Junggeſelle,

den die Außenwelt einen Egoisten nannte, weil sie keinen besonderen Nutzen aus ihm ziehen konnte, den man aber in der Gesellschaft freigebig nannte, weil er den Leuten, die ihn amüsierten, zu essen gab. Sein Vater war Gesandter in Madrid gewesen, als die Königin Isabella noch jung war, und man von Prim noch nichts wußte. Er hatte sich aber in einem launischen Augenblicke aus dem diplomatischen Dienste zurückgezogen, weil er sich ärgerte, daß man ihm den Gesandtenposten in Paris nicht angeboten hatte, zu dem er sich durch seine Geburt, seine Trägheit, das gute Englisch seiner Berichte und seine maßlose Vergnügungssucht berechtigt glaubte. Der Sohn, der des Vaters Privatsekretär gewesen war, hatte mit ihm zugleich den Abschied genommen, was man damals für etwas töricht hielt. Als er dann einige Monate später im Majorat nachfolgte, hatte er sich ernstlich der großen aristokratischen Kunst, absolut nichts zu tun, gewidmet. Er besaß zwei große Häuser in der Stadt, zog es aber vor, in einer Junggesellenwohnung zu wohnen, weil das weniger Umstände machte und speiste meistens im Klub. Er beschäftigte sich ein wenig mit der Ausbeutung seiner Kohlenminen im Midland-Bezirk und entschuldigte diese industrielle Tätigkeit mit dem Hinweis darauf, der einzige Vorteil, selbst Kohlenwerke zu besitzen, sei der, daß es so einem Gentleman möglich werde, im eigenen Kamin Holz zu brennen. Politisch war er ein Tory, außer wenn die Tories an der Regierung waren, in welchem Falle er sie radikales Gesindel schalt. Er war der übliche Held für seinen Kammerdiener, der ihn drangsalierte, und ein Schrecken für die meisten seiner Verwandten, die er drangsalierte. Nur England hätte ihn hervorbringen können, und er sagte immer, daß das Land mehr und mehr auf den Hund komme. Seine Grundsätze waren veraltet, aber für seine Vorurteile ließ sich manches sagen.

Als Lord Henry ins Zimmer trat, fand er seinen Onkel in einem rauhen Jagdrock, eine Zigarre im Munde, über der „Times“ sitzen.

„Nun, Henry,“ sagte der alte Herr, „was bringt dich so früh her? Ich habe immer geglaubt, daß ihr Dandies nie vor zwei Uhr aufsteht und nie vor fünf Uhr sichtbar werdet.“

„Reine Familienliebe, aufs Wort, Onkel George; ich brauche etwas von dir.“

„Geld, vermute ich“, sagte Lord Fermor und zog ein saures Gesicht. „Also gut, setz' dich und sag' mir alles darüber. Ihr jungen Leute bildet euch heutzutage ein, daß Geld alles ist.“

„Ja,“ murmelte Lord Henry, während er seine Blume im Knopfloch zurecht rückte, „und wenn die jungen Leute älter werden, dann wissen sie es. Aber ich brauche kein Geld. Nur Leute, die ihre Rechnungen zahlen, brauchen Geld, Onkel George. Ich zahle meine nie. Kredit ist das Vermögen eines jüngeren Sohnes, und man kann glänzend davon leben. Außerdem kaufe ich immer bei Dartmoors Lieferanten, und infolgedessen hab' ich nie Scherereien. Was ich brauche, ist eine Auskunft, keine nützliche Auskunft natürlich, eine ganz wertlose Auskunft.“

„Ich kann dir alles sagen, was je in einem englischen Blaubuche gestanden hat, obwohl diese Burschen heutzutag einen Haufen Unsinn zusammenschreiben. Als ich noch Diplomat war, waren die Dinger besser. Aber ich höre, daß man jetzt auf Grund einer Prüfung Diplomat wird, also was kann man da noch erwarten! Prüfungen sind der reine Humbug von Anfang bis zu Ende. Wenn ein Mensch ein Gentleman ist, weiß er genug; wenn er kein Gentleman ist, so mag er wissen, was er will, es hilft ihm nichts.“

„Mr. Dorian Gray hat nichts mit Blaubüchern zu schaffen“, sagte Lord Henry nachlässig.

„Mr. Dorian Gray, wer ist das?“ fragte Lord Fermor, seine buschigen weißen Augenbrauen zusammenziehend.

„Das möchte ich gerade von dir erfahren, Onkel George. Oder genauer gesagt, wer es ist, weiß ich. Er ist der Enkel des letzten Lord Kelso, seine Mutter war eine Devereux, Lady Margaret Devereux. Ich möchte, daß du mir etwas über seine Mutter sagst. Wie war sie? Wen hat sie geheiratet? Du hast doch so ziemlich alle Leute in deiner Zeit gekannt, also wahrscheinlich auch sie. Ich interessiere mich im Augenblick sehr für Mr. Gray. Ich habe ihn erst ganz kürzlich kennengelernt.“

„Kelsos Enkel, Kelsos Enkel — natürlich, ich war mit seiner Mutter sehr intim. Ich glaube sogar, daß ich bei ihrer Taufe war. Sie war ein ganz außerordentlich schönes Mädchen, diese Margaret Devereux, und hat dann alle jungen Leute toll gemacht, weil sie mit einem jungen Burschen davongelaufen ist, der keinen Heller gehabt hat und auch sonst gar nichts war, irgendein Subalternoffizier bei der Infanterie oder so irgend etwas. Natürlich, ich erinnere mich jetzt an die ganze Sache, als wäre sie gestern geschehen. Der arme Kerl wurde dann bei einem Duell in Spaa umgebracht, nur ein paar Monate nach der Hochzeit. Man erzählte damals eine häßliche Geschichte darüber. Die Leute sagten, daß der alte Kelso irgendeinen Schuft, einen Abenteurer, einen belgischen Kerl, gemietet hätte, um seinen Schwiegersohn öffentlich zu insultieren, ihn dafür bezahlt hätte, einfach bezahlt, und daß dann dieser Kerl sein Opfer umgebracht hätte, als wäre es eine Taube. Die Geschichte wurde dann natürlich vertuscht, aber freilich, Kelso mußte im Klub eine Zeitlang sein Kotelett allein essen. Er brachte seine Tochter wieder mit, hat man mir erzählt, doch sie sprach nie mehr ein Wort mit ihm. Ja, ja, das war eine böse Sache. Das Mädel starb dann auch, starb kaum ein Jahr

ſpäter. Sie hat alſo einen Sohn zurückgelaſſen? Das hatte ich ganz vergeſſen. Was iſt er für ein Burſch? Wenn er ſeiner Mutter ähnlich ſieht, muß er ein hübſcher Kerl ſein."

„Er iſt ſehr hübſch", ſtimmte Lord Henry bei.

„Ich hoffe, er wird in gute Hände kommen", fuhr der alte Mann fort. „Es muß ein Haufen Geld auf ihn warten, wenn Kelſo ſeine Pflicht getan hat. Seine Mutter hat übrigens auch Geld gehabt, der ganze Selbyſche Beſitz fiel ihr durch ihren Großvater zu. Ihr Großvater haßte Kelſo, hielt ihn für einen niedrigen Hund. Was er übrigens war. Er kam einmal nach Madrid, als ich dort war. Na, ich mußte mich ſeiner ſchämen. Die Königin pflegte mich nach dem engliſchen Ariſtokraten zu fragen, der immer mit den Kutſchern über die Taxe ſtritt. Sie machten eine ganze Geſchichte daraus. Ich wagte einen Monat lang nicht, bei Hof zu erſcheinen. Ich hoffe nur, er hat ſeinen Enkel beſſer behandelt als die Kutſcher."

„Darüber weiß ich nichts", erwiderte Lord Henry. „Ich vermute aber, daß es dem jungen Mann an nichts fehlen wird. Er iſt noch nicht volljährig. Selby gehört ihm, das weiß ich. Er hat es mir ſelbſt geſagt. Und ... ſeine Mutter war alſo ſehr ſchön?"

„Margaret Devereux war eines der ſchönſten Geſchöpfe, die ich je geſehen habe, Henry. Weshalb in aller Welt ſie tat, was ſie getan hat, habe ich nie verſtehen können. Sie hätte jeden Mann, den ſie hätte haben wollen, heiraten können. Carlington war wahnſinnig verliebt in ſie. Aber ſie war romantiſch. Alle Frauen dieſer Familie waren es. Die Männer waren eine traurige Geſellſchaft, aber bei Gott, die Weiber waren wunderbar. Carlington lag auf den Knien vor ihr. Hat's mir ſelber geſagt. Sie lachte ihn aus, und es gab damals in London kein einziges Mädel,

das nicht hinter ihm her gewesen wäre. Übrigens bei der Gelegenheit, da wir schon über Mesalliancen reden: was ist das für ein Unfug, den mir dein Vater erzählt, daß Dartmoor eine Amerikanerin heiraten will? Sind die englischen Mädel nicht gut genug für ihn?"

„Es ist gerade Mode, Amerikanerinnen zu heiraten, Onkel George."

„Ich halte englische Weiber gegen die ganze Welt", sagte Lord Fermor und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Das Wetten steht zugunsten der Amerikaner."

„Sie halten nichts aus, hat man mir gesagt", murmelte der Onkel.

„Ein langes Rennen erschöpft sie, aber für die Steeplechase sind sie glänzend. Sie nehmen die Hindernisse im Fluge. Ich glaube aber nicht, daß Dartmoor Aussichten hat."

„Wie ist die Familie?" raunzte der alte Herr. „Hat sie überhaupt eine?"

Lord Henry schüttelte den Kopf. „Amerikanische Mädchen sind klug genug, ihre Eltern zu verbergen, genau so klug wie englische Frauen, die ihre Vergangenheit verbergen", antwortete er und stand auf, um wegzugehen.

„Ich vermute also, es sind Schweineschlächter."

„Das hoffe ich, Onkel George, in Dartmoors Interesse. Man hat mir erzählt, Schweinschlachten soll der einträglichste Beruf in Amerika sein nach der Politik."

„Ist sie hübsch?"

„Sie benimmt sich so, als wäre sie schön. Das tun die meisten Amerikanerinnen. Es ist das Geheimnis ihres Reizes."

„Warum können diese amerikanischen Weiber nicht in ihrem Lande bleiben? Sie sagen doch immer, daß es das Paradies für die Frauen ist."

„Das ist es auch. Und das ist auch der Grund, warum sie genau so wie Eva so gern weg wollen", sagte Lord Henry. „Adieu, Onkel George. Ich komme zu spät zum Lunch, wenn ich noch länger bleibe. Ich danke dir für die Auskunft, um die ich dich gebeten habe. Ich habe immer das Bedürfnis, so viel wie möglich von meinen neuen Freunden zu hören und so wenig wie möglich von meinen alten."

„Wohin gehst du zum Lunch?"

„Zu Tante Agatha. Ich habe mich mit Mr. Gray dort angesagt. Er ist ihr neuester Schützling."

„Hm, sag' der Tante Agatha, Henry, sie soll mich nie mehr mit ihren Wohltätigkeitsdingen quälen. Ich habe sie über. Weiß Gott, das gute Frauenzimmer glaubt, ich habe nichts zu tun als Schecks für ihre langweiligen Vereine auszuschreiben."

„Abgemacht, Onkel George, ich werde es ihr sagen, aber es wird gar nichts nützen. Leute, die sich mit Wohltätigkeit abgeben, verlieren alle Menschlichkeit; das ist ihre hervorstechende Eigenschaft."

Der alte Herr nickte zustimmend und klingelte dem Diener. Lord Henry schritt durch die niedrigen Arkaden nach Burlington Street und lenkte dann seine Schritte in die Richtung von Berkeley Square.

Das war also die Geschichte von Dorian Grays Abkunft. So plump sie ihm auch gesagt worden war, sie hatte ihn doch durch die Suggestion einer seltsamen, geradezu modernen Romantik erschüttert. Eine schöne Frau, die alles für eine wahnsinnige Leidenschaft hingab. Ein paar wildglückliche Wochen, jäh abgebrochen durch ein abscheuliches, heimtückisches Verbrechen. Monate stummen Todeskampfes, und dann ein Kind unter Schmerzen geboren. Die Mutter vom Tod weggeholt, der Knabe der Einsamkeit und der Tyrannei eines alten, liebllosen Mannes ausgeliefert. Ja,

es war ein interessanter Hintergrund. Er gab dem jungen Menschen Relief, machte ihn gewissermaßen noch vollkommener. Hinter jedem auserlesenen Ding der Welt steht eine geheime Tragik. Welten müssen in Aufruhr sein, damit die kleinste Blume erblühen kann... Und wie entzückend war er am Abend vorher beim Diner gewesen, als er mit verlegenen Augen, die Lippen in scheuem Vergnügen offen, im Klub ihm gegenüber gesessen und die roten Lampenschirme das erwachende Wunder seines Gesichts in einen vollen reichen Ton getaucht hatten. Mit ihm sprechen, das war so wie auf einer wundervollen Geige spielen. Er gab jeden Druck, jeder zitternden Berührung des Bogens nach. Es lag ein unerhört aufregender Reiz darin, auf jemand zu wirken. Keine andere Tätigkeit kam dem gleich. Seine eigene Seele in eine schöne Form gießen und sie darin einen Augenblick lang verweilen lassen; seine eigenen Gedanken im Echo zurückbekommen, bereichert durch die Töne der Leidenschaft und Jugend; sein eigenes Temperament in ein anderes versenken, als wäre es die allerfeinste Flüssigkeit, ein seltener Wohlgeruch: darin lag eine wahre Lust, vielleicht die allerbefriedigendste Lust, die uns übrig geblieben ist, in einer so begrenzten und gewöhnlichen Zeit wie die unsere ist, in einer Zeit, die so materiell in ihren Genüssen und so gewöhnlich in ihren Begierden ist... Dieser junge Mensch, den er durch einen so sonderbaren Zufall in Basils Atelier kennengelernt hatte, konnte jedenfalls in einen wunderbaren Typus verwandelt werden. Anmut war sein Besitz und die weiße Reinheit der Jugend und eine Schönheit, wie man sie sonst nur bei alten griechischen Statuen findet. Nichts gab es, was man nicht aus ihm machen konnte. Man konnte einen Titanen oder ein Spielzeug aus ihm machen. Wie schade, daß solche Schönheit dahinschwinden mußte... Und Basil? Wie interessant

war auch er für den Psychologen! Diese ganz neue Art von Kunst, diese ganz frische Weise, das Leben anzuschauen, die ihm auf das seltsamste durch die äußerliche Gegenwart eines Menschen geschenkt wurde, der von alledem nichts wußte; er war ihm der geheime Geist, der im dunkeln Walde wohnt und dann ungesehen ins offene Feld hinaustritt, plötzlich wie eine Dryade erscheinend und furchtlos, weil in der Seele, die nach ihm begehrt hat, nun jene wundersame Vision erweckt ist, in der nur die außerordentlichen Dinge enthüllt werden; dann werden die bloßen Formen und Abbilder der Dinge gleichsam edler und bekommen eine Art von symbolischem Wert, als wären sie selbst nur Abbilder anderer vollkommener Formen, deren Schatten sie verwirklicht haben; wie merkwürdig war das alles! Er erinnerte sich, daß er in der Geschichte so etwas gelesen hatte. War es nicht Plato, dieser Künstler der Gedanken, der als erster eine solche Analyse gegeben hat? War es nicht Buonarotti, der so etwas in den farbigen Marmor einer Sonettfolge gemeißelt hatte? In unserem Jahrhundert aber war es etwas Seltenes. Ja, er wollte versuchen, für Dorian Gray das zu sein, was dieser Jüngling, ohne es zu wissen, für den Maler war, der das prachtvolle Bildnis geschaffen hatte. Er wollte versuchen, ihn zu beherrschen, hatte in der Tat das schon fertig gebracht. Er wollte diesen wunderbaren Geist zu seinem eigenen machen. Es war etwas Fesselndes in diesem Kinde der Liebe und des Todes.

Plötzlich blieb er stehen und sah zu den Häusern hinauf. Er entdeckte, daß er an dem Haus seiner Tante bereits vorbeigegangen war, und ging lächelnd zurück. Als er in die etwas düstere Halle eintrat, sagte ihm der Diener, die Herrschaften seien schon beim Lunch. Er gab einem Lakai Hut und Stock und ging in den Speisesaal.

„Spät wie immer, Henry", rief ſeine Tante, ihm zunickend.

Er erfand eine leichte Entſchuldigung, ſetzte ſich auf den leeren Platz neben ſie und ſah ſich um, wer noch da war. Dorian begrüßte ihn ſcheu vom Ende des Tiſches, und ſeine Wangen wurden vor Freude im geheimen rot. Gegenüber ſaß die Herzogin von Harley, eine Dame von bewunderungswürdig guter Konſtitution und gutem Charakter, die jeder gern mochte und deren Körper jenen erhabenen architektoniſchen Aufbau hatte, der von zeitgenöſſiſchen Geſchichtsſchreibern bei Frauen, die nicht gerade Herzoginnen ſind, als Leibesfülle bezeichnet wird. Zu ihrer Rechten ſaß Sir Thomas Burdon, ein radikaler Abgeordneter, der im öffentlichen Leben ſeinem Parteichef Gefolge leiſtete und im privaten den beſten Küchenchefs, der mit den Tories dinierte und mit den Liberalen ſtimmte, damit einer weiſen und wohlbekannten Lebensregel folgend. Den Platz an ihrer Linken nahm Mr. Erskine of Treadley ein, ein alter feiner und gebildeter Herr, der allerdings die ſchlechte Gewohnheit des Schweigens angenommen hatte, da er, wie er einmal Lady Agatha erklärte, ſchon vor ſeinem dreißigſten Lebensjahr alles geſagt hatte, was er überhaupt zu ſagen hatte. Seine eigene Nachbarin war Mrs. Vandeleur, eine der älteſten Freundinnen ſeiner Tante, eine vollendete Heilige unter den Frauen, aber ſo ſchlampig, daß man bei ihrem Anblick immer an ein ſchlecht gebundenes Gebetbuch denken mußte. An ihrer anderen Seite ſaß zu ſeinem Glück Lord Faudel, eine ſehr intelligente Mittelmäßigkeit in mittleren Jahren, ſo kahl wie die Antwort eines Miniſters auf eine Interpellation im Unterhaus. Mit ihm unterhielt ſie ſich in jener intenſiv-ernſten Weiſe, die, wie er ſelbſt einmal bemerkte, der einzige unverzeihliche Irrtum iſt, in den alle wirklich guten Menſchen verfallen und dem keiner von ihnen völlig entgeht.

„Wir ſprechen über Dartmoor, Henry", rief die Herzogin ihm vergnügt über den Tiſch zunickend. „Glauben Sie wirklich, daß er die berückende junge Dame heiratet?"

„Ich glaube, ſie hat ſich feſt vorgenommen, ihm einen Antrag zu machen, Herzogin."

„Wie ſchrecklich," rief Lady Agatha aus, „dann ſollte wirklich jemand dazwiſchen treten."

„Ich habe aus einer ganz ausgezeichneten Quelle die Nachricht, daß ihr Vater ein Schnittwarengeſchäft in Amerika hat", ſagte Sir Thomas Burdon mit einer überlegenen Gebärde.

„Mein Onkel dachte an Schweineſchlächterei, Sir Thomas."

„Schnittwaren? Was ſind amerikaniſche Schnittwaren?" fragte die Herzogin, ihre großen Hände verwundernd erhebend und jede Silbe betonend.

„Amerikaniſche Romane", antwortete Lord Henry und nahm von den Wachteln.

Die Herzogin machte ein verlegenes Geſicht.

„Geben Sie nicht acht auf das, was er ſpricht, Liebe," flüſterte ihr Lady Agatha zu, „er meint nie, was er ſagt."

„Als Amerika entdeckt wurde", ſagte der radikale Abgeordnete und begann einige langweilige Tatſachen mitzuteilen. Wie alle Menſchen, die ein Thema erſchöpfen wollen, erſchöpfte er ſeine Zuhörer. Die Herzogin ſeufzte und übte ihr Vorrecht, zu unterbrechen aus.

„Ich wünſchte zu Gott, es wäre überhaupt nie entdeckt worden", rief ſie aus. „Unſere Töchter haben heutzutage wirklich gar keine Chance mehr. Das iſt ſehr ungerecht."

„Vielleicht iſt trotz allem Amerika überhaupt nie entdeckt worden", ſagte Mr. Erskine. „Ich für meinen Teil würde eher ſagen, man iſt dahinter gekommen."

„Oh, ich muß geſtehen, ich habe Exemplare ſeiner Bewohnerinnen geſehen," antwortete zerſtreut die Herzogin,

„ich muß zugeben, daß die meiſten von ihnen ausgeſprochen hübſch ſind. Und außerdem ziehen ſie ſich ſehr gut an, ſie bekommen alle ihre Kleider aus Paris. Ich wollte, ich könnte mir das auch leiſten."

„Man ſagt: wenn gute Amerikaner ſterben, ſo fahren ſie nach Paris", gluckſte Sir Thomas, der einen großen Vorrat abgelegter Scherze hatte.

„In der Tat? Und wohin gehen ſchlechte Amerikaner, wenn ſie ſterben?" fragte die Herzogin.

„Sie gehen nach Amerika", murmelte Lord Henry.

Sir Thomas runzelte die Stirn. „Ich fürchte, Ihr Neffe hat große Vorurteile gegen dieſes Land", ſagte er zu Lady Agatha. „Ich habe es ganz bereiſt in Salonwagen, die mir von den Direktionen zur Verfügung geſtellt wurden. Die Leute ſind in dieſen Dingen außerordentlich höflich. Ich verſichere Ihnen, es iſt außerordentlich bildend, das Land zu bereiſen."

„Aber müſſen wir wirklich Chikago ſehen, um unſere Bildung zu vervollſtändigen?" fragte Mr. Erskine wehmütig. „Ich fühle mich wirklich der Reiſe nicht gewachſen."

Sir Thomas winkte mit der Hand. „Mr. Erskine of Treadley beſitzt die Welt auf ſeinen Bücherregalen. Wir Menſchen des praktiſchen Lebens lieben es, die Dinge zu ſehen und nicht darüber zu leſen. Die Amerikaner ſind ein außerordentlich intereſſantes Volk. Sie ſind vollſtändig Vernunftmenſchen. Ich denke, das iſt ihr hervorſtechendſtes Charaktermerkmal. Ja, Mr. Erskine, ein ausſchließlich von der Vernunft beherrſchtes Volk. Ich verſichere Ihnen, es gibt keinen Unſinn bei den Amerikanern."

„Wie gräßlich!" rief Lord Henry aus. „Ich kann rohe Gewalt vertragen, aber rohe Vernunft iſt mir zuwider. Ich finde immer, daß ihr Gebrauch unanſtändig iſt. Vernunft iſt ſo viel weniger wert als Geiſt."

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Sir Thomas und wurde sehr rot.

„Ich verstehe Sie, Lord Henry", murmelte Mr. Erskine lächelnd.

„Paradoxe sind ja an und für sich recht schön und gut ...", nahm der Baronet wieder auf.

„War das ein Paradoxon?" fragte Mr. Erskine. „Ich habe es nicht dafür gehalten. Vielleicht war es doch eins; im übrigen, der Weg zur Wahrheit scheint mit Paradoxie gepflastert zu sein. Um die Wirklichkeit auf die Probe zu stellen, müssen wir sie auf dem straffen Seile sehen. Erst wenn die Wahrheiten Akrobaten werden, können wir sie beurteilen."

„O Gott, o Gott," sagte Lady Agatha, „was für eine Art zu diskutieren ihr Männer doch habt! Ich verstehe kein einziges Wort von dem, was ihr redet. Mit dir, Henry, bin ich ganz böse. Warum versuchst du, unseren lieben Mr. Dorian Gray vom East-End abzubringen? Ich versichere dir, er würde für uns dort unschätzbaren Wert haben; den Leuten würde sein Spiel über alle Maßen gefallen."

„Mir ist es lieber, daß er für mich spielt", rief Lord Henry lächelnd, sah am Tische hinab und fing einen fröhlichen Blick als Antwort auf.

„Aber die Leute sind in Whitechapel so unglücklich", nahm Agatha wieder auf.

„Ich kann mit allem Möglichen Sympathie haben," sagte Lord Henry, die Achseln zuckend, „außer mit Leiden. Damit kann ich keine Sympathie haben. Es ist zu häßlich, zu schrecklich, zu niederdrückend. In der modernen Sympathie für die Leiden ist etwas unglaublich Krankhaftes. Man sollte sympathisieren mit den Farben, mit der Schönheit, mit der Lebensfreude. Je weniger man über die traurigen Seiten des Lebens sagt, desto besser."

„Und doch, das East-End ist ein sehr wichtiges Problem", bemerkte Sir Thomas mit ernstem Kopfschütteln.

„Sicher," antwortete der junge Lord, „es ist das Problem der Sklaverei, und wir versuchen es dadurch zu lösen, daß wir die Sklaven amüsieren."

Der Politiker sah ihn daraufhin mit einem forschenden Gesicht an. „Welche Änderung schlagen Sie also vor?"

Lord Henry lachte. „Ich habe überhaupt nicht das Verlangen, in England etwas zu ändern außer dem Wetter Ich begnüge mich mit einer philosophischen Betrachtung. Da aber das neunzehnte Jahrhundert durch seine übermäßige Ausgabe an Sympathie Bankerott gemacht hat, so möchte ich vorschlagen, daß man sich an die Wissenschaft hält, damit diese die Dinge wieder in Ordnung bringt. Der Vorteil der Gefühle liegt darin, daß sie uns auf Abwege führen, und der Vorteil der Wissenschaft liegt darin, daß sie mit Gefühlen nichts zu tun hat."

„Aber auf uns liegen so schwere Verantwortlichkeiten", warf Mrs. Vandeleur schüchtern ein.

„Entsetzlich schwere", stimmte Lady Agatha ein.

Lord Henry sah zu Mr. Erskine hinüber. „Die Menschheit nimmt sich viel zu ernst, das ist die Todsünde der Welt. Wenn die Höhlenmenschen schon hätten lachen können, dann wäre die Weltgeschichte anders ausgefallen."

„Ihre Worte richten mich auf", trillerte die Herzogin. „Ich habe bisher immer ein heftiges Schuldgefühl gehabt, wenn ich Ihre liebe Tante besucht habe. Ich nehme nämlich nicht das geringste Interesse an dem East-End. In Zukunft werde ich ihr ins Gesicht sehen können, ohne zu erröten."

„Erröten steht den Damen sehr gut", bemerkte Lord Henry.

„Nur wenn man jung ist", antwortete sie. „Wenn eine alte Frau wie ich errötet, dann ist es ein sehr schlechtes Zeichen.

Ach, Lord Henry, ich wünschte, Sie könnten mir sagen, wie man wieder jung wird."

Er dachte einen Augenblick nach. „Können Sie sich," fragte er dann, sie fest über den Tisch hin ansehend, „können Sie sich an irgendeinen Irrtum erinnern, den Sie in der Jugend begangen haben?"

„Leider an eine ganze Menge!" rief sie aus.

„Dann begehen Sie sie wieder", entgegnete er ernst. „Um seine Jugend zurückzubekommen, braucht man nur seine Narreteien zu wiederholen."

„Eine entzückende Theorie! Ich muß sie ausprobieren."

„Eine gefährliche Theorie", sagte Sir Thomas, seine dünnen Lippen zusammenpressend.

Lady Agatha schüttelte den Kopf, aber sie mußte doch lachen. Mr. Erskine hörte still zu.

„Ja," fuhr Henry fort, „das ist eins der großen Geheimnisse des Lebens. Heutzutage gehen die meisten Leute an einer Art von schleichendem Menschenverstand zugrunde, und erst, wenn es zu spät ist, entdecken sie, daß die einzigen Dinge, die man niemals bedauert, seine Fehler sind."

Nun lachte der ganze Tisch.

Er spielte mit diesem Einfall und wurde übermütig; warf ihn in die Luft und wandelte ihn um; ließ ihn entwischen und fing ihn wieder auf; ließ ihn phantastisch glitzern und gab ihm Paradoxe als Flügel. Als er fortfuhr, weitete sich dieser Ruhm der Narretei in ein philosophisches System aus; die Philosophie selber wurde dabei jung und tanzte, die tolle Musik der Genüsse als Begleitung, gleichsam in weinbeflecktem Gewande und mit Efeu bekränzt, wie eine Bacchantin über die Hügel des Lebens und höhnte den plumpen Silen, weil er nüchtern war. Die Tatsachen flüchteten vor ihr wie erschreckte Waldbewohner. Ihre weißen Füße traten die ungefüge Kelter, an der der weise

Omar sitzt, bis der schäumende Traubensaft in purpurnen Wellen um ihre nackten Glieder floß oder in rotem Gischt über die dunkeln, träufelnden schiefen Seiten der Kufe rann.

Es war eine ganz außerordentliche Improvisation. Er empfand, daß die Augen Dorian Grays auf ihn gerichtet waren, und das Bewußtsein, daß unter seinen Zuhörern einer war, dessen Temperament er zu fesseln wünschte, gab seinem Witz Schärfe und seiner Einbildungskraft Farbe. Er war geistreich, phantastisch, außer Rand und Band. Er bezauberte seine Zuhörer, aus sich heraus zu gehen, und lachend folgten sie der Pfeife des Rattenfängers. Dorian Gray wandte seinen Blick nicht von ihm ab und saß wie unter einem Zauber da, während ein Lächeln auf seinen Lippen das andere ablöste, das Staunen in seinen dunklen Augen immer tiefer wurde.

Schließlich betrat im Kleide der Gegenwart die Wirklichkeit das Zimmer in der Gestalt eines Lakaien, der der Herzogin meldete, daß der Wagen warte. Sie rang ihre Hände in komischer Verzweiflung. „Wie unangenehm!" rief sie aus. „Ich muß fort. Ich muß meinen Mann im Klub abholen und mit ihm zu irgendeiner albernen Sitzung bei Willis fahren, wo er präsidieren soll. Wenn ich zu spät komme, ist er sicher wütend; in dem Hut, den ich aufhabe, könnte ich eine Szene nicht vertragen. Er hält das nicht aus. Ein rauhes Wort würde ihn ruinieren. Nein, liebe Agatha, ich muß gehen. Adieu, Lord Henry, Sie sind ein ganz entzückender Mensch und demoralisieren in einer fürchterlichen Weise. Ich weiß wirklich nicht, was ich zu Ihren Ansichten sagen soll. Sie müssen an einem der nächsten Abende mit uns speisen. Dienstag? Sind Sie Dienstag frei?"

„Für Sie würde ich jede andere Verabredung fahren lassen, Herzogin", sagte Lord Henry, sich verbeugend.

„Das ist sehr nett und sehr unrecht von Ihnen; vergessen Sie also nicht zu kommen", rief sie ihm zu und rauschte aus dem Zimmer, von Lady Agatha und den übrigen Damen begleitet.

Als Lord Henry sich wieder gesetzt hatte, kam Mr. Erskine zu ihm hinüber, zog seinen Stuhl ganz nahe zu ihm hin und legte die Hand auf seinen Arm. „Sie reden besser wie ein Buch," sagte er, „warum schreiben Sie keins?"

„Mr. Erskine, ich lese viel zu gerne Bücher, als daß ich Lust hätte, eins zu schreiben. Gewiß möchte ich manchmal einen Roman schreiben, einen Roman, der so entzückend wäre wie ein persischer Teppich und ebenso unwirklich, aber in England gibt es ja kein Publikum außer für Zeitungen, Fibeln und Konversationslexika. Von allen Völkern der Welt haben die Engländer am wenigsten Sinn für die Schönheit der Literatur."

„Ich fürchte, Sie haben ganz recht", antwortete Mr. Erskine. „Ich selbst habe in früheren Jahren einigen literarischen Ehrgeiz gehabt, aber ich habe ihn lange aufgegeben. Und nun, mein lieber junger Freund, wenn Sie mir erlauben wollen, Sie so zu nennen, darf ich an Sie die Frage richten, ob Sie wirklich all das glauben, was Sie uns bei Tisch gesagt haben?"

„Ich habe ganz vergessen, was ich gesagt habe", antwortete Lord Henry lächelnd. „War es sehr arg?"

„In der Tat, sehr arg. Ich glaube wirklich, daß Sie ein sehr gefährlicher Mensch sind, und wenn unserer guten Herzogin irgendein Unglück zustößt, so werden wir alle Sie in erster Linie dafür verantwortlich machen. Aber ich würde mit Ihnen gern einmal ein langes Gespräch über das Leben haben. Meine eigene Generation ist zu langweilig. Wenn Sie einmal londonmüde sind, kommen Sie doch nach Treadley und setzen Sie mir bei einem wunderbaren Burgunder,

den zu beſitzen ich glücklich genug bin, Ihre Philoſophie der Genüſſe auseinander."

„Ich werde mich ſehr freuen. Ein Beſuch in Treadley iſt eine große Gunſt. Es hat einen vollkommenen Wirt und eine vollkommene Bibliothek."

„Sie werden es vervollſtändigen", antwortete der alte Herr mit einer höflichen Verbeugung. „Und jetzt muß ich Ihrer ausgezeichneten Tante Adieu ſagen. Ich muß ins Athenäum, es iſt die Stunde, wo wir dort ſchlafen."

„Sie alle, Mr. Erskine?"

„Vierzig in vierzig Fauteuils. Wir üben uns für eine künftige engliſche Akademie."

Lord Henry lachte und ſtand auf. „Ich gehe in den Park!" rief er aus.

Als er durch die Tür ſchritt, berührte ihn Dorian Gray am Arm. „Erlauben Sie mir, mitzukommen", flüſterte er.

„Ich dachte, Sie hätten Baſil Hallward verſprochen, ihn zu beſuchen", antwortete Lord Henry.

„Ich möchte lieber mit Ihnen kommen. Ja, wirklich, ich fühle, ich muß mit Ihnen kommen. Bitte, laſſen Sie mich und verſprechen Sie mir, die ganze Zeit mit mir zu ſprechen. Niemand kann ſo wunderbar reden wie Sie."

Lord Henry lächelte. „Ich denke, ich habe für heute genug geredet. Alles, was ich jetzt möchte, iſt, Leben ſehen. Sie können mitkommen und mitſehen, wenn Sie wollen."

Viertes Kapitel

Einen Monat ſpäter lag an einem Nachmittag Dorian Gray in einem luxuriöſen Seſſel des kleinen Bibliotheks-zimmers in Lord Henrys Hauſe in Mayfair. Es war in ſeiner

Art ein sehr hübscher Raum, hoch hinauf in olivenfarbigem Eichenholz getäfelt, mit einem cremefarbigen Fries und Stuckreliefs auf dem Plafond und mit einem ziegelfarbigen Teppich, auf dem persische Decken mit langen Seidenfransen herumlagen. Auf einem Tischchen aus Atlasholz stand eine Figur von Clodion, und daneben lag eine Ausgabe der Cent Nouvelles, von Clovis Eve für Margarete von Valois eingebunden und mit jenen goldenen Gänseblümchen geziert, die die Königin als ihr Wappenzeichen gewählt hatte. Auf der Kaminplatte standen einige große, blaue, chinesische Töpfe, in denen große Tulpen standen, und durch die kleinen, in Blei gefaßten Felder der Fenster drang das aprikosenfarbene Licht eines Londoner Sommertages.

Lord Henry war noch nicht nach Hause gekommen. Er kam prinzipiell zu spät, da sein Grundsatz war, daß Pünktlichkeit einem die Zeit stehle. Der junge Mann sah etwas gelangweilt aus, als er mit ruhelosen Fingern die Seiten einer sorgfältig illustrierten Ausgabe von Manon Lescaut, die er in einem der Bücherständer gefunden hatte, umblätterte. Das abgemessene gleichförmige Ticken einer Louis-XIV.-Uhr machte ihn nervös. Ein- oder zweimal kam ihm die Idee wegzugehen.

Endlich hörte er einen Schritt draußen und die Tür öffnete sich. „Wie spät Sie kommen, Henry!“ flüsterte er.

„Zu meinem Bedauern ist es nicht Henry, Mr. Gray“, antwortete eine schrille Stimme. Er sah sich rasch um und sprang auf die Füße.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich glaubte ...“

„Sie glaubten, es sei mein Mann. Es ist nur seine Frau. Ich muß mich schon selbst vorstellen. Ich kenne Sie von Ihren Photographien sehr gut. Ich glaube, mein Mann besitzt siebzehn.“

„Nicht siebzehn, Lady Henry.“

„Also dann achtzehn. Und dann habe ich Sie an einem der letzten Abende mit ihm in der Oper gesehen.“ Während sie sprach, lachte sie nervös und beobachtete ihn mit ihren verschwommenen Vergißmeinnichtaugen. Sie war eine sonderbare Frau, deren Kleider immer so aussahen, als wären sie in einem Wutanfall entworfen und während eines Gewitters angezogen worden. Sie war in der Regel in irgend jemand verliebt, und da ihre Leidenschaft nie erwidert wurde, hatte sie sich ihre Illusionen bewahrt. Sie machte den Versuch, pittoresk auszusehen. Sie hieß Victoria und hatte eine krankhafte Neigung, zur Kirche zu gehen.

„Das war im ‚Lohengrin‘, vermute ich, Lady Henry.“

„Ja, es war bei dem entzückenden Lohengrin. Ich liebe Wagners Musik mehr als die irgendeines anderen Komponisten. Sie ist so laut, daß man die ganze Zeit reden kann, ohne daß die anderen Leute hören, was man sagt. Das ist ein unschätzbarer Vorteil. Meinen Sie nicht auch, Mr. Gray?“

Von ihren dünnen Lippen kam wieder das abgebrochene nervöse Lachen, und ihre Finger begannen mit einem langen Papiermesser aus Schildpatt zu spielen.

Dorian schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich bedauere sagen zu müssen, Lady Henry, daß das nicht meine Meinung ist. Ich rede nie, während man spielt — wenigstens nicht, wenn es gute Musik ist. Wenn man schlechte Musik hört, ist man allerdings verpflichtet, sie durch ein Gespräch zu übertönen.“

Ah, das ist einer von Henrys Gedanken, nicht wahr, Mr. Gray? Ich bekomme Henrys Ansichten immer von seinen Freunden zu hören. Das ist die einzige Art, wie ich sie überhaupt höre. Aber Sie müssen nicht glauben, daß ich gute Musik nicht auch liebe. Ich vergöttere sie, aber ich fürchte mich vor ihr, sie macht mich zu romantisch. Ich habe Klavierspieler einfach angebetet, manchmal zwei auf einmal, ver-

sichert Henry. Ich weiß nicht, was es für eine Bewandtnis mit ihnen hat; vielleicht kommt es daher, daß sie Ausländer sind. Das sind sie doch alle, nicht wahr? Selbst die, die in England geboren sind, werden nach einiger Zeit Ausländer, nicht wahr? Es ist sehr gescheit von ihnen und so gut für die Kunst. Macht sie ganz kosmopolitisch, nicht wahr? Sie waren nie auf einer meiner Gesellschaften, nicht wahr, Mr. Gray? Sie müssen einmal kommen. Ich kann mir zwar keine Orchideen leisten, aber ich scheue keine Ausgabe, um Ausländer zu haben. Sie geben den Räumen ein so malerisches Aussehen ... Aber da ist Henry. Henry, ich kam her, um dich zu suchen, um dich etwas zu fragen. Ich habe ganz vergessen, was es war ... und ich habe Mr. Gray getroffen. Wir haben so nett über Musik geplaudert. Unsere Ansichten darüber sind ganz die gleichen. Nein; ich glaube, unsere Ansichten sind ganz die entgegengesetzten, aber er war entzückend. Ich freue mich sehr, ihn getroffen zu haben."

„Das ist ja reizend, meine Liebe, ganz reizend", sagte Lord Henry, seine dunklen geschwungenen Augenbrauen hebend und beide mit vergnügtem Lächeln ansehend. „Es tut mir so leid, Dorian, daß ich mich verspätet habe. Ich war in Wardour Street, um mir einen alten Brokat anzusehen, und mußte stundenlang darum handeln. Die Leute kennen heutzutage den Preis von jeder Sache und den Wert von gar keiner."

„Ich muß leider gehen!" rief Lady Henry aus, ein verlegenes Schweigen mit ihrem albernen jähen Lachen unterbrechend. „Ich habe versprochen, mit der Herzogin auszufahren. Adieu, Mr. Gray. Adieu, Henry. Du speist wohl nicht zu Hause? Ich auch nicht, vielleicht sehen wir uns bei Lady Thornbury."

„Ich vermute, meine Liebe", sagte Lord Henry und schloß die Tür hinter ihr, als sie wie ein Paradiesvogel, der die

ganze Nacht im Regen draußen geweſen war, aus dem Raume hinausflatterte, einen feinen Duft von Jasminblüten zurücklaſſend. Dann zündete er ſich eine Zigarette an und warf ſich auf das Sofa. „Heiraten Sie nie eine Frau mit ſtrohgelbem Haar“, ſagte er nach einigen Zügen.

„Warum nicht, Henry?“

„Weil ſie ſo ſentimental ſind.“

„Ich habe aber ſentimentale Menſchen gern.“

„Heiraten Sie überhaupt nie! Männer heiraten, weil ſie müde, Frauen, weil ſie neugierig ſind; beide ſind nachher enttäuſcht.“

„Ich glaube nicht, daß ich heiraten werde, Henry, ich bin zu verliebt dazu. Ja, das iſt einer Ihrer Aphorismen. Ich überſetze ihn in Wirklichkeit, wie alles, was Sie ſagen.“

„In wen ſind Sie verliebt?“ fragte Lord Henry nach einer Pauſe.

„In eine Schauſpielerin“, ſagte Dorian Gray errötend.

Lord Henry zuckte die Achſeln. „Ein recht gewöhnlicher Anfang.“

„Sie würden das nicht ſagen, wenn Sie ſie geſehen hätten. Sie heißt Sibyl Vane.“

„Nie von ihr gehört.“

„Niemand hat von ihr gehört. Später einmal werden es die Menſchen. Sie iſt ein Genie.“

„Mein lieber Junge, es gibt keine Frau, die ein Genie iſt. Die Frauen ſind ein dekoratives Geſchlecht. Sie haben nie irgend etwas zu ſagen, aber ſie ſagen es entzückend. Die Frauen bedeuten den Sieg der Materie über den Geiſt, gerade ſo wie die Männer den Sieg des Geiſtes über die Sittlichkeit bedeuten.“

„Henry, wie können Sie?“

„Mein lieber Dorian, es iſt Wort für Wort wahr. Ich beſchäftige mich jetzt mit der Analyſe der Frauen, muß es

also wissen. Das Thema ist nicht so verzweifelt schwer, wie ich anfangs geglaubt habe. Ich finde, daß es schließlich nur zwei Sorten von Frauen gibt, die häßlichen und die geschminkten. Die häßlichen sind sehr nützlich. Wenn Sie als ein respektabler junger Mann gelten wollen, brauchen Sie nur eine von ihnen zu Tisch zu führen. Die anderen sind sehr entzückend. Immerhin, sie begehen einen Fehler: sie schminken sich, um jung auszusehen. Unsere Großmütter schminkten sich, um dann geistreiche Dinge zu sagen. Rouge und Esprit gingen miteinander; das ist jetzt vorbei. Solange eine Frau es erreicht, zehn Jahre jünger auszusehen als ihre eigene Tochter, ist sie ganz glücklich. Was aber die Konversation anbelangt, so gibt es in ganz London fünf Weiber, mit denen zu reden der Mühe wert ist. Und zwei von diesen fünf kann man nicht in anständige Gesellschaft führen. Na, einerlei — erzählen Sie mir über Ihr Genie! Wie lange kennen Sie sie schon?"

„Henry, Ihre Ansichten erschrecken mich!"

„Lassen Sie das nur sein. Wie lange kennen Sie sie also?"

„Ungefähr drei Wochen."

„Und wo haben Sie sie aufgestöbert?"

„Ich will es Ihnen erzählen, Henry, aber Sie müssen nicht in einem häßlichen Ton darüber reden. Es wäre übrigens gar nicht geschehen, wenn ich Sie nicht kennen gelernt hätte. Sie haben mich mit einer wilden Begierde, alles im Leben kennen zu lernen, angefüllt. Noch viele Tage, nachdem ich Sie getroffen hatte, schien in meinen Adern irgend etwas in Aufruhr zu sein. Wenn ich im Park herumsaß oder Piccadilly hinunterschlenderte, pflegte ich jedem einzelnen Menschen, der an mir vorbeiging, ins Gesicht zu sehen und mit einer tollen Neugierde darüber nachzudenken, was für eine Art Leben er wohl führte. Einige von ihnen fesselten mich, andere

machten mich erschaudern. Es war ein erlesenes Gift in der ganzen Luft, ich sehnte mich nach Erlebnissen ... An einem Abend also gegen sieben Uhr entschloß ich mich, auf die Suche nach einem Abenteuer zu gehen. Ich hatte das Gefühl, daß dies graue schreckliche London, in dem wir leben, mit seinen Hunderttausenden von Menschen, mit seinen schmutzigen Sündern und seinen glänzenden Sünden, wie Sie einmal gesagt haben, etwas für mich in Bereitschaft haben müsse. Ich dachte an tausenderlei Dinge. Schon die Gefahr allein erfüllte mich mit Wonne. Ich erinnerte mich an das, was Sie mir an dem wunderbaren Abend, als wir das erstemal zusammen speisten, gesagt haben: daß nämlich das Suchen nach der Schönheit das eigentliche Geheimnis des Lebens sei. Ich weiß nicht, was ich erwartete, aber ich ging darauf los, wanderte nach dem Osten und verlor bald meinen Weg in einem Wirrwarr von rußigen Straßen und schwarzen kahlen Plätzen. Gegen einhalb acht Uhr ging ich an einem wüsten, kleinen Theater vorbei, vor dem große flackernde Gasflammen brannten und grelle Zettel hingen. Ein gräßlicher Jude in dem erstaunlichsten Rock, den ich je in meinem Leben gesehen habe, stand an der Tür und rauchte eine schlechte Zigarre. Er hatte fettige Locken, und ein riesiger Diamant glitzerte mitten auf seinem schmutzigen Hemde. ‚Eine Loge, Herr Graf?' fragte er mich und nahm mit pompöser Unterwürfigkeit den Hut ab. Er hatte etwas, Henry, das mich amüsierte. Er war so scheußlich. Sie werden mich auslachen, ich weiß, aber ich ging wirklich hinein und zahlte eine ganze Guinee für die Proszeniumsloge. Ich kann mir auch heute noch nicht erklären, warum ich es getan habe, und doch, lieber Henry, wäre ich nicht hineingegangen, ich hätte den größten Roman meines Lebens versäumt. Ja, Sie lachen, es ist abscheulich von Ihnen."

„Ich lache nicht, Dorian, wenigſtens nicht über Sie. Aber Sie ſollten nicht ſagen, daß es der größte Roman Ihres Lebens iſt. Sagen Sie, der erſte Roman Ihres Lebens. Sie werden immer geliebt werden und Sie werden die Liebe immer lieben. Die grande passion iſt das Vorrecht der Leute, die nichts zu tun haben. Sie iſt das einzige, wozu die müßigen Stände eines Landes gut ſind. Haben Sie keine Angſt, ganz erleſene Dinge warten noch auf Sie. Das iſt erſt der Anfang."

„Glauben Sie, daß meine Natur ſo hohl iſt?" rief Dorian gekränkt aus.

„Nein, ich glaube, daß Ihre Natur ſo tief iſt."

„Wie meinen Sie das?"

„Mein lieber Junge, die Leute, die nur einmal in ihrem Leben lieben, das ſind in Wirklichkeit die leeren Menſchen. Was ſie ihre Treue nennen, nenne ich entweder die Stumpfheit der Gewohnheit oder Mangel an Einbildungskraft. Treue iſt im Gefühlsleben ganz dasſelbe, was Konſequenz im Geiſtesleben iſt: einfach das Zugeſtändnis der Schwäche. Treue ..., ich muß den Begriff einmal analyſieren. Die Freude am Beſitz iſt eines der Elemente. Es gibt eine Menge Dinge, die wir wegwerfen würden, wenn wir uns nicht fürchten müßten, daß ein anderer ſie aufliest. Aber ich möchte Sie nicht unterbrechen, erzählen Sie weiter."

„Ich ſaß alſo in einer ſchrecklichen kleinen Loge, und ein ordinärer Vorhang ſtarrte mir entgegen. Ich ſchaute hinter der Gardine hervor und ſah mir das Haus an. Es war ein ſchäbiges Ding, ganz voll von Amoretten und Füllhörnern, ſo wie ein ganz billiger Hochzeitskuchen. Galerie und Parterre waren leidlich voll, aber die zwei Reihen elender Fauteuils vorne waren ganz leer, und auf dem Platze, den ſie vermutlich den erſten Rang nennen, war kaum ein Menſch.

Weiber gingen mit Orangen und Limonade herum, und eine unglaubliche Menge von Nüſſen wurde verzehrt."

„Es muß ganz ſo geweſen ſein, wie in den Glanzzeiten des britiſchen Dramas."

„Ganz ſo, vermute ich, und ſehr deprimierend. Ich begann, mich zu fragen, was ich da anfangen ſollte, als mein Blick auf den Theaterzettel fiel. Was glauben Sie, Henry, war das Stück, das ſie ſpielten?"

„Ich vermute, der ‚Idiotenknabe' oder ‚Blöde, aber unſchuldig'. Unſere Väter liebten dieſe Art Stücke, glaube ich. Je länger ich lebe, Dorian, deſto ſtärker fühle ich, daß alles, was für unſere Väter gut genug war, für uns nicht gut genug iſt. In der Kunſt wie in der Politik ‚les grand-pères ont toujours tort'."

„Das Stück war gut genug für uns, Henry. Es war ‚Romeo und Julia'. Ich muß zugeben, daß mich die Ausſicht, Shakeſpeare in einem ſo elenden Loch zu ſehen, ärgerte. Trotzdem intereſſierte es mich etwas. Jedenfalls entſchloß ich mich, auf den erſten Akt zu warten. Es war ein ſchreckliches Orcheſter da; ein junger Hebräer, der an einem verſtimmten Klavier ſaß, dirigierte, und dabei wäre ich faſt davongelaufen, als ſchließlich doch der Vorhang in die Höhe ging und das Stück anfing. Romeo war ein feiſter, älterer Herr mit dick aufgemalten Augenbrauen, einer heiſeren Tragödenſtimme und einer Geſtalt wie ein Bierfaß. Mercutio war beinahe ebenſo arg. Er wurde von dem Komiker geſpielt, der Mätzchen eigener Erfindung einſtreute und in der freundſchaftlichſten Beziehung zum Parterre ſtand. Sie waren beide ebenſo grotesk wie die Szenerie, und die ſah aus, als käme ſie aus einer Jahrmarktsbude. Aber Julia! Henry, ſtellen Sie ſich ein Mädchen vor, kaum ſiebzehn Jahre alt, mit einem kleinen blütengleichen Geſicht, einem ſchmalen griechiſchen Kopf mit dunkelbraunen Zöpfen, mit Augen wie

veilchenblaue Brunnen der Leidenschaft, mit Lippen wie Rosenblätter. Sie war das entzückendste Wesen, das ich je in meinem Leben gesehen habe. Sie haben mir einmal gesagt, daß Pathos Sie nicht ergreift, aber daß Schönheit, Schönheit an sich, Ihre Augen mit Tränen füllen kann. Ich sage Ihnen, Henry, ich konnte dieses Mädchen kaum sehen, weil ein Tränenschimmer über meinen Augen lag. Und ihre Stimme! Ich habe nie so eine Stimme gehört. Zuerst war sie sehr leise in tiefen Molltönen, die langsam und jeder für sich ins Ohr zu fallen schienen. Dann wurde sie etwas lauter und klang wie eine Flöte oder ein fernes Horn. In der Gartenszene hatte sie jenes berückende Zittern, das man hört, wenn die Nachtigallen singen, bevor es Tag wird. Es gab dann Augenblicke später, wo sie die ungestüme Leidenschaft von Geigentönen hatte. Sie wissen, wie eine Stimme einen erschüttern kann. Ihre Stimme und die Stimme von Sibyl Vane sind die zwei Erlebnisse, die ich nie vergessen werde. Wenn ich meine Augen zumache, höre ich sie, und jede von beiden sagt etwas anderes. Ich weiß nicht, welcher ich folgen soll. Warum sollte ich sie nicht lieben? Henry, ich liebe sie. Sie ist mir alles im Leben. Abend für Abend gehe ich hin, um sie spielen zu sehen. An einem Abend ist sie Rosalinde und am nächsten ist sie Imogen. Ich habe sie im Düster einer italienischen Gruft sterben sehen, wie sie das Gift von den Lippen des Geliebten saugt. Ich bin ihrer Wanderschaft durch die Ardennenwälder gefolgt, als sie in einem hübschen Knaben mit Hose, Wams und einem kleinen Barett verkleidet war. Sie war wahnsinnig und trat vor das Auge eines schuldigen Königs und gab ihm Raute zu tragen und bittere Kräuter zu kosten. Sie war unschuldig, und die schwarzen Hände der Eifersucht haben ihre Kehle, die zart war wie ein Schilfrohr, zusammengepreßt. Ich habe sie in jedem Jahrhundert und in jedem Kleid gesehen. Ge-

wöhnliche Frauen ſagen unſerer Einbildungskraft nichts. Sie ſind in ihre Zeit hineingebannt. Kein Zauber kann ſie verwandeln. Man kennt ihre Art ebenſo raſch wie ihre Hüte. Man findet ſie immer heraus. Es iſt nichts Geheimnisvolles in ihnen. Sie reiten in der Früh in den Park und ſchnattern am Nachmittag beim Tee. Sie haben ihr ſtereotypes Lächeln und ihre eleganten Manieren, ſie ſind ganz durchſichtig. Aber eine Schauſpielerin! Wie anders iſt eine Schauſpielerin! Henry, warum haben Sie mir nicht geſagt, daß das einzige Weſen, das geliebt zu werden verdient, eine Schauſpielerin iſt?"

„Weil ich ſo viele von ihnen geliebt habe, Dorian."

„Ja gewiß, ſchreckliche Geſchöpfe mit gefärbten Haaren und geſchminkten Geſichtern."

„Schmähen Sie gefärbte Haare und geſchminkte Geſichter nicht. In ihnen liegt, manchmal wenigſtens, ein ganz außerordentlicher Reiz", ſagte Lord Henry.

„Ich wollte jetzt, ich hätte Ihnen nie etwas von Sibyl Vane geſagt."

„Sie hätten gar nicht anders können, Dorian. Immer Ihr ganzes Leben lang werden Sie mir alles ſagen."

„Ja, Henry, ich glaube, das iſt wahr. Ich muß Ihnen alles ſagen. Sie haben eine ſonderbare Macht über mich. Wenn ich je ein Verbrechen beginge, ich würde es Ihnen beichten. Sie würden mich verſtehen."

„Menſchen wie Sie, Dorian, die eigenſinnigen Sonnenſtrahlen des Lebens, begehen keine Verbrechen. Aber ich danke Ihnen trotzdem für das Kompliment. Und jetzt ſagen Sie mir — wollen Sie ſo gut ſein und mir die Streichhölzer herübergeben? Danke —, welches ſind Ihre jetzigen Beziehungen zu Sibyl Vane?"

Dorian Gray ſprang mit geröteten Wangen und brennenden Augen auf. „Henry, Sibyl Vane iſt mir heilig."

„Nur heilige Dinge sind wert, daß man nach ihnen greift, Dorian", sagte Lord Henry mit einem merkwürdigen pathetischen Ton. „Aber warum sind Sie böse über diese Frage? Ich vermute, sie wird Ihnen eines Tages gehören. Wenn man liebt, beginnt man immer damit, sich selbst zu betrügen, und hört immer damit auf, andere zu betrügen. Das nennt die Welt einen Roman. Auf jeden Fall nehme ich an: Sie kennen sie?"

„Natürlich kenne ich sie. Schon an jenem ersten Abend, den ich im Theater war, kam der gräßliche alte Jude, als die Vorstellung aus war, in meine Loge und bot mir an, mich hinter die Kulissen zu führen und ihr vorzustellen. Ich war wütend über ihn und sagte ihm, daß Julia seit Hunderten von Jahren tot ist und daß ihr Körper in einem Marmorgrabe in Verona liege. Nach dem wilden Ausdruck des Erstaunens in seinem Gesicht vermute ich, daß er den Eindruck hatte, ich habe zu viel Champagner oder so etwas getrunken."

„Kein Wunder!"

„Dann fragte er mich, ob ich für irgendeine Zeitung schreibe. Ich sagte ihm, daß ich nicht einmal eine lese. Das schien ihn fürchterlich zu enttäuschen und er vertraute mir an, daß alle Theaterkritiker gegen ihn verschworen seien und daß sich jeder einzelne von ihm kaufen lasse."

„Es sollte mich gar nicht wundern, wenn er damit ganz recht hätte. Auf der anderen Seite aber, nach ihrem Aussehen zu schließen, können die meisten von ihnen nicht gar so teuer sein."

„Einerlei, sie schienen über seine Mittel zu gehen", sagte Dorian lachend. „Als wir so weit im Gespräch waren, wurden die Lichter im Theater schon ausgelöscht und ich mußte fort. Er wollte noch, daß ich einige Zigarren probiere, die er mir sehr warm empfahl. Ich dankte. Am näch-

ſten Abend ging ich natürlich wieder hin. Als er mich erblickte, machte er eine tiefe Verbeugung und verſicherte mir, ich ſei ein hochherziger Kunſtmäzen. Er iſt ein ſehr abſtoßender Kerl, obwohl er eine außerordentliche Paſſion für Shakeſpeare hat. Er erzählte mir einmal mit einem Anflug von Stolz, daß er die fünf Bankerotte, die er bisher gemacht, nur dem ‚Barden' verdanke; ſo nannte er nämlich Shakeſpeare fortwährend. Er ſchien zu glauben, daß das ein Verdienſt ſei."

„Es iſt ein Verdienſt, mein lieber Dorian, ſogar ein großes Verdienſt. Die meiſten Leute werden bankerott, weil ſie ſich zu viel in der Proſa des Lebens angelegt haben. Sich durch Poeſie ruiniert zu haben, iſt eine Ehre. Aber wann haben Sie Miß Sibyl Vane zum erſtenmal geſprochen?"

„Am dritten Abend. Sie hatte die Roſalinde geſpielt, und ich konnte nicht anders: ich mußte hinter die Bühne gehen. Ich hatte ihr ein paar Blumen hinuntergeworfen, und ſie hatte zu mir hingeſehen; wenigſtens bildete ich es mir ein. Der alte Jude war beharrlich. Er ſchien feſt entſchloſſen, mich nach rückwärts mitzunehmen, ich gab alſo nach. Es war ſehr ſonderbar, daß ich gar nicht den Wunſch hatte, ſie kennenzulernen, nicht wahr?"

„Nein, ich glaube das nicht."

„Warum, lieber Henry?"

„Ich werde Ihnen das ein anderes Mal erklären. Jetzt möchte ich gern etwas von dem Mädchen wiſſen."

„Von Sibyl? Oh, ſie war ſo ſcheu und lieb. Sie iſt wie ein Kind. Ihre Augen öffneten ſich ganz weit in ungeheuerem Staunen, als ich ihr ſagte, was ich über ihr Spiel dachte, und ſie ſchien ſich ihrer eigenen Macht gar nicht bewußt zu ſein. Ich glaube übrigens, wir waren beide etwas nervös. Der alte Jude ſtand grinſend an der Tür der verſtaubten Garderobe und hielt weitſchweifige Reden über uns beide, wäh-

rend wir uns wie Kinder anſahen. Er beſtand darauf, mich ‚Herr Baron‘ zu nennen, ſo daß ich Sibyl verſichern mußte, ich ſei nichts der Art. Sie ſagte ganz einfach zu mir: ‚Sie ſehen mehr aus wie ein Prinz. Ich will Sie den Märchenprinz nennen.‘“

„Mein Wort, Dorian, Miß Sibyl verſteht es, Komplimente zu machen.“

„Sie verſtehen ſie nicht, Henry. Sie hielt mich für eine Perſon in einem Theaterſtück. Sie weiß gar nichts vom Leben. Sie wohnt bei ihrer Mutter, einem verbrauchten, müden Weib, die am erſten Abend in einer Art von hochrotem Schlafrock die Lady Capulet geſpielt hatte und ausſieht, als hätte ſie einmal beſſere Tage geſehen.“

„Ich kenne dieſe Art, auszuſehen, ſie drückt mich nieder“, flüſterte Lord Henry, ſeine Ringe betrachtend.

„Der Jude wollte mir ihre ganze Lebensgeſchichte erzählen, aber ich ſagte, ſie habe keinerlei Intereſſe für mich.“

„Sie haben ganz recht gehabt. Die Tragödien anderer Leute haben immer etwas unglaublich Gemeines.“

„Sibyl iſt das einzige in der Welt, woran mir liegt. Was geht es mich an, woher ſie kam! Von ihrem kleinen Kopf bis zu ihrem kleinen Fuß iſt ſie ganz und gar himmliſch. Jeden Abend, den ich lebe, gehe ich hin, um ſie ſpielen zu ſehen, und an jedem Abend iſt ſie wunderbarer.“

„Das iſt wohl der Grund, weshalb Sie jetzt nie mit mir ſpeiſen. Ich dachte mir gleich, daß Sie irgendeinen merkwürdigen Roman erleben. Ich hatte alſo recht, aber es iſt nicht ganz, was ich erwartete.“

„Mein lieber Henry, wir ſind jeden Tag entweder beim Frühſtück oder beim Souper zuſammen, und ich war mehrere Male mit Ihnen in der Oper“, ſagte Dorian und öffnete verwundert ſeine blauen Augen.

„Sie kommen aber immer ſehr ſpät.“

„J!“ rief er aus, „ich muß jeden Abend hin und Sibyl spielen sehen, wenn auch nur einen Akt. Ich dürste nach ihrem Anblick, und wenn ich an die wunderbare Seele denke, die in dem kleinen Elfenbeinkörper eingeschlossen ist, bin ich ganz Ehrfurcht.“

„Wollen Sie heute abend mit mir essen, Dorian?“

Er schüttelte den Kopf. „Heute abend ist sie Imogen“, antwortete er, „und morgen abend Julia.“

„Und wann ist sie Sibyl Vane?“

„Nie.“

„Da wünsche ich Ihnen Glück.“

„Wie schrecklich Sie sind! Alle großen Heroinen der Welt sind in ihr zusammengedrängt. Sie ist mehr als ein Einzelwesen. Sie lachen, aber ich sage Ihnen, daß sie ein Genie ist. Ich liebe sie, und ich will, daß sie mich liebt. Sie, der Sie alle Geheimnisse des Lebens kennen, müssen mir sagen, durch welchen Zauber ich Sibyl Vane zur Liebe zwingen kann. Ich will Romeo eifersüchtig machen. Ich will, daß die toten Liebhaber der Welt unser Lachen hören und traurig werden. Ich will, daß ein Hauch unserer Leidenschaft ihren Staub wieder beleben soll und ihre Asche zu Schmerzen auferwecken. O Gott, Henry, wie bete ich sie an!“ Er ging, während er so sprach, im Zimmer auf und ab; rote hektische Flecken brannten auf seinen Wangen; er war furchtbar aufgeregt.

Lord Henry betrachtete ihn mit einem erlesenen Genuß. Wie anders war er jetzt als der verlegene, verschüchterte Knabe, den er in Basil Hallwards Atelier kennengelernt hatte! Seine Natur hatte sich entwickelt wie eine Blume, hatte Blüten, die scharlachrot flammten, getragen. Aus ihrem geheimen Versteck war seine Seele hervorgekrochen, und die Begierde war ihr auf halbem Wege entgegengekommen.

„Und was soll jetzt geschehen?“ sagte Lord Henry schließlich.

„Ich will, daß Sie und Basil an einem Abend mit mir kommen und sie spielen sehen. Ich habe nicht die leiseste Besorgnis über die Wirkung. Sie werden zugeben müssen, daß sie Genie hat. Dann müssen wir sie aus den Händen dieses Juden befreien. Sie ist an ihn noch drei Jahre, genauer zwei Jahre und acht Monate, gebunden. Natürlich werde ich ihm etwas zahlen müssen. Wenn das alles in Ordnung ist, nehme ich ein Theater im Westend und lasse sie dort auftreten. Sie wird die ganze Welt ebenso verrückt machen wie mich.“

„Das wird kaum gehen, mein lieber Junge.“

„Ja, sie wird es; denn in ihr ist nicht nur Kunst, der konzentrierteste Instinkt der Kunst, sie ist auch eine Persönlichkeit; und Sie selbst haben mir oft genug gesagt, daß nur Persönlichkeiten und nie Prinzipien die Welt bewegen.“

„Schön, wann sollen wir also hingehen?“

„Lassen Sie mich nachdenken. Heute ist Dienstag, wollen wir morgen annehmen? Morgen spielt sie die Julia.“

„Abgemacht, also im ‚Bristol‘ um acht Uhr und ich werde Basil mitbringen.“

„Bitte, nicht acht Uhr, Henry, halb sieben. Wir müssen dort sein, ehe der Vorhang in die Höhe geht. Sie müssen sie im ersten Akt bei der Begegnung mit Romeo sehen.“

„Halb sieben, was für eine Tageszeit! Das wäre ungefähr so, wie ein Abendbrot am Nachmittag essen oder einen englischen Roman lesen. Es muß mindestens sieben sein. Kein anständiger Mensch speist vor sieben. Sehen Sie Basil bis dahin? Oder soll ich ihm schreiben?“

„Der liebe Basil! Ich habe ihn eine ganze Woche lang nicht zu Gesicht bekommen. Das ist sehr häßlich von mir, da er mir mein Porträt in einem prachtvollen Rahmen, den

er ſelber gezeichnet hat, geſchickt hat; und obwohl ich etwas eiferſüchtig auf das Bild bin, da es um einen ganzen Monat jünger iſt als ich, muß ich doch zugeben, daß es mich entzückt. Ich glaube, Sie ſchreiben ihm beſſer. Ich möchte ihn nicht allein ſehen. Er ſagt mir Dinge, die mich nervös machen. Er gibt mir gute Lehren."

Lord Henry lächelte. „Die Menſchen haben eine ſtarke Neigung, gerade das wegzuſchenken, was ſie ſelber am notwendigſten hätten. Ich nenne das eine abgründige Freigebigkeit."

„Oh, Baſil iſt der beſte Menſch, aber er ſcheint mir doch ein ganz klein wenig Philiſter zu ſein. Seit ich Sie kenne, Henry, habe ich das entdeckt."

„Mein lieber Freund, Baſil gießt alles, was an ihm entzückend iſt, in ſeine Werke. Die Folge davon iſt, daß er fürs Leben nichts übrig hat als ſeine Vorurteile, ſeine Grundſätze und ſeinen geſunden Menſchenverſtand. Alle Künſtler, die ich kennengelernt habe und die perſönlich anziehen, ſind ſchlechte Künſtler. Gute Künſtler leben nur in ihren Schöpfungen und ſind infolgedeſſen in ihrem Weſen vollſtändig unintereſſant. Ein wirklich ganz großer Dichter iſt das unpoetiſchſte Geſchöpf auf der Welt. Aber unbedeutendere Dichter ſind immer bezaubernd. Je ſchlechter ihre Reime ſind, deſto maleriſcher ſehen ſie aus. Die bloße Tatſache, daß jemand eine Sammlung mittelmäßiger Sonette veröffentlicht hat, macht dieſen Menſchen einfach unwiderſtehlich. Er lebt die Gedichte, die er nicht ſchreiben kann. Die anderen ſchreiben die Gedichte, die zu leben ſie ſich nicht trauen."

„Ich möchte wiſſen, ob das wirklich ſo iſt, Henry", ſagte Dorian Gray, während er aus einer großen goldgefaßten Flaſche, die auf dem Tiſch ſtand, etwas Parfüm auf ſein Taſchentuch goß. „Es wird wohl ſo ſein, wenn Sie es ſagen.

Jetzt muß ich aber fort, Imogen wartet auf mich. Vergessen Sie nicht, morgen! Adieu!"

Als er den Raum verlassen hatte, sanken Lord Henrys schwere Lider herab, und er begann nachzudenken. Gewiß, sehr wenige Menschen hatten ihn bisher so interessiert wie Dorian Gray. Und doch verursachte ihm die wahnsinnige Bewunderung des Jünglings für eine andere Person nicht den leisesten Ärger oder die geringste Eifersucht. Er freute sich darüber. Dies machte ihn nur zu einem noch interessanteren Studienobjekt. Die Methoden der Naturwissenschaft hatten ihn immer angezogen, aber der gewöhnliche Stoff dieser Wissenschaft war ihm trivial und belanglos erschienen. Deshalb hatte er zuerst sich selbst vivisiziert, um dann schließlich andere zu vivisezieren. Das menschliche Leben schien ihm der einzige Gegenstand, der einer Untersuchung wert war. Verglichen damit war alles andere ohne Bedeutung. Allerdings, wenn man das Leben in seinem seltsamen Schmelztiegel aus Schmerz und Lust beobachten wollte, konnte man über dem Gesicht keine Glasmaske tragen, konnte auch nicht die Schwefeldämpfe abhalten, das Gehirn zu verwirren und die Phantasie mit wüsten Ausgeburten und wirren Träumen zu füllen. Es gab so feine Gifte, daß man an ihnen erkrankt sein mußte, um ihre Einzelheiten zu erkennen. Es gab so seltsame Krankheiten, daß man sie durchgemacht haben mußte, wenn man ihre Art begreifen wollte. Und doch, welch ein unendlicher Lohn wird einem dann zuteil! Wie wunderbar erscheint dann die ganze Welt! Die merkwürdig strenge Logik der Leidenschaft und das durch Gefühle buntgefärbte Leben des Geistes zu beobachten, zu beobachten, wo die beiden Linien sich treffen und wo sie auseinandergehen, an welchem Punkt sie zusammengehen und in welchem sie in Streit sind — das ist ein berauschender Genuß. Was liegt daran, wie viel man dafür

bezahlen muß! Man kann nie einen zu hohen Preis für irgendeine Empfindung geben.

Er war sich bewußt — und dieser Gedanke ließ seine achatbraunen Augen freudig aufleuchten — daß durch gewisse Worte, die er gesprochen, musikalische Worte, die er in musikalischem Tonfall gesagt, Dorian Grays Seele sich diesem weißen Mädchen zugewandt und in Verehrung sich vor ihr gebeugt hatte ... In hohem Maße war der Jüngling seine Schöpfung. Er hatte ihn vorzeitig reif gemacht. Das war schon etwas. Die gewöhnlichen Menschen haben zu warten, bis das Leben ihnen seine Geheimnisse aufschließt; den wenigen, den Auserwählten aber werden die Mysterien des Daseins enthüllt, bevor der Schleier weggezogen ist. Manchmal ist das die Wirkung der Kunst, besonders der Dichtung, die ja unmittelbar die Leidenschaften und den Geist behandelt. Dann und wann aber nimmt eine komplizierte Persönlichkeit diesen Platz ein und erfüllt das Amt der Kunst, ist eigentlich auf ihre Weise ein leibhaftiges Kunstwerk; da ja das Leben ebenso seine vollendeten Meisterwerke schafft wie die Poesie, die Bildhauerei oder die Malerei.

Ja, dieser Jüngling war vor der Zeit erblüht. Er erntete, während es noch Frühling war. Der Blutschlag und die Leidenschaft der Jugend wohnten in ihm, aber er war sich schon seiner selbst bewußt. Es war entzückend, ihn zu beobachten. Mit seinem wunderschönen Gesicht, mit seiner wunderschönen Seele war er ein Wesen, das man anstaunen mußte. Es lag nichts darin, wie das alles endete, wie das alles enden sollte. Er glich einer jener graziösen Gestalten in einem Mummenschanz oder einem Schauspiel, deren Freuden von unsereinem weit entfernt zu sein scheinen, deren Leid aber unser Schönheitsgefühl erregt und deren Wunden wie rote Rosen sind.

Seele und Leib, Leib und Seele: — wie geheimnisvoll sind die beiden! Animalisches ist in der Seele, und der Leib hat seine Augenblicke der Vergeistigung. Die Sinne können sich veredeln, und der Intellekt kann sich erniedrigen. Wer vermag zu sagen, wo die fleischlichen Triebe endigen oder wo die seelischen Triebe beginnen? Wie leer sind die willkürlichen Erklärungen der Schulpsychologen! Und doch, wie schwierig ist, zwischen den Lehren der einzelnen Gruppen sich zu entscheiden! Ist die Seele ein Schatten, der im Hause der Sünde wohnt, oder ist in Wirklichkeit der Körper in der Seele eingeschlossen, wie es sich Giordano Bruno dachte? Die Trennung des Geistes vom Stoff ist ein Geheimnis, und die Vereinigung von Geist und Stoff ist ebenfalls ein Geheimnis.

Er dachte darüber nach, ob wir je aus der Psychologie eine so exakte Wissenschaft machen können, daß auch die kleinste Quelle des Lebens uns offenbar würde. Wie jetzt die Dinge liegen, begreifen wir uns selbst nie und die anderen selten. Die Erfahrung hat keinerlei ethischen Wert. Sie ist nur das Schild, das die Menschen ihren Irrtümern umhängen. Die Moralisten haben sie in der Regel als eine Art Warnung betrachtet, haben für sie eine gewisse ethische Wirksamkeit in der Bildung der Charaktere in Anspruch genommen, haben sie als das Mittel gepriesen, das uns darüber belehrt, was wir tun und was wir vermeiden sollen. Aber in der Erfahrung liegt keinerlei treibende Kraft. Sie ist ebensowenig eine wirkende Ursache wie das Gewissen. Alles, was sie in Wirklichkeit beweist, ist, daß unsere Zukunft ebenso sein wird wie unsere Vergangenheit und daß wir die Sünde, die wir einmal mit Ekel und Widerstreben begangen haben, oft und dann mit Genuß wiederholen werden.

Er war überzeugt, daß die experimentelle Methode die einzige war, durch die man zu irgendeiner wissenschaftlichen

Analyse der Leidenschaften kommen könne; und sicherlich war Dorian Gray ein bequemes Objekt und schien reiche und fruchtbare Erfolge zu versprechen. Seine plötzliche wilde Liebe zu Sibyl Vane war eine psychologische Erscheinung von großem Interesse. Es war kein Zweifel, daß die Neugier stark dabei im Spiele war, Neugier und die Begierde nach Erlebnissen, doch war es trotzdem keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Leidenschaft. Was in ihr von den rein sinnlichen Trieben der Jugend war, das hatte die Arbeit der Phantasie umgeformt, in irgend etwas verwandelt, das dem Jüngling selbst ganz fern von allem Sinnlichen zu sein schien und das deshalb um so gefährlicher war. Gerade jene Leidenschaften, über deren Ursprung wir uns selbst täuschen, üben die stärkste Herrschaft über uns aus. Unsere schwächsten Triebe sind die, über deren Natur wir Klarheit haben. Es kommt oft vor, daß wir mit uns selbst Experimente anstellen und glauben, sie mit anderen zu versuchen.

Während Lord Henry noch von diesen Dingen träumte, wurde an der Tür geklopft; sein Diener trat ein und erinnerte ihn, daß es Zeit sei, sich zum Essen umzukleiden. Er erhob sich und sah auf die Straße hinab. Der Sonnenuntergang hatte die oberen Fenster der gegenüberliegenden Häuser in scharlachrotes Gold getaucht. Die Scheiben glühten wie Platten erhitzten Metalls. Der Himmel drüber glich einer welkenden Rose. Er dachte an das junge, lodernde Leben seines Freundes und dachte, wie das alles wohl enden würde.

Als er dann gegen halb eins nachts nach Hause kam, fand er ein Telegramm auf dem Tische in der Halle liegen. Er öffnete es und sah, daß es von Dorian Gray war. Er teilte ihm mit, daß er sich mit Sibyl Vane verlobt habe.

Fünftes Kapitel

„Mutter, Mutter, ich bin ja so glücklich", flüsterte das Mädchen und barg ihr Gesicht im Schoße der verblühten, müde aussehenden Frau, die den Rücken gegen das grell eindringende Licht gekehrt, in dem einzigen Armstuhl saß, den ihr armseliges Wohnzimmer enthielt. „Ich bin so glücklich," wiederholte sie, „und du sollst auch glücklich sein."

Mrs. Vane wurde unruhig und legte ihre dünnen, wismutweißen Hände auf den Kopf der Tochter. „Glücklich," hallte es wider, „ich bin nur dann glücklich, wenn ich dich spielen sehe, Sibyl. Du darfst an nichts anderes denken als an dein Spiel. Mr. Isaacs ist sehr gut gegen uns, wir sind ihm Geld schuldig."

„Geld, Mutter!" rief sie aus. „Was liegt an Geld! Liebe ist mehr als Geld!"

„Mr. Isaacs hat uns fünfzig Pfund Vorschuß gegeben, daß wir unsere Schulden zahlen und anständige Kleidung für James kaufen können. Das darfst du nicht vergessen, Sibyl. Fünfzig Pfund ist sehr viel Geld. Mr. Isaacs ist sehr anständig gewesen."

„Er ist kein Gentleman, Mutter, und ich hasse die Art, wie er mit mir spricht", sagte das Mädchen, stand auf und ging zum Fenster hinüber.

„Ich wüßte nicht, wie wir ohne ihn weiterkämen", zankte die alte Frau.

Sibyl Vane schüttelte den Kopf und lachte: „Wir brauchen ihn nicht mehr, Mutter, der Märchenprinz bestimmt nun unser Leben." Dann schwieg sie. Eine Blutwelle ließ ihre Adern erbeben und färbte ihre Wangen dunkelrot. Der rasche Atem öffnete die Lippen, daß sie erzitterten; ein Sturm heißer Leidenschaft fegte über sie hin und bewegte die zierlichen Falten ihrer Kleider. „Ich liebe ihn", sagte sie schlicht.

Wie aus dem Munde eines Papageien flog ihr die Antwort entgegen: „Törichtes Kind, törichtes Kind!“ Die Bewegungen knöcheriger mit falschen Ringen gezierter Finger machten diesen Ausruf noch grotesker.

Das Mädchen lachte wieder. In ihrer Stimme lag etwas wie die Freude des Vogels im Käfig. Ihre Augen fingen die Melodie dieses Lachens auf und wiederholten sie in ihrem Glanze, dann schlossen sie sich einen Augenblick, als wollten sie ihr Geheimnis verbergen, und als sie sich wieder öffneten, lag der Nebelschleier eines Traumes auf ihnen.

Aus dem abgenützten Stuhl kamen die Worte der Weisheit von dünnen Lippen, mahnten zur Besinnung, teilten aus jenem Buch der Feigheit mit, dem sein Autor den falschen Titel „Gesunder Menschenverstand“ zugelegt hat. Sie hörte nicht zu. Im Gefängnis ihrer Leidenschaft war sie frei. Ihr Prinz, der Märchenprinz war bei ihr. Sie hatte das Gedächtnis angerufen, um ihn neu zu schaffen. Sie hatte ihre Seele auf die Suche nach ihm geschickt, und die hatte ihn ihr gebracht. Sein Kuß brannte wieder auf ihrem Munde. Ihre Augenlider waren warm von seinem Atem.

Dann änderte die Weisheit ihre Methode und sprach von Erkundigungen und Nachforschungen. Es mochte ja sein, daß dieser junge Mann reich sei; wenn, dann müßte man ans Heiraten denken. An der Ohrmuschel des Mädchens brachen sich die Wellen weltlicher Schlauheit. Die Pfeile der List sausten an ihr vorüber. Sie sah, wie sich die dünnen Lippen bewegten, und lächelte.

Plötzlich fühlte sie das Bedürfnis zu sprechen. Das nichtssagende Geschwätz der Alten verwirrte sie. „Mutter, Mutter!“ rief sie aus. „Warum liebt er mich so? Ich weiß, warum ich ihn liebe. Ich liebe ihn, weil er so ist, wie die Liebe selbst sein muß. Aber was findet er an mir? Ich bin seiner nicht wert. Und doch — warum ist es, kann ich nicht

ſagen — ich ſpüre, wie tief ich unter ihm bin, aber ich fühle mich nicht gering. Nein. Ich bin ſtolz, ſchrecklich ſtolz. Mutter, haſt du meinen Vater ſo geliebt, wie ich den Märchenprinz liebe?"

Die alte Frau wurde bleich unter der dicken Lage Puder, die ihre Wangen bedeckte, und ihre trockenen Lippen erzitterten in zuckendem Schmerz. Sibyl lief zu ihr hin, ſchlang ihre Arme um ihren Hals und küßte ſie. „Verzeih mir, Mutter, ich weiß, es ſchmerzt dich, an meinen Vater zu denken. Aber es ſchmerzt dich nur, weil du ihn ſo geliebt haſt. Sei nicht ſo traurig. Heute bin ich ſo glücklich, wie du vor zwanzig Jahren warſt. Ach, wenn ich doch immer ſo glücklich ſein könnte!"

„Mein Kind, du biſt viel zu jung, um an Liebe zu denken. Und dann, was weißt du von dem jungen Mann? Du weißt nicht einmal ſeinen Namen. Die ganze Sache iſt höchſt unpaſſend, und ich muß wirklich ſagen, in einer Zeit, wo James nach Auſtralien geht und ich an ſo viele Dinge zu denken habe, hätteſt du mehr Überlegung zeigen ſollen. Immerhin, wie ich ſchon vorhin ſagte, wenn er reich iſt..."

„O Mutter, Mutter, laß mich glücklich ſein!"

Mrs. Vane blickte ſie an und ſchloß ſie mit einer jener verlogenen theatraliſchen Geſten, die dem Schauſpieler ſo oft zur zweiten Natur werden, in die Arme. In dieſem Augenblick öffnete ſich die Tür und ein junger Menſch mit ſtruppigem, braunem Haar kam ins Zimmer. Er war von unterſetzter Geſtalt, ſeine Hände und Füße waren groß und bewegten ſich nur unbeholfen. Er war nicht ſo fein gebaut wie ſeine Schweſter. Man hätte kaum die nahe Verwandtſchaft, die zwiſchen beiden beſtand, erraten können. Mrs. Vane richtete ihre Augen auf ihn und verſtärkte ihr Lächeln. In ihrem Geiſte erhob ſie ihren Sohn zur Würde eines Publikums. Sie war überzeugt, daß die Szene intereſſant war.

„Du könnteſt dir einige Küſſe für mich aufheben, Sibyl", ſagte der junge Burſch mit gutmütigem Knurren.

„Jim, du haſt doch aber Küſſe gar nicht gern!" rief ſie ihm zu. „Du biſt ein greulicher alter Bär!" Dann lief ſie durchs Zimmer und hätſchelte ihn.

James Vane ſah zärtlich ins Geſicht ſeiner Schweſter. „Ich möchte mit dir ſpazierengehen, Sibyl. Ich glaube nicht, daß ich das ſchreckliche London je wiederſehe. Ich mache mir auch gar nichts daraus."

„Mein Sohn, du ſollteſt ſo ſchreckliche Dinge nicht ſagen", flüſterte Mrs. Vane, während ſie ein geſchmacklos ausgeputztes Theaterkoſtüm ſeufzend aufnahm und es auszubeſſern begann. Sie fühlte eine kleine Enttäuſchung, weil er ſich nicht der Gruppe angeſchloſſen hatte. Das hätte die maleriſche Wirkung der Szene erheblich vermehrt.

„Warum nicht, Mutter? Es iſt mein Ernſt."

„Du kränkſt mich, mein Sohn. Ich habe das Vertrauen, daß du von Auſtralien mit Glücksgütern zurückkehrſt. Ich vermute, es gibt dort keinerlei Geſellſchaft, wenigſtens nichts, was ich Geſellſchaft nennen würde; wenn du alſo ein Vermögen erworben haſt, mußt du zurückkommen und dich in London zur Geltung bringen."

„Geſellſchaft", murmelte der junge Mann. „Ich will nichts davon wiſſen. Ich möchte ſo viel Geld verdienen, um dich und Sibyl vom Theater wegzunehmen. Ich haſſe es."

„O Jim," ſagte Sibyl lachend, „wie ſchlecht von dir! Aber, willſt du wirklich mit mir ſpazierengehen? Das iſt ſchön. Ich habe ſchon Angſt gehabt, daß du dich bei deinen Freunden verabſchiedeſt — bei Tom Hardy, der dir die gräßliche Pfeife geſchenkt hat, oder bei Nell Langton, der dich auslacht, weil du ſie rauchſt. Es iſt ſehr lieb von dir, daß du mir deinen letzten Nachmittag ſchenkſt. Wohin ſollen wir gehen? Wollen wir in den Park?"

„Dazu bin ich zu schäbig", antwortete er geärgert. „Nur die feinen Leute gehen in den Park."

„Unsinn, Jim", flüsterte sie und streichelte den Ärmel.

Er zögerte noch einen Augenblick. „Gut," sagte er schließlich, „mach' nicht zu lang mit dem Anziehen."

Sie tanzte zur Tür hinaus. Man konnte sie singen hören, während sie hinauflief. Ihre kleinen Füße trippelten oben. Er ging zwei- oder dreimal durch das Zimmer, dann wandte er sich zu der schweigsamen Gestalt im Sessel.

„Mutter, sind meine Sachen fertig?" fragte er.

„Alles in Ordnung, James", antwortete sie und hielt die Augen auf ihre Arbeit gerichtet. Seit einigen Monaten fühlte sie sich schon unbehaglich, wenn sie mit ihrem rauhen, ernsten Sohn allein war. Ihre im Grunde oberflächliche Natur wurde beunruhigt, wenn ihre Augen sich trafen. Sie fragte sich schon seit langer Zeit, ob er einen Verdacht habe. Das Schweigen, das entstand, da er nichts mehr sagte, wurde ihr unerträglich. Sie begann also zu klagen. Frauen verteidigen sich, indem sie angreifen, gerade so, wie sie durch jähes und merkwürdiges Nachgeben angreifen. „Ich hoffe, James, dein Seefahrerleben wird dich befriedigen. Hoffentlich wirst du glücklich in deinem Beruf auf dem Meer, James. Du mußt immer daran denken, daß es deine eigene Wahl war. Du hättest in ein Anwaltsbureau eintreten können. Anwälte sind ein sehr respektabler Stand und werden auf dem Lande oft in den besten Familien eingeladen."

„Ich hasse Bureaus und ich hasse Schreiber," antwortete er, „aber du hast ganz recht, ich habe mir mein Leben gewählt. Alles, was ich sage, ist: Gib' auf Sibyl acht, ihr soll kein Unglück zustoßen. Mutter, du mußt über sie wachen!"

„James, du hast eine merkwürdige Art, mit mir zu reden. Natürlich wache ich über sie."

„Ich höre, ein junger Mann kommt jeden Abend ins Theater und geht hinter die Bühne und ſpricht mit ihr. Iſt das wahr? Wie verhält ſich's damit?"

„James, du ſprichſt über Dinge, von denen du nichts verſtehſt. Wir in unſerem Beruf ſind gewöhnt, eine Menge höchſt angenehmer Aufmerkſamkeiten zu empfangen. Ich ſelbſt habe in früheren Zeiten viele Blumen bekommen. Es war zu einer Zeit, wo man vom Spielen noch etwas verſtand. Was Sibyl anbelangt, ſo kann ich im Augenblick nicht entſcheiden, ob ihre Neigung ernſt iſt oder nicht. Es iſt aber kein Zweifel darüber, daß der junge Mann, der in Frage ſteht, ein vollendeter Gentleman iſt. Er iſt immer ungemein höflich zu mir. Er ſieht auch aus, als wär' er reich, und die Blumen, die er ſchickt, ſind entzückend."

„Bei alldem weißt du ſeinen Namen nicht", ſagte der junge Mann ſcharf.

„Nein," antwortete die Mutter mit gelaſſenem Geſichtsausdruck, „er hat uns ſeinen wirklichen Namen noch nicht verraten. Ich finde das ſehr romantiſch. Wahrſcheinlich iſt er von Adel."

James Vane biß ſich auf die Lippen. „Gib' auf Sibyl acht!" ſchrie er. „Gib auf ſie acht!"

„Mein Sohn, du kränkſt mich ungemein. Sibyl ſteht unaufhörlich unter meiner beſonderen Obhut. Natürlich, falls dieſer junge Gentleman vermögend iſt, ſehe ich keinen Grund, weshalb ſie nicht eine Verbindung mit ihm eingehen ſoll. Ich bin feſt überzeugt, er gehört zum hohen Adel. Er ſieht ganz ſo aus, muß ich ſagen. Es könnte eine brillante Heirat für Sibyl ſein. Sie würden ein entzückendes Paar ſein. Seine Schönheit iſt wirklich ganz außerordentlich. Jedermann bemerkt ſie."

Der junge Mann murmelte etwas in ſich hinein und trommelte mit ſeinen derben Fingern gegen die Scheibe.

Er hatte ſich gerade umgewandt, um etwas zu ſagen, als die Tür aufging und Sibyl raſch hereinkam.

„Was macht ihr beide denn für ernſte Geſichter!“ rief ſie aus. „Was iſt denn los?“

„Nichts“, antwortete er. „Man muß doch auch manchmal ernſt ſein. Adieu, Mutter. Ich will um fünf Uhr eſſen. Alles iſt gepackt bis auf die Hemden, du brauchſt dich alſo um nichts zu ſorgen.“

„Adieu, mein Sohn“, antwortete ſie mit einer Verbeugung von gemachter Würde.

Sie ärgerte ſich ſehr über den Ton, den er ihr gegenüber angeſchlagen hatte, und in ſeinem Blicke lag etwas, das ihr Angſt machte.

„Gib mir einen Kuß, Mutter“, ſagte das Mädchen. Die blütengleichen Lippen berührten ihre verwitterten Wangen und wärmten ihre Kälte.

„Mein Kind, mein Kind!“ rief Mrs. Vane aus, zur Decke aufblickend, als ſuchte ſie eine Galerie, die nur in ihrer Einbildung beſtand.

„Komm, Sibyl“, ſagte der Bruder ungeduldig. Er konnte die Poſen ſeiner Mutter nicht ausſtehen.

Sie gingen nun hinaus in den ſchimmernden, windbewegten Sonnenſchein und ſchlenderten die öde Euſton Road hinab. Die Leute blickten verwundert auf den finſteren, ſchwerfälligen jungen Mann in den groben ſchlecht paſſenden Kleidern, den ein ſo anmutiges fein ausſehendes Mädchen begleitete. Er glich einem Gemüſegärtner, der, eine Roſe in der Hand, dahergeht.

Jim runzelte von Zeit zu Zeit die Stirne, wenn er den forſchenden Blick eines Fremden bemerkte. Er hatte die Abneigung dagegen, angeſtarrt zu werden, die geniale Menſchen erſt ſo ſpät im Leben bekommen und die den gewöhnlichen Mann nie verläßt. Sibyl dagegen wußte nichts

von der Wirkung, die ſie hervorbrachte. Ihre Liebe zitterte lachend auf ihren Lippen. Sie dachte an ihren Märchenprinzen und, um beſſer an ihn denken zu können, ſprach ſie nicht von ihm, ſondern plauderte in einem hin von dem Schiff, auf dem Jim wegfahren ſollte, von dem Gold, was er ſicher finden würde, von der geheimnisvollen Erbin, deren Leben er ſchlechten, rotbluſigen Buſchräubern entreißen ſollte. Denn er ſollte nicht Matroſe bleiben oder Verfrachter oder was er ſonſt jetzt werden würde. O nein! Das Daſein des Matroſen war zu ſchrecklich. Man denke nur, in ein ſchreckliches Schiff hineingepreßt ſein, wenn die rohen, buckeligen Wellen immer eindringen wollen und ein ſchwarzer Wind die Maſte niederwirft und die Segel zu langen, klatſchenden Streifen zerreißt. Er ſollte in Melbourne vom Schiff weggehen, dem Kapitän höflich Adieu ſagen und ſofort zu den Goldfeldern wandern. Bevor noch eine Woche vergangen war, werde er auf einen großen Goldklumpen ſtoßen, auf den größten, der je entdeckt worden ſei, und ihn zur Küſte ſchaffen in einem großen Wagen, den ſechs berittene Poliziſten bewachen würden. Die Buſchräuber würden ſie dreimal überfallen und nach einem ungeheueren Gemetzel zurückgeſchlagen werden. Oder nein: er ſollte überhaupt nicht zu den Goldfeldern gehen. Das wären ſchreckliche Plätze, wo die Leute ſich betrinken und einander in Kneipen totſchießen und ſchrecklich fluchen. Er ſollte ein netter Schafzüchter werden, und eines Abends, wenn er nach Hauſe ritte, würde er der ſchönen Erbin begegnen, die gerade von einem Räuber auf einem Rappen entführt würde, ihm nachſetzen und ſie befreien. Natürlich würde ſie ſich in ihn verlieben und er in ſie. Er würde ſie heiraten, nach Hauſe kommen und mit ihr in einem prachtvollen Hauſe in London leben. Ja, entzückende Dinge warteten auf ihn, aber er müſſe auch ſehr gut ſein, nie zornig werden und nie ſein Geld vergeuden. Sie

ſei nur ein Jahr älter als er, aber ſie wiſſe ſo viel mehr vom Leben. Er müſſe ihr auch ganz gewiß an jedem Poſttag ſchreiben und jede Nacht beten, bevor er ſchlafen gehe. Gott ſei ſehr gut und werde über ihn wachen. Auch werde ſie für ihn beten, und in ein paar Jahren werde er reich und glücklich nach Hauſe zurückkehren.

Der junge Mann hörte ihr brummig zu und gab keine Antwort. Ihm tat das Herz weh, weil er von der Heimat weg mußte.

Aber es war nicht das allein, was ihn düſter und mürriſch ſtimmte. Obwohl er gar keine Lebenserfahrung hatte, empfand er doch ſehr lebhaft die Gefahr, die mit Sibyls Stellung verbunden war. Dieſer junge Stutzer, der ihr den Hof machte, konnte nichts Gutes bedeuten. Er war ein vornehmer Mann, und das trug ihm Jims Haß ein, dieſen Haß, der aus einem ſonderbaren Raſſegefühl kam, für den er keinen beſtimmten Grund angeben konnte und der gerade darum um ſo ſtärker in ihm war. Er kannte auch die Oberflächlichkeit und die Eitelkeit ſeiner Mutter und ſah darin eine ungeheuere Gefahr für Sibyl und Sibyls Glück. Kinder fangen damit an, ihre Eltern zu lieben; wenn ſie älter werden, urteilen ſie über ſie; manchmal vergeben ſie ihnen auch.

Die Mutter! Seit Tagen brütete eine Frage an ſie in ſeinem Gehirn. Der Gedanke an etwas, was er lange ſchweigſame Monate hindurch mit ſich herumgetragen hatte. Ein zufälliges Wort, das er im Theater aufgeſchnappt hatte, ein hingeflüſterter ſpöttiſcher Scherz, der eines Abends, als er an der Bühnentüre wartete, an ſein Ohr gedrungen war, hatte eine Folge ſchrecklicher Gedanken in ihm entfeſſelt. Er erinnerte ſich daran, als wäre der Hieb einer Reitpeitſche über ſein Geſicht gegangen. Seine Augenbrauen kniffen ſich zu einer keilförmigen Furche zuſammen, und in einem plötzlichen ſchmerzlichen Krampf biß er in ſeine Unterlippe.

„Du hörſt kein einziges Wort, das ich ſage, Jim!“ rief Sibyl aus, „und ich mache die entzückendſten Pläne für deine Zukunft. Sag' doch was!“

„Was ſoll ich ſagen?“

„Daß du ein guter Bruder ſein wirſt und uns nicht vergißt“, antwortete ſie und lächelte ihn an.

Er zuckte die Achſeln. „Es iſt eher wahrſcheinlich, daß du mich vergißt, als daß ich dich vergeſſe.“

Sie errötete. „Wie meinſt du das, Jim?“ fragte ſie.

„Du haſt einen neuen Freund. Wer iſt er? Warum haſt du mir nichts von ihm geſagt? Er bringt dir nichts Gutes.“

„Hör' auf, Jim,“ rief ſie aus, „du darfſt nichts gegen ihn ſagen. Ich liebe ihn.“

„Ach was, du weißt nicht einmal ſeinen Namen“, erwiderte er. „Wer iſt er? Ich habe ein Recht, es zu wiſſen.“

„Er heißt der Märchenprinz. Iſt der Name nicht ſchön? O du dummer Bub, du ſollſt ihn nie vergeſſen! Wenn du ihn nur ein einziges Mal ſehen würdeſt, müßteſt du ihn für den wundervollſten Menſchen auf der Welt halten. Eines ſchönen Tages wirſt du ihn kennen lernen, wenn du von Auſtralien zurückkommſt. Du wirſt ihn ſehr lieb haben. Jeder Menſch hat ihn lieb, und ich ... liebe ihn. Ich wollte, du könnteſt heut' abend ins Theater kommen. Er wird kommen und ich ſoll die Julia ſpielen. Oh, wie ich ſie ſpielen werde! Denk' nur, Jim, lieben und die Julia ſpielen. Wiſſen, daß er daſitzt. Zu ſeiner Freude ſpielen. Ich fürchte, ich werde die Geſellſchaft erſchrecken, ſie erſchrecken oder entzücken. Lieben heißt ſich ſelbſt übertreffen. Der gräßliche Mr. Iſaacs wird ſeinen Kumpanen an der Bar zuſchreien, ich ſei ein Genie. Er hat mich ihnen als ein Dogma gepredigt, heute nacht wird er mich als eine Offenbarung verkündigen. Ich fühle das, und all das iſt ſein Werk, nur ſein, des Märchenprinzen, meines wunderbaren Geliebten, dieſes Gottes

der Muſen. Aber ich bin ein armes Ding an ſeiner Seite. Arm, was liegt daran? ‚Schleicht die Armut in ein Haus, fliegt die Lieb' zur Tür hinaus.' Die alten Sprichwörter müſſen umgeändert werden. Sie ſind im Winter erfunden worden und jetzt iſt's Sommer. Für mich Frühling, ein Tanz der Blüten unter blauem Himmel."

„Er iſt ein vornehmer Mann", ſagte Jim finſter.

„Ein Prinz!" rief ſie mit melodiſcher Stimme. „Was willſt du mehr?"

„Er wird dich knechten."

„Ich erſchrecke bei dem Gedanken, frei zu ſein."

„Du ſollſt dich vor ihm hüten."

„Ihn anſehen, heißt ihn anbeten, ihn kennen, heißt ihm vertrauen!"

„Sibyl, er hat dich verrückt gemacht."

Sie lachte und nahm ſeinen Arm. „Mein lieber, alter Jim, du ſprichſt ſo, als wäreſt du hundert Jahre alt. Einmal wirſt du ſelbſt lieben, und dann wirſt du erſt wiſſen, was das iſt. Sieh mich nicht ſo brummig an! Du ſollteſt dich freuen, wenn du daran denkſt, daß du mich glücklicher zurücklaßt, als ich je vorher geweſen bin. Das Leben war bisher für uns beide hart, furchtbar hart und ſchwer. Aber jetzt wird's anders. Du gehſt in eine neue Welt, und ich habe eine neue gefunden ... Da ſind zwei Stühle, wir wollen uns hinſetzen und die eleganten Leute vorbeigehen ſehen."

Sie ſetzten ſich mitten in einen Haufen von Zuſchauern. Die Tulpenbeete längs des Weges flammten wie zuckende Feuerringe. Ein weißer Dunſt wie eine zitternde Wolke von Irisſtaub hing in der gleißenden Luft. Die hellfarbigen Sonnenſchirme tanzten auf und ab wie rieſengroße Schmetterlinge.

Sie brachte ihren Bruder dazu, daß er von ſich, ſeinen Hoffnungen und ſeinen Plänen ſprach. Er redete nur

zögernd und mühsam. Sie sprachen zueinander, wie die Spieler sich bei einem Spiel die Points ansagen. Es drückte Sibyl nieder. Sie konnte ihm ihre Freude nicht mitteilen. Ein leichtes Lächeln, das seinen finsteren Mund bog, war all die Antwort, die sie erhielt. Nach einiger Zeit wurde sie ganz schweigsam. Plötzlich erblickte sie einen Schimmer von goldenem Haar und lachende Lippen, und in einem offenen Wagen fuhr Dorian Gray mit zwei Damen vorbei.

Sie sprang auf die Füße. „Da ist er!" rief sie aus.

„Wer?" fragte Jim Vane.

„Der Märchenprinz", antwortete sie und blickte dem Wagen nach.

Er sprang auf und faßte sie rauh beim Arm. „Zeige ihn mir. Welcher ist es? Zeige ihn mir, ich muß ihn sehen!" schrie er. Aber in diesem Augenblick fuhr das Viergespann des Herzogs von Berwick vorbei, und als die Aussicht wieder frei war, hatte der Wagen den Park schon verlassen.

„Er ist fort", murmelte Sibyl traurig. „Ich wünschte, du hättest ihn gesehen."

„Ich wünschte es auch. Denn so gewiß ein Gott im Himmel ist, wenn er dir je ein Leid antut, bring' ich ihn um!"

Sie sah ihn erschreckt an. Er wiederholte seine Worte. Sie schnitten durch die Luft wie ein Schwert. Die Leute ringsherum fingen an, sie anzustarren. Eine Dame, die nahebei stand, kicherte.

„Komm fort, Jim, komm fort", flüsterte sie ihm zu. Er ging ihr nach mit störrischer Miene, als sie die Menge durchschritt. Er war zufrieden, daß er dies Gelübde getan hatte. Als sie bei der Achillesstatue war, drehte sie sich nach ihm um. In ihren Augen lag Mitleid, das auf ihren Lippen zu einem Lachen wurde. Sie schüttelte den Kopf über ihn. „Du bist verrückt, Jim, ganz und gar verrückt. Ein böser Bub', sonst nichts. Wie kannst du so etwas Entsetzliches sagen? Du

weißt ja gar nicht, wovon du sprichst. Du bist einfach eifersüchtig und unfreundlich. Ich möchte, daß du dich verliebtest. Liebe macht die Menschen gut. Und was du gesagt hast, war schlecht."

„Ich bin erst sechzehn," gab er zur Antwort, „aber ich weiß, was ich zu tun habe. Die Mutter kann dir nicht helfen. Sie weiß nicht, wie man für dich sorgen muß. Ich wünschte jetzt, daß ich überhaupt nicht nach Australien zu gehen hätte. Ich denke sehr daran, die ganze Sache zu lassen. Ich täte es, wenn meine Papiere nicht schon unterschrieben wären."

„Du sollst nicht so ernsthaft sein, Jim. Du bist wie einer von den Helden aus den dummen Melodramen, in denen die Mutter so gern gespielt hat. Ich will mich mit dir nicht streiten. Ich habe ihn gesehen, und ihn sehen ist ein vollendetes Glück. Wir wollen nicht streiten. Ich bin ganz überzeugt, daß du nie jemand, den ich liebe, etwas antun wirst."

„Nicht, solange du ihn liebst", war die finstere Antwort.

„Ich werde ihn immer lieben!" rief sie.

„Und er?..."

„Mich immer."

„Das ist sein Glück!"

Sie schrak vor ihm zurück. Dann lachte sie und legte die Hand auf seinen Arm. Er war ja doch nur ein Bub'.

Am Marble Arch nahmen sie einen Omnibus, der sie bis dicht zu ihrer schäbigen Wohnung in Euston Road brachte. Es war schon fünf Uhr vorüber, und Sibyl mußte sich noch ein paar Stunden niederlegen, bevor sie auftrat. Jim bestand darauf, daß sie es tat. Er sagte, er würde von ihr leichter Abschied nehmen, wenn die Mutter nicht dabei wäre. Sie würde sicher eine Szene machen, und er haßte Szenen aller Art.

Sie nahmen in Sibyls Zimmer Abschied. In dem Herzen des Jünglings brannte Eifersucht und ein grimmiger, mör-

derischer Haß auf den Fremden, der, wie ihm schien, zwischen sie getreten war. Als dann aber ihre Arme sich um seinen Hals schlangen und ihre Finger durch sein Haar fuhren, wurde er weich und küßte sie mit wahrhafter Zärtlichkeit. Als er hinunterging, standen Tränen in seinen Augen.

Die Mutter wartete unten auf ihn. Als er eintrat, murrte sie über seine Unpünktlichkeit. Er gab keine Antwort und setzte sich zu dem mageren Mahle. Die Fliegen summten um den Tisch herum und krochen über das fleckige Tischtuch. Durch den Lärm der vorbeirollenden Omnibusse und das Klappern der Wagen auf der Straße hindurch konnte er das Dröhnen hören, das jede Minute, die ihm noch übrig blieb, verschlang.

Nach einer Weile schob er seinen Teller weg und stützte den Kopf in die Hände. Er fühlte, daß er ein Recht habe, alles zu wissen. Wenn die Dinge waren, wie er vermutete, hätte er es längst erfahren sollen. Bleischwer vor Furcht, beobachtete ihn die Mutter. Die Worte tröpfelten ihr mechanisch von den Lippen. In den Fingern zerknüllte sie ein zerrissenes Spitzentuch. Als die Uhr sechs schlug, stand er auf und ging zur Tür. Dann drehte er sich um und sah sie an. Ihre Blicke begegneten sich. In ihren Augen las er eine inbrünstige Bitte um Mitleid. Das brachte ihn außer Fassung.

„Mutter, ich habe eine Frage an dich", sagte er.

Ihre Augen irrten im Zimmer herum. Sie gab keine Antwort.

„Sag' mir die Wahrheit. Ich habe ein Recht, sie zu erfahren. Warst du mit unserem Vater verheiratet?"

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war ein Seufzer der Erleichterung. Der schwere Augenblick, vor dem sie sich Tag und Nacht seit Wochen und Monaten geängstigt hatte, war endlich gekommen, und dennoch hatte sie keine Furcht. Ja, es war gewissermaßen eine Enttäuschung für sie. Die

gemeine Deutlichkeit der Frage verlangte eine deutliche Antwort. Die Situation war nicht in langsamer Steigerung herbeigeführt worden. Es war roh. Es erinnerte sie an eine mißlungene Probe.

„Nein", antwortete sie, erstaunt über die brutale Einfachheit des Lebens.

„Dann war mein Vater ein Schuft!" schrie der junge Mann, die Faust ballend.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich wußte, daß er nicht frei war. Wir haben uns sehr geliebt. Wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er für uns gesorgt. Sage nichts gegen ihn, mein Sohn, er war dein Vater und ein vornehmer Mann. Er hatte wirklich vornehme Verbindungen."

Ein Fluch kam von seinen Lippen. „Meinetwegen ist es ja gleich ... aber laß Sibyl nicht ... Es ist ein vornehmer Mann, nicht wahr, der sie liebt? Oder er sagt es wenigstens. Auch mit den besten Verbindungen, vermute ich."

Einen Augenblick lang kam ein schreckliches Gefühl der Erniedrigung über die alte Frau. Ihr Kopf sank herab. Mit zitternden Händen wischte sie sich die Augen. „Sibyl hat eine Mutter," flüsterte sie, „ich hatte keine."

Der Jüngling war ergriffen. Er ging zu ihr hin, beugte sich zu ihr und küßte sie. „Es tut mir leid, wenn ich dich durch eine Frage nach meinem Vater gekränkt habe," sagte er, „aber ich konnte nicht anders. Jetzt muß ich fort. Leb' wohl! Vergiß nicht, daß du jetzt nur noch ein Kind hast, um das du dich sorgen mußt, und glaub' mir: wenn dieser Mann meiner Schwester ein Leid tut, werde ich herausfinden, wer er ist, werde ihn verfolgen und ihn töten wie einen Hund. Ich schwöre es!"

Dieser tollaufgeregte Schwur, die leidenschaftlichen Bewegungen, die ihn begleiteten, die wahnsinnigen, melodramatischen Worte schienen der alten Frau das Leben endlich

bewegter zu gestalten. Diese Atmosphäre war ihr vertraut. Sie atmete nun freier, und zum ersten Male seit vielen Monaten bewunderte sie ihren Sohn. Sie hätte gern die Szene auf demselben Gefühlsniveau fortgesetzt, aber er unterbrach sie kurz. Man hatte die Koffer herunterzubringen und Decken zu beschaffen. Die Magd des Logierhauses rannte geschäftig hin und her. Mit dem Kutscher wurde gehandelt. So ging der Augenblick durch gemeine Einzelheiten verloren. Mit einem erneuten Gefühl der Enttäuschung schwenkte sie das zerrissene Spitzentaschentuch vom Fenster herab, als ihr Sohn wegfuhr. Sie war überzeugt, daß eine große Gelegenheit verschwendet worden sei. Sie tröstete sich damit, daß sie Sibyl sagte, wie trostlos ihr Leben nun sein werde, da sie jetzt nur ein einziges Kind habe, für das sie sorgen müsse. Dieser Satz war ihr in der Erinnerung geblieben. Er hatte ihr gefallen. Von seinem Schwur sagte sie nichts. Er war lebendig und dramatisch zum Ausdruck gekommen. Sie hatte das Gefühl, daß sie eines Tages alle darüber lachen würden.

Sechstes Kapitel

„Sie wissen die Neuigkeit vermutlich schon, Basil", sagte Lord Henry an jenem Abend, als Hallward in das kleine Zimmer im ‚Bristol' trat, wo für drei zum Diner gedeckt war.

„Nein, Henry", antwortete der Künstler, während er seinen Hut und seinen Rock dem sich verbeugenden Kellner gab. „Was ist los? Nichts in der Politik, hoffe ich. Sie geht mich nichts an. In dem ganzen Abgeordnetenhause gibt es keine einzige Person, die man malen könnte, wenn auch einigen von ihnen etwas Firnis nicht schaden könnte."

„Dorian Gray hat sich verlobt", sagte Lord Henry und beobachtete den Maler, während er sprach.

Hallward schrak zurück und runzelte die Stirn. „Dorian verlobt!" rief er aus. „Unmöglich!"

„Es ist vollständig wahr."

„Mit wem?"

„Mit irgendeiner kleinen Schauspielerin."

„Ich kann es nicht glauben. Dazu ist Dorian viel zu vernünftig."

„Dorian ist viel zu weise, lieber Basil, um nicht von Zeit zu Zeit verrückte Dinge zu tun."

„Heiraten ist kaum eine Sache, die man von Zeit zu Zeit tun kann, Henry."

„Außer in Amerika", erwiderte Lord Henry in lässigem Tone. „Aber ich habe ja nicht gesagt, daß er sich verheiratet hat. Ich sagte, er habe sich verlobt. Zwischen den beiden Dingen ist ein großer Unterschied. Ich erinnere mich ganz deutlich daran, daß ich verheiratet bin, aber ich kann mich nicht erinnern, je verlobt gewesen zu sein. Ich glaube fast, daß ich mich nie verlobt habe."

„Aber überlegen Sie doch Dorians Geburt, seine Stellung, sein Vermögen! Es wäre doch ganz sinnlos, wenn er so tief unter sich heiraten würde."

„Wenn Sie wollen, daß er dies Mädchen ganz bestimmt heiratet, so brauchen Sie ihm nur das zu sagen, Basil. Dann tut er es sicher. Wenn ein Mann etwas ganz Dummes tut, so geschieht das stets aus den edelsten Motiven."

„Ich hoffe nur, es ist ein gutes Mädchen, Henry. Ich möchte Dorian nicht an irgendeine schlechte Kreatur gefesselt sehen, die ihn herabzieht und seinen Geist verdirbt."

„Oh, sie ist mehr als gut — sie ist schön", flüsterte Lord Henry und nippte an einem Glas, in dem Wermut mit dem Saft von bitteren Orangen gemischt war. „Dorian sagt,

sie ist schön, und in Dingen dieser Art irrt er sich nicht. Das Bild, das Sie von ihm gemalt haben, hat sein Urteil über die äußere Erscheinung anderer Menschen geschärft. Es hat unter anderem diesen glänzenden Erfolg gehabt. Wir sollen sie übrigens heute abend sehen, wenn unser junger Freund seine Abmachung nicht vergißt."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Vollständig, Basil. Es würde mich elend machen, wenn ich je in meinem Leben ernsthafter sein müßte als jetzt."

„Billigen Sie es denn, Henry?" fragte der Maler, während er im Zimmer auf und ab ging und sich auf die Lippen biß. „Sie können es doch unmöglich billigen. Es ist törichte Verblendung."

„Ich billige nie etwas und mißbillige nie etwas. Das ist eine ganz törichte Auffassung des Lebens. Wir sind nicht in die Welt geschickt, um unsere moralischen Vorurteile spazieren zu führen. Ich nehme nie Notiz von dem, was die gewöhnlichen Leute sagen, und ich mische mich nie in das, was nette Leute tun. Wenn mich eine Persönlichkeit fesselt, dann ist jede Ausdrucksform, die sich diese Persönlichkeit aussucht, für mich ein Genuß. Dorian Gray verliebt sich in ein schönes Mädchen, das die Julia spielt, und will sie heiraten. Warum nicht? Wenn er Messalina zur Frau nehmen wollte, würde er darum nicht weniger interessant sein. Sie wissen, ich bin kein Eheapostel. Der wirkliche Nachteil der Ehe ist, daß man durch sie uneigennützig wird. Und selbstlose Menschen sind farblos. Es fehlt ihnen an Individualität. Immerhin, es gibt gewisse Temperamente, die durch die Ehe komplizierter werden. Sie behalten ihren eigenen Egoismus und dehnen ihn auf viele andere Egos aus. Sie sehen sich gezwungen, mehr als ein Leben zu führen. Sie werden also feiner organisiert. Und fein organisiert zu sein, scheint mir der Sinn des menschlichen Lebens. Aber

abgesehen davon: jede Erfahrung hat ihren Wert, und was sich auch gegen die Ehe sagen läßt, eine Erfahrung ist sie gewiß. Ich hoffe also, Dorian Gray wird dies Mädchen heiraten, wird sie sechs Monate lang leidenschaftlich anbeten und dann plötzlich von irgendeiner anderen angezogen werden. Es wäre ein prachtvolles psychologisches Problem."

„Henry, das ist gar nicht Ihr Ernst; Sie wissen es selbst. Wenn Dorian Grays Leben zerstört würde, wäre kein Mensch trauriger als Sie. Sie sind viel besser als Sie vorgeben."

Lord Henry lachte. „Der Grund, weshalb wir so gut von den anderen denken, ist einfach, daß wir Angst für uns selbst haben. Die Grundlage des Optimismus ist nichts als Angst. Wir halten uns für hochherzig, weil wir unserem Nachbar die Tugenden zuschreiben, aus denen für uns ein Vorteil erwachsen könnte. Wir rühmen den Bankier, damit wir unser Konto überschreiten können, und finden in dem Briganten gute Eigenschaften, weil wir hoffen, daß er unseren Geldbeutel verschonen wird. Was ich gesagt habe, ist mein voller Ernst. Ich habe die größte Verachtung für den Optimismus. Was nun das zerstörte Leben anbetrifft: kein Leben ist zerstört, solange sein Wachstum nicht gehemmt ist. Wenn man meine Persönlichkeit verderben will, dann braucht man sie nur zu bessern. Die Ehe allerdings, die ist töricht. Aber es gibt andere und interessantere Bande zwischen Mann und Frau. Natürlich werde ich zu diesen eher raten. Sie haben den Reiz, die Mode zu sein. Da ist übrigens Dorian selbst. Er wird Ihnen mehr sagen können als ich."

„Lieber Henry, lieber Basil, ihr müßt mir beide Glück wünschen", sagte der Jüngling, während er den Abendmantel mit den atlasgefütterten Flügeln abwarf und den Freunden die Hände schüttelte. „Ich war nie im Leben so selig. Natürlich ist alles plötzlich gekommen. Alles

wirklich Schöne kommt plötzlich. Und doch scheint es das einzige auf der Welt gewesen zu sein, nach dem ich mich mein Leben lang gesehnt habe." Er war rot vor Aufregung und Freude und sah außerordentlich hübsch aus.

„Ich hoffe, Sie werden immer sehr glücklich sein," sagte Hallward, „aber ich kann es Ihnen nicht verzeihen, daß Sie mir Ihre Verlobung nicht vorher mitgeteilt haben. Henry haben Sie verständigt."

„Und ich kann es Ihnen nicht verzeihen, daß Sie zu spät kommen", unterbrach Lord Henry lächelnd und legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Kommen Sie, wir wollen uns setzen und sehen, was der neue Chef hier kann. Und dann sollen Sie uns erzählen, wie alles kam."

„Da ist wirklich nicht viel zu erzählen!" rief Dorian, als sie sich um den kleinen Tisch gesetzt hatten. „Was geschah, war einfach genug. Als ich Sie gestern abend verließ, Henry, zog ich mich an, aß in dem kleinen italienischen Restaurant in Rupert Street, das ich durch Sie kenne, und ging um acht Uhr ins Theater. Sibyl spielte die Rosalinde. Natürlich war die Szenerie greulich und der Orlando zum Lachen. Aber Sibyl! Sie hätten sie sehen sollen. Als sie in ihren Knabenkleidern auftrat, war sie ganz wunderbar. Sie trug ein moosgrünes Samtwams mit zimtfarbenen Ärmeln, eine dünne, braune Hose, mit kreuzweise gebundenen Kniegürteln, ein zierliches, grünes Barett, an dem eine Falkenfeder mit einem Edelstein befestigt war, und war in einen dunkelrot gefütterten Mantel gehüllt. Sie war mir nie so schön erschienen. Sie hatte all die zarte Grazie jener Tangarafigur, die Sie im Atelier haben, Basil. Das Haar schlang sich um ihr Gesicht wie dunkle Blätter um eine blasse Rose. Und ihr Spiel! Nun, Sie werden sie ja heute abend sehen. Sie ist einfach eine geborene Künstlerin.

Ich saß wie bezaubert in der schäbigen Loge. Ich vergaß, daß ich in London war, im neunzehnten Jahrhundert lebte. Ich war mit meiner Geliebten weit fort in einem Wald, den noch kein Mensch betreten hatte. Nach der Vorstellung ging ich hinter die Szene und sprach mit ihr. Als wir nebeneinander saßen, trat plötzlich in ihre Augen ein Ausdruck, den ich nie vorher gesehen hatte. Meine Lippen bewegten sich ihr zu. Wir küßten uns. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich in dem Augenblick gefühlt habe. Es schien mir, als ob mein Leben in einen vollkommenen Augenblick rosenfarbiger Lust zusammengepreßt sei. Sie zitterte am ganzen Körper und bebte wie eine weiße Narzisse. Dann warf sie sich auf die Knie und küßte meine Hände. Ich weiß, daß ich Ihnen alles das nicht sagen sollte, aber ich kann nicht anders. Natürlich ist unsere Verlobung ein tiefes Geheimnis. Sie hat nicht einmal ihrer Mutter davon gesagt. Ich weiß nicht, was meine Vormünder dazu sagen werden. Lord Radley wird sicher wütend sein. Ist mir gleich. In weniger als einem Jahr bin ich volljährig, und dann kann ich tun, was ich will. Hatte ich nicht recht, Basil, meine Liebe aus der Dichtung wegzuholen und meine Frau in Shakespeares Dramen zu finden? Lippen, die Shakespeare reden gelehrt hat, haben mir ihr Geheimnis ins Ohr geflüstert. Rosalindes Arme lagen um meinen Hals, und ich habe Julia auf den Mund geküßt."

„Ja, Dorian, ich glaube, Sie hatten recht", sagte Hallward langsam.

„Haben Sie sie heute schon gesehen?" fragte Lord Henry.

Dorian Gray schüttelte den Kopf. „Ich habe sie im Ardennenwald verlassen und werde sie in einem Garten von Verona wiederfinden."

Lord Henry schlürfte bedächtig seinen Champagner. „In welchem Augenblick haben Sie von Heirat gesprochen, Do-

rian? Und was ſagte ſie darauf? Vielleicht haben Sie das ganz vergeſſen."

„Mein lieber Henry, ich habe es nicht als Geſchäft behandelt und habe ihr keinen förmlichen Antrag gemacht. Ich ſagte ihr, daß ich ſie liebe, und ſie ſagte, ſie ſei nicht wert, mein Weib zu ſein. Nicht wert! Die ganze Welt iſt mir nichts im Vergleich mit ihr."

„Die Frauen ſind wunderbar praktiſch," murmelte Lord Henry, „viel praktiſcher als wir. In Situationen dieſer Art vergeſſen wir oft, etwas übers Heiraten zu ſagen, und ſie erinnern uns immer daran."

Hallward legte die Hand auf ſeinen Arm. „Nicht doch, Henry, Sie haben Dorian geärgert. Er iſt nicht wie andere Männer. Er würde nie jemand unglücklich machen. Seine Natur iſt dazu zu fein."

Lord Henry blickte ihn über den Tiſch an. „Dorian iſt nie böſe auf mich", antwortete er. „Ich habe aus dem beſten Grund, den es überhaupt gibt, gefragt, aus dem einzigen Grund, der eine Entſchuldigung für eine Frage iſt: aus Neugierde. Ich habe eine Theorie, daß es immer die Frauen ſind, die uns einen Antrag machen und wir nicht den Frauen. Natürlich mit Ausnahme der Mittelklaſſen. Aber die ſind eben nicht modern."

Dorian Gray lachte und ſchüttelte den Kopf. „Sie ſind unverbeſſerlich, Henry; aber es liegt mir nichts dran. Man kann Ihnen nicht böſe ſein. Wenn Sie Sibyl Vane ſehen, dann werden Sie fühlen, daß der Mann, der ihr ein Leid antun kann, ein Tier ſein muß, ein herzloſes Tier. Ich kann es nicht begreifen, wie man ein Weſen, das man liebt, in Schande bringen kann. Ich liebe Sibyl Vane. Ich möchte ſie auf einen goldenen Sockel ſtellen, und die ganze Welt ſollte das Weib, das mir gehört, anbeten. Was iſt Ehe? Ein unwiderrufliches Gelübde. Sie ſpotten deshalb

darüber. Ach, spotten Sie nicht! Es ist ein unwiderrufliches Gelübde, das ich aussprechen will. Ihr Vertrauen macht mich treu, ihr Glaube macht mich gut. Wenn ich bei ihr bin, dann bereue ich alles, was Sie mich gelehrt haben. Und ich werde ein ganz anderer Mensch als der, den Sie kennen. Ich bin verwandelt und die bloße Berührung von Sibyl Vanes Hand läßt mich Sie vergessen und alle Ihre falschen, fesselnden, vergiftenden, entzückenden Theorien."

„Und welches sind die Theorien?" fragte Lord Henry, während er vom Salat nahm.

„Ihre Theorien über das Leben, Ihre Theorien über die Liebe, Ihre Theorien über den Genuß. Einfach alle Ihre Theorien, Henry."

„Genuß ist das einzige auf der Welt, das eine Theorie verdient", antwortete er mit seiner langsamen, musikalischen Stimme. „Aber ich fürchte, es ist nicht meine Theorie. Sie gehört der Natur, nicht mir. Genuß ist das Siegel der Natur, das Zeichen ihrer Zustimmung. Wenn wir glücklich sind, dann sind wir immer gut; aber wenn wir gut sind, sind wir nicht immer glücklich."

„Was verstehen Sie unter ‚gut'?" rief Basil Hallward.

„Ja," wiederholte Dorian, indem er sich in seinem Stuhle zurücklehnte und über die schweren rotblütigen Schwertlilien, die in der Mitte des Tisches standen, zu Lord Henry blickte, „was verstehen Sie unter ‚gut', Henry?"

„Gut sein, heißt mit sich selbst einig sein", antwortete er, den dünnen Stiel seines Glases mit bleichen, feingespitzten Fingern berührend. „Schlecht sein, heißt mit anderen übereinstimmen müssen. Das eigene Leben, das ist es, worauf es ankommt. Was das Leben unserer Nächsten anbelangt, nun, wenn man das dringende Bedürfnis hat, ein Moralpedant oder ein Puritaner zu sein, dann mag man ihnen ja seine moralischen Ansichten ins Gesicht schleudern. Aber in

Wirklichkeit gehen ſie einen gar nichts an. Abgeſehen davon, der Individualismus hat wirklich die höheren Ziele. Die moderne Sittlichkeit beſteht darin, daß man die Anſichten ſeiner Zeit annimmt. Ich habe die Überzeugung, daß jeder gebildete Menſch, der die Anſichten ſeiner Zeit annimmt, damit ſich der gröbſten Unſittlichkeit ſchuldig macht."

„Wenn man aber nur für ſich ſelbſt lebt, Henry, muß man dann nicht einen ſchrecklichen Preis dafür zahlen?" fragte der Maler.

„Ja, heutzutage müſſen wir alles überzahlen. Ich glaube, daß die wirkliche Tragödie der Armut die iſt, daß die Armen ſich nichts leiſten können als Selbſtverleugnung. Schöne Sünden, wie alle ſchönen Dinge, ſind das Vorrecht der begüterten Klaſſen."

„Man muß in anderer Münze zahlen als mit Geld."

„In welcher Münze, Baſil?"

„Ich meine, mit Gewiſſensbiſſen, mit Schmerzen, mit ... kurz mit dem Gefühl der Erniedrigung."

Lord Henry zuckte die Achſeln. „Mein lieber Freund, mittelalterliche Kunſt iſt etwas Entzückendes, aber mittelalterliche Gefühle ſind unzeitgemäß. Man kann ſie natürlich in Romanen gebrauchen. Aber die einzigen Dinge, die in Romanen zu verwerten ſind, ſind ſolche, die in der Wirklichkeit wertlos geworden ſind. Glauben Sie mir, kein kultivierter Menſch bereut jemals einen Genuß und kein unkultivierter Menſch weiß, was Genuß iſt."

„Ich weiß, was Genuß iſt!" rief Dorian Gray. „Jemand anbeten."

„Das iſt ſicher beſſer, als angebetet zu werden", antwortete Henry, während er mit einigen Früchten ſpielte. „Angebetet werden, iſt peinlich. Die Weiber behandeln uns genau ſo, wie die Menſchheit ihre Götter. Sie beten uns an und quälen uns immer, irgend etwas für ſie zu tun."

„Ich würde eher ſagen: alles, was ſie von uns verlangen, haben ſie uns zuerſt geſchenkt", flüſterte ernſt der Jüngling. „Sie ſchaffen die Liebe in uns. Sie haben ein Recht, ſie dann zurückzuverlangen."

„Das iſt ganz richtig, Dorian", rief Hallward.

„Nie iſt etwas ganz richtig", ſagte Lord Henry.

„Dies doch", unterbrach Dorian. „Sie müſſen zugeben, Henry, daß die Frauen den Männern das echte Gold des Lebens ſchenken."

„Vielleicht," ſeufzte er, „aber unfehlbar verlangen ſie es dann in ſehr kleiner Münze zurück. Das iſt das Unangenehme dabei. Ein witziger Franzoſe hat einmal geſagt: ‚Die Frauen regen uns an, Meiſterwerke zu ſchaffen, und verhindern uns dann immer daran, ſie auszuführen.'"

„Henry, Sie ſind ſchrecklich. Ich weiß wirklich nicht, warum ich Sie ſo gern habe."

„Sie werden mich immer gern haben, Dorian", antwortete er. „Wollen wir Kaffee trinken? Kellner, bringen Sie Kaffee, fine Champagne und Zigaretten. Nein, laſſen Sie die Zigaretten, ich habe ſelbſt welche. Baſil, ich kann Ihnen nicht erlauben, eine Zigarre zu rauchen, Sie müſſen eine Zigarette nehmen. Die Zigarette iſt der vollendete Typus eines vollendeten Genuſſes. Sie iſt köſtlich und läßt uns unbefriedigt. Was kann man noch mehr verlangen? Ja, Dorian, Sie werden mich immer lieb haben. Ich bin für Sie der Inbegriff aller Sünden, die zu begehen Sie nicht den Mut gehabt haben."

„Was für Unſinn Sie ſprechen!" rief der junge Mann, während er ſeine Zigarette an dem feuerſpeienden Silberdrachen, den der Kellner auf den Tiſch geſtellt hatte, anzündete. „Wir wollen jetzt ins Theater fahren. Wenn Sibyl auftritt, werden Sie ein neues Lebensideal bekommen. Sie wird Ihnen etwas offenbaren, das Sie noch nicht kennen."

„Ich kenne alles," ſagte Lord Henry mit einem müden Blick in den Augen, „aber ich bin immer bereit, eine neue Emotion zu erleben. Nur fürchte ich, daß es für mich derlei nicht mehr gibt. Immerhin, Ihr wunderbares Mädchen wird mich vielleicht erſchüttern. Ich liebe die Schauſpielkunſt. Sie iſt ſo viel wirklicher als das Leben. Wir wollen gehen. Dorian, Sie kommen mit mir. Baſil, es tut mir ſehr leid, aber in meinem Wagen iſt nur Platz für zwei. Sie müſſen wirklich in einer Droſchke nachfahren."

Sie ſtanden auf, zogen ihre Mäntel an und tranken den Kaffee ſtehend. Der Maler war ſchweigſam und in Gedanken verſunken. Ein düſteres Gefühl laſtete auf ihm. Dieſe Heirat gefiel ihm gar nicht, und doch ſchien ſie ihm viel beſſer zu ſein, als manches andere, was hätte geſchehen können. Nach einigen Minuten gingen ſie alle hinunter. Er fuhr allein fort, wie man es beſprochen hatte, und betrachtete die glänzenden Lichter des kleinen Wagens, der vor ihm dahinrollte. Das ſeltſame Gefühl eines großen Verluſtes überkam ihn. Er empfand, daß Dorian Gray für ihn nie mehr das ſein würde, was er ihm bisher geweſen war. Das Leben war zwiſchen ſie getreten ... Vor ſeinen Augen wurde es dunkel, und die vollen, ſchimmernden Straßen ſchwammen vor ſeinem Blick. Als der Wagen am Theater vorfuhr, ſchien es ihm, als ſei er viele Jahre älter geworden.

Siebentes Kapitel

Aus irgendeinem Grunde war das Haus an dieſem Abend dicht gefüllt, und der dicke jüdiſche Direktor, der ſie an der Tür empfing, glänzte von einem Ohr zum anderen in einem öligen, unruhigen Lächeln. Er begleitete ſie zu ihrer Loge

mit einer würdigen Demut, die fetten, juwelenbedeckten Hände bewegend und in den höchsten Tönen sprechend. Dorian haßte ihn mehr als je. Er hatte das Gefühl, als hätte er Miranda besuchen wollen und Caliban habe ihn erwartet. Dagegen hatte Lord Henry etwas für ihn übrig. Wenigstens behauptete er das, bestand darauf, ihm die Hand zu schütteln und ihm zu versichern, daß er stolz darauf sei, einen Mann kennenzulernen, der ein wirkliches Genie entdeckt habe und eines Dichters wegen bankerott geworden sei. Hallward unterhielt sich damit, die Gesichter im Parterre zu beobachten. Die Hitze war furchtbar drückend, und der riesige Sonnenbrenner flammte wie eine ungeheure Dahlie mit Blättern aus gelbem Feuer. Die jungen Leute auf der Galerie hatten die Röcke und Westen ausgezogen und sie über die Rampe gehängt. Sie sprachen miteinander über das ganze Theater weg und teilten ihre Apfelsinen mit den Mädchen in billigem Aufputz, die neben ihnen saßen. Ein paar Weiber lachten unten im Parterre; ihre Stimmen waren schrecklich schrill und häßlich. Von der Bar her hörte man Flaschen entkorken.

„Was für ein sonderbarer Platz, um seine Göttin zu entdecken", sagte Lord Henry.

„Ja," erwiderte Dorian Gray, „hier habe ich sie gefunden. Und sie ist eine Göttin über allem Lebendigen. Wenn sie spielt, werden Sie alles vergessen. Diese gemeinen, rohen Leute mit ihren ordinären Gesichtern und ihren brutalen Bewegungen werden ganz verwandelt, wenn sie auf der Bühne steht. Sie sitzen stumm da und beobachten sie, sie weinen und lachen, wie sie es will. Sie läßt sie tönen wie eine Geige. Sie veredelt sie und man spürt dann, daß sie vom selben Fleisch und Blut sind wie wir selber."

„Vom selben Fleisch und Blut wie wir selber. Oh, ich hoffe doch nicht!" rief Lord Henry, der mit seinem Opernglas die Leute auf der Galerie musterte.

„Hören Sie nicht auf ihn", sagte der Maler. „Ich begreife, was Sie sagen wollen, und ich glaube an dieses Mädchen. Ein Mensch, den sie lieben, muß wunderbar sein, und jedes Mädchen, das die Wirkung erzielt, die Sie beschreiben, muß fein und vornehm sein. Seine Zeit zu vergeistigen, das verlohnt, zu leben. Wenn das Mädchen denen eine Seele geben kann, die bisher seelenlos gelebt haben, wenn sie in Menschen, deren Dasein bisher schmutzig und häßlich war, einen Sinn für Schönheit erzeugen kann, wenn sie sie aus ihrer Welt des Eigennutzes losreißen und ihnen Tränen um Leiden entlocken kann, die nicht ihre eigenen sind, dann ist sie Ihrer Liebe wert, ja der Liebe der ganzen Welt wert. Sie haben ganz recht mit Ihrer Heirat. Ich habe es zuerst nicht so gesehen, jetzt gebe ich es zu. Die Götter haben Sibyl Vane für Sie geschaffen. Ohne sie wären Sie nur unvollständig gewesen."

„Danke, Basil", antwortete Dorian Gray und drückte ihm die Hand. „Ich wußte, daß Sie mich verstehen würden. Henry ist ein Zyniker. Er erschreckt mich. Aber da kommt das Orchester. Es ist furchtbar, aber es dauert nur fünf Minuten, dann geht der Vorhang auf und Sie werden das Mädchen sehen, dem ich mein ganzes Leben schenken will, zu dem alles geht, was gut in mir ist."

Eine Viertelstunde später betrat unter einem unglaublichen Beifallssturm Sibyl Vane die Bühne. Ja, sie war wirklich entzückend. Lord Henry schien sie eins der entzückendsten Geschöpfe, die er je gesehen hatte. Es war etwas von einem Reh in ihrer scheuen Grazie und ihren erschrockenen Augen. Ein leises Erröten wie der Schatten einer Rose in einem silbernen Spiegel trat auf ihre Wangen, als sie in das überfüllte und begeisterte Haus blickte. Sie trat ein paar Schritte zurück, und ihre Lippen schienen zu zittern. Basil Hallward sprang auf und begann zu klatschen. Be-

wegungslos und wie einer, der träumt, saß Dorian Gray da und sah sie an. Lord Henry starrte durch sein Glas und flüsterte: „Entzückend! Entzückend!“

Die Szene war die Halle in Capulets Haus, und Romeo in seinem Pilgerkleid war mit Mercutio und seinen anderen Freunden aufgetreten. Die Musik schlug, so gut sie konnte, ein paar Akkorde an und der Tanz begann. Mitten in dem Haufen von plumpen, schäbig angezogenen Schauspielern bewegte sich Sibyl Vane wie ein Geschöpf aus einer besseren Welt. Ihr Körper schwebte, während sie tanzte, wie eine Blume auf dem Wasser schwimmt. Die Linien ihres Halses waren die Linien einer weißen Lilie. Ihre Hände schienen aus kühlem Elfenbein zu sein.

Und doch schien sie seltsam unbewegt. Sie zeigte kein Zeichen der Freude, während ihre Augen auf Romeo ruhten. Die wenigen Worte, die sie zu sprechen hatte:

„Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu schulden
Für ihren sittsam-andachtsvollen Gruß;
Der Heil'gen Rechte darf Berührung dulden,
Und Hand in Hand ist frommer Waller Kuß.“

mit dem kurzen Dialog, der folgt, sprach sie ganz gekünstelt. Die Stimme war wunderbar, aber der Ton ganz falsch. Er war ganz unrichtig gefärbt. Er nahm den Versen alles Leben. Er machte die Leidenschaft unwahr.

Dorian Gray erbleichte, als er hinsah. Er war verlegen und erschreckt. Seine beiden Freunde wagten es nicht, ihm etwas zu sagen. Sie schien ganz talentlos zu sein. Sie waren furchtbar enttäuscht.

Aber sie empfanden, daß der große Augenblick für jede Julia die Balkonszene im zweiten Akt sei. Die warteten sie also ab. Wenn sie hier versagte, dann war nichts an ihr.

Sie sah reizend aus, als sie im Mondschein auftrat. Das konnte niemand leugnen. Aber das Theatralische ihres

Spiels war unerträglich und wurde immer ärger. Ihre Bewegungen waren lächerlich gekünstelt. Sie übertrieb das Pathos jedes Wortes, das sie zu sagen hatte. Die wundervollen Verse:

„Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröte meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest."

deklamierte sie mit der peinlichen Genauigkeit eines Schulmädchens, das ein mittelmäßiger Vortragslehrer unterrichtet hat. Als sie über den Balkon lehnte und zu den herrlichen Versen kam:

. . . „Obwohl ich dein mich freue,
Freu' ich mich nicht des Bundes dieser Nacht:
Er ist zu rasch, zu unbedacht, zu plötzlich,
Gleicht allzusehr dem Blitz, der schon vorbei,
Noch eh' man sagen kann: es blitzt. — Schlaf süß!
Die Liebesknosp' mag warmer Sommerhauch,
Bis wir uns wiedersehn zur Blum' entfalten."

sprach sie die Worte, als bärgen sie keinerlei Sinn für sie. Es war nicht Aufregung; ja weit entfernt davon, erregt zu sein, schien sie ganz mit sich zufrieden. Es war einfach elendes Theater. Es war vollständig verfehlt.

Selbst das gewöhnliche, ungebildete Publikum des Parterres und der Galerie verlor das Interesse am Stück. Sie wurden unruhig und begannen laut zu sprechen und zu zischen. Der jüdische Direktor, der hinten auf dem Balkon stand, stampfte mit den Füßen und fluchte vor Wut. Der einzige Mensch, den das alles nicht berührte, war das Mädchen selbst.

Als der zweite Akt vorüber war, brach ein Sturm von Zischen los, und Lord Henry stand von seinem Stuhl auf und zog seinen Rock an. „Sie ist wirklich wunderschön, Dorian," sagte er, „aber sie kann nicht spielen. Wir wollen gehen."

„Ich will das Stück bis zu Ende sehen", antwortete der junge Mann mit harter, bitterer Stimme. „Es tut mir ungemein leid, daß ich Sie veranlaßt habe, einen Abend zu vergeuden, Henry. Ich muß mich bei Ihnen beiden entschuldigen."

„Mein lieber Dorian," unterbrach ihn Hallward, „ich glaube, Miß Vane war krank. Wir wollen an einem anderen Abend wiederkommen."

„Ich wünschte, sie wäre krank," erwiderte er, „aber ich glaube, sie hat nur kein Gefühl und ist kalt. Sie hat sich ganz verändert. Gestern abend war sie eine große Künstlerin, heute abend ist sie nur eine gewöhnliche, mittelmäßige Schauspielerin."

„Dorian, sprechen Sie nicht so über jemand, den sie lieben. Die Liebe ist etwas viel Wunderbareres als die Kunst."

„Es sind beides nur Formen der Nachahmung", bemerkte Lord Henry. „Aber wir wollen gehen. Dorian, Sie dürfen nicht länger hier bleiben. Es schadet der Moral, schlechte Schauspielkunst anzusehen. Ich glaube übrigens nicht, daß Sie Ihre Frau auftreten lassen werden. Was liegt also daran, ob sie die Julia spielt wie eine Holzpuppe! Sie ist wirklich entzückend, und wenn sie so wenig vom Leben weiß wie vom Theaterspielen, wird sie eine wundervolle Erfahrung für Sie sein. Es gibt nur zwei Arten fesselnder Menschen: solche, die alles wissen, und solche, die gar nichts wissen. Großer Gott, mein lieber Junge, machen Sie kein so tragisches Gesicht! Das Rezept, ewig jung zu bleiben, ist einfach: nie eine Erregung zu haben, die einem schlecht anschlägt. Kommen Sie mit Basil und mir in den Klub! Wir wollen Zigaretten rauchen und auf Sibyl Vanes Schönheit ein Glas trinken. Sie ist schön. Was können Sie noch mehr wollen?"

„Gehen Sie fort, Henry", rief der Jüngling. „Ich will allein sein. Basil, Sie müssen gehen. Ach, könnt ihr nicht sehen, daß mir das Herz bricht?" Heiße Tränen traten ihm in die Augen. Seine Lippen bebten. Er drückte sich in die tiefste Ecke der Loge, lehnte sich an die Wand und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Kommen Sie, Basil", sagte Lord Henry mit seltsam zärtlicher Stimme; und die beiden Männer gingen zusammen hinaus.

Ein paar Augenblicke später flammten die Rampenlichter wieder auf, und der Vorhang ging zum dritten Akt in die Höhe. Dorian Gray ging zu seinem Platz zurück. Er sah bleich, hochmütig, gleichgültig aus. Das Spiel schleppte sich weiter und schien nie zu enden. Die Hälfte des Publikums ging weg, auf schweren Schuhen trampelnd, lachend. Die ganze Sache war ein Fiasko. Der letzte Akt wurde förmlich vor leeren Bänken gespielt. Als der Vorhang fiel, hörte man Zischen und höhnische Rufe.

Sobald es aus war, stürzte sich Dorian Gray hinter die Kulissen in die Garderobe. Das Mädchen stand allein da, mit einem triumphierenden Zug im Gesicht. Die Augen leuchteten in strahlendem Feuer. Ein Glanz umschwebte sie. Ihre halbgeöffneten Lippen lächelten über ein Geheimnis, das ihnen allein gehörte.

Als er eintrat, blickte sie zu ihm hin und ein Ausdruck unsäglicher Lust erfüllte sie. „Wie schlecht ich heute abend gespielt habe, Dorian!" rief sie aus.

„Schrecklich", antwortete er und sah sie voll Staunen an. „Schrecklich. Es war etwas Furchtbares. Bist du krank? Du hast ja keine Ahnung, wie es war. Keine Ahnung, was ich gelitten habe."

Das Mädchen lächelte. „Dorian", antwortete sie und sagte seinen Namen behutsam, gedehnte Musik in der

Stimme, als wäre er den roten Blüten ihres Mundes süßer als Honig. „Dorian, du hättest begreifen sollen — aber jetzt, jetzt begreifst du.“

„Was?“ fragte er zornig.

„Warum ich heute abend so schlecht spielte. Warum ich immer schlecht spielen werde, warum ich nie mehr gut spielen werde.“

Er zuckte die Achseln. „Du bist gewiß krank. Wenn du nicht gesund bist, solltest du nicht spielen. Du machst dich ja lächerlich. Meine Freunde haben sich gelangweilt. Ich habe mich auch gelangweilt.“

Sie schien nicht zu hören, was er sagte. Sie war außer sich vor Lust. Eine Ekstase des Glücks beherrschte sie.

„Dorian, Dorian,“ rief sie aus, „bevor ich dich kannte, war Spielen das einzig Wirkliche in meinem Leben. Nur im Theater lebte ich. Ich glaubte, all das sei wahr. An einem Abend war ich Rosalinde, Portia am anderen. Beatrices Glück war mein Glück, und Cordelias Tränen waren die meinen. Alles glaubte ich. Die gewöhnlichen Leute, die mit mir spielten, schienen mir Götter. Die bemalte Leinwand war für mich die Welt. Ich kannte nichts als Schatten, und sie waren mir die Wirklichkeit. Da kamst du, mein schöner Geliebter, und befreitest meine Seele aus dem Gefängnis. Du hast mich gelehrt, was die Wirklichkeit ist. Heute hab' ich zum erstenmal in meinem Leben die ganze Hohlheit durchschaut, den Lug, die Albernheit der leeren Bretter, auf denen ich immer gespielt habe. Heute abend wußte ich zum ersten Male, daß dieser Romeo abscheulich, alt, geschminkt ist, daß der Mond im Garten Trug, die ganze Umgebung ordinär war, und daß die Worte, die ich zu sprechen hatte, nicht wahr, nicht meine Worte sind, nicht die waren, die ich hätte sagen wollen. Du hast mir etwas Höheres geschenkt, etwas, von dem die Kunst nur ein Ab-

glanz iſt. Durch dich habe ich gelernt, was die Liebe in Wahrheit iſt. Geliebter, Geliebter! Märchenprinz, Prinz meines Lebens! Ich bin der Schatten müde. Du biſt mir mehr, als alle Kunſt ſein kann. Was hab' ich mit den Puppen eines Spiels zu ſchaffen! Als ich heute abend auftrat, konnte ich nicht begreifen, wie all das von mir abgefallen war. Ich hatte gedacht, ich würde wundervoll ſein, und fand, daß ich durchaus verſagte. Plötzlich dann dämmerte es meiner Seele, was all das bedeute. Es war herrlich, das zu wiſſen. Ich hörte ſie ziſchen und lächelte. Was wiſſen die von Liebe, wie unſere iſt? Nimm mich fort, Dorian — nimm mich mit dir irgendwohin, wo wir allein ſind. Ich haſſe das Theater. Ich könnte vielleicht eine Leidenſchaft darſtellen, die ich nicht fühle, aber ich kann doch nicht eine ſpielen, die in mir brennt wie Feuer. Ach, Dorian, Dorian, kannſt du jetzt begreifen, was das alles bedeutet? Selbſt wenn ich es zuſtande brächte, wäre es Entweihung, zu ſpielen, während ich liebe. Du haſt mir die Augen geöffnet."

Er warf ſich auf das Sofa und wandte ſein Geſicht ab. „Du haſt meine Liebe getötet", murmelte er.

Sie ſah ihn ſtaunend an und lachte. Er gab keine Antwort. Sie kam hin zu ihm und ſtrich mit ihren kleinen Fingern durch ſein Haar. Sie kniete bei ihm nieder und preßte ſeine Hand an ihre Lippen. Er ſchob ſie weg, und ein Schauder rann über ſeinen Körper.

Dann ſprang er auf und ging zur Tür. „Ja," rief er aus, „du haſt meine Liebe getötet. Früher haſt du meine Phantaſie angeregt. Jetzt reizt du nicht einmal meine Neugierde. Du wirkſt einfach nicht. Ich liebte dich, weil du ein wundervolles Geſchöpf warſt, weil du Genie und Geiſt hatteſt, weil du die Träume großer Dichter erfüllteſt, den Schatten der Kunſt Form und Körper gabſt. All das haſt du vernichtet.

Jetzt bist du leer und dumm. Mein Gott, was für ein Narr war ich, dich zu lieben! Wie verrückt war ich! Jetzt bist du mir nichts. Ich will dich nie mehr sehen. Nie mehr an dich denken. Ich will nie mehr deinen Namen aussprechen. Du weißt nicht, was du mir warst, früher einmal. Wie konnte ich einmal ... Oh, ich ertrage es nicht, daran zu denken. Ich wünschte, ich hätte dich nie gesehen. Du hast die Romantik meines Lebens zerstört. Wie wenig kannst du von Liebe wissen, wenn du sagst, sie lähme deine Kunst. Ohne deine Kunst bist du ja nichts. Ich hätte aus dir eine Berühmtheit gemacht, eine Leuchte, etwas ganz Großes. Die Welt hätte dich angebetet, und du hättest meinen Namen getragen. Was bist du jetzt? Eine Schauspielerin dritten Ranges mit einem hübschen Gesicht."

Das Mädchen wurde bleich und zitterte. Sie preßte die Hände zusammen, und ihre Stimme schien ihr in der Kehle stecken zu bleiben. „Das ist nicht dein Ernst, Dorian?" flüsterte sie, „du spielst mir etwas vor."

„Spielen? Das überlaß ich dir. Du tust es ja so gut", entgegnete er bitter.

Sie erhob sich von den Knien und trat mit einem jammervollen, schmerzerfüllten Gesicht auf ihn zu. Sie legte die Hand auf seinen Arm und sah ihm in die Augen. Er stieß sie zurück. „Berühre mich nicht!" schrie er.

Ein leises Stöhnen entrang sich ihr. Sie warf sich ihm zu Füßen und lag da wie eine zertretene Blüte. „Dorian, Dorian, geh' nicht fort von mir!" rief sie ganz leise. „Ich bin so unglücklich, weil ich nicht gut gespielt habe. Ich dachte immer nur an dich. Aber ich will es wieder versuchen, wirklich, ich will es versuchen. Die Liebe zu dir kam so jäh über mich. Ich glaube, ich hätte nie davon gewußt, wenn du mich nicht geküßt hättest — wenn wir uns nicht geküßt hätten. Küß' mich wieder, Geliebter. Geh' nicht von mir! Ich

könnte es nicht ertragen. Oh, geh' nicht! Laß mich nicht allein! Mein Bruder ... nein, das ist nichts. Er meinte es nicht so. Er hat nur gescherzt ... Aber wirst du mir je den heutigen Abend vergeben? Ich werde sehr fleißig sein und besser werden ... Sei nicht grausam gegen mich, weil ich dich mehr liebe als irgendwas auf der Welt. Es ist doch nur ein einziges Mal, daß ich dir nicht gefallen habe. Aber du hast ganz recht, Dorian. Ich hätte mich mehr als Künstlerin erweisen sollen. Es war töricht von mir. Und doch konnte ich nicht anders. Ach, geh' nicht von mir, verlaß mich nicht ..."

Leidenschaftliches Schluchzen erschütterte sie. Sie kauerte auf der Erde wie ein wundes Tier, und Dorian Gray sah mit seinen schönen Augen zu ihr herab, und seine feinen Lippen kräuselten sich in vollster Verachtung. Die Empfindungen von Menschen, die man nicht mehr liebt, haben immer etwas Lächerliches. Sibyl Vane schien ihm überspannt melodramatisch. Ihre Tränen und ihr Schluchzen machten ihn nur nervös.

„Ich gehe", sagte er schließlich mit seiner ruhigen, klaren Stimme. „Ich möchte nicht hart sein, aber ich kann dich nie wieder sehen. Du hast mich enttäuscht."

Sie weinte still, sagte nichts, aber kroch näher an ihn heran. Ihre kleinen Hände streckten sich ins Ungewisse aus und schienen ihn zu suchen. Er wandte sich um und ging aus dem Zimmer. Wenige Augenblicke später war er nicht mehr im Theater.

Wohin er ging, wußte er selbst nicht. Er erinnerte sich, durch schwach beleuchtete Gassen gewandert zu sein, an elenden, schwarze Schatten werfenden Torwegen und gemein aussehenden Häusern vorbei. Weiber mit rauhen Stimmen und einem schrillen Lachen hatten hinter ihm her gerufen. Trunkenbolde waren fluchend vorbeigetaumelt

und hatten wie scheußliche Affen zu sich selbst gesprochen. Er hatte groteske Kinder auf den Stufen zusammengekauert gesehen, Schreien und Schimpfen aus düstern Höfen dringen hören.

Als der Morgen hereinbrach, fand er sich nahe bei Covent Garden. Die Dunkelheit schwand, die Luft rötete sich in mattem Feuer und der Himmel höhlte sich zu einer vollendeten Perle aus. Mächtige Wagen, angefüllt mit nickenden Lilien, rumpelten langsam die glatte, leere Straße hinab. Die Luft war schwer vom Dufte der Blumen, und ihre Schönheit schien ihm Linderung für seinen Schmerz zu bringen. Er ging auf den Markt und sah den Männern zu, die ihre Wagen entluden. Ein Mann in einem weißen Kittel bot ihm Kirschen an. Er dankte, wunderte sich, warum er kein Geld dafür annehmen wollte, und begann dann, sie zerstreut zu essen. Sie waren um Mitternacht gepflückt worden, und die Kälte des Mondes war in sie gedrungen. Burschen in langer Reihe brachten Körbe voll von gestreiften Tulpen, von gelben und roten Rosen, zogen an ihm vorbei und wanden sich durch die großen graugrünen Stöße von Gemüse. Unter den grauen, von der Sonne gebleichten Säulen der Halle lungerte ein Trupp von schmutzigen, barhäuptigen Mädchen, die warteten, bis die Versteigerung vorbei war. Andere sammelten sich um die auf- und zugehenden Türen des Kaffeehauses auf dem Platze. Die schweren Wagenpferde glitten auf dem Pflaster aus und stampften über die rauhen Steine, ihre Glocken und Geschirre schüttelnd. Einige Fuhrleute lagen schlafend auf einem Stoß von Säcken. Mit irisfarbenen Hälsen und roten Füßen liefen die Tauben mitten drin umher und pickten Körner auf.

Nach einer Weile rief er eine Droschke an und fuhr nach Hause. Ein paar Augenblicke blieb er auf der Schwelle stehen, sah sich nach dem stillen Platze, den kahlen, geschlossenen

Fenstern und den grellen Vorhängen um. Der Himmel hatte jetzt die reine Farbe des Opals, und die Dächer der Häuser glitzerten dagegen wie Silber. Von einem Schornstein gegenüber stieg eine dünne Rauchwolke in die Höhe. Sie kräuselte sich wie ein violettes Band durch die perlmutterfarbene Luft.

In der großen venezianischen Lampe, dieser Beute von der Barke irgendeines Dogen, die von der Decke der großen, eichengetäfelten Eingangshalle herabhing, brannten noch drei flackernde Lichter: wie dünne blaue Flammenblüten in weißem Feuerrahmen. Er drehte sie aus, warf seinen Hut und seinen Mantel auf den Tisch und ging dann durch das Bibliothekszimmer zur Tür seines Schlafzimmers, eines großen, achteckigen Raumes zu ebener Erde, den er in seinem neu erwachten Gefühl für Luxus eben erst hatte einrichten und mit einigen kurioſen Renaissancegobelins bespannen lassen, die er in einer nie gebrauchten Dachstube in Selby Royal entdeckt hatte. Als er den Türgriff eben drehen wollte, fiel sein Blick auf das Bildnis, das Basil Hallward von ihm gemalt hatte. Erstaunt schrak er zurück. Dann ging er mit verstörtem Gesicht in sein Zimmer. Nachdem er die Blume aus seinem Knopfloch genommen hatte, schien er zu zögern. Schließlich ging er zurück, näherte sich dem Bilde und musterte es. In dem düsteren, gedämpften Licht, das durch die cremefarbenen Seidenvorhänge drang, schien es, als wäre das Gesicht ein wenig verändert. Der Ausdruck war anders. Man hätte sagen können, daß ein grausamer Zug um den Mund war. Es war höchst seltsam.

Er drehte sich um, ging zum Fenster und zog den Vorhang in die Höhe. Der helle Morgen flutete nun durch den Raum und fegte die phantastischen Schatten in heimliche Winkel, wo sie zitternd liegen blieben. Aber der seltsame Ausdruck, den er in dem Gesicht des Bildes bemerkt hatte,

ſchien dazubleiben, ja ſich verſtärkt zu haben. Das heiße, bebende Sonnenlicht zeigte ihm den grauſamen Zug um den Mund ſo klar, als ſähe er ſich in einem Spiegel, nachdem er etwas Häßliches getan hatte.

Er ſtampfte mit dem Fuß auf und nahm vom Tiſch einen ovalen Spiegel, der von elfenbeinernen Liebesgöttern getragen wurde, eines der vielen Geſchenke Lord Henrys. Eilig blickte er in die glatte Fläche. Aber kein Zug ſolcher Art verunſtaltete ſeine roten Lippen. Was ſollte es bedeuten?

Er rieb ſich die Augen, ſchritt ganz nahe an das Bild heran und muſterte es wieder. An der Malerei ſelbſt konnte man gar kein Zeichen einer Veränderung bemerken, und doch, es war kein Zweifel, daß ſich der ganze Ausdruck verändert hatte. Es war keine Einbildung von ihm. Die Sache war ſchrecklich klar.

Er warf ſich in einen Stuhl und begann nachzudenken. Jäh trat die Erinnerung an die Worte in ſein Bewußtſein, die er in Baſil Hallwards Atelier an dem Tage, an dem das Bild fertig wurde, geſagt hatte. Ja, er erinnerte ſich nun ganz deutlich. Er hatte einen tollen Wunſch ausgeſprochen, daß er ſelbſt jung bleiben möchte und das Bild altern; daß ſeine eigene Schönheit unbefleckt bleibe und das Antlitz auf der Leinwand die Laſt ſeiner Leidenſchaften und Sünden trage; daß das gemalte Bildnis von den Linien der Leiden und Gedanken durchfurcht werde und er den feinen Reiz und die Lieblichkeit jener Jugend, die ihm eben bewußt geworden war, behalte. Sein Wunſch war doch nicht in Erfüllung gegangen? Solche Dinge gab es doch nicht! Nur daran zu denken ſchien ungeheuerlich. Und doch, da ſtand das Bild vor ihm und hatte einen Zug von Grauſamkeit um den Mund.

Grauſamkeit! War er denn grauſam geweſen? Das Mädchen war ſchuld, nicht er. Er hatte von ihr geträumt wie von einer großen Künſtlerin, hatte ſie geliebt, weil er ſie

für groß gehalten hatte. Dann hatte sie ihn enttäuscht. Sie war seicht und seiner unwürdig gewesen. Und doch, ein Gefühl unendlichen Mitleids überkam ihn, als er jetzt daran dachte, wie sie zu seinen Füßen gelegen und wie ein kleines Kind geschluchzt hatte. Er erinnerte sich auch, mit welcher Kühle er sie beobachtet hatte. Warum war er so geschaffen worden? Warum war ihm eine solche Seele gegeben worden? Aber auch er hatte gelitten. In den drei schrecklichen Stunden, die das Stück gedauert hatte, hatte er Jahrhunderte von Schmerzen, Ewigkeiten über Ewigkeiten von Qualen gelebt. Sein Leben war gewiß das ihre wert. Wenn er sie für die ganze Lebenszeit verwundet hatte, so hatte sie ihn für einen Augenblick vernichtet. Außerdem, die Frauen sind besser erschaffen, um Leiden zu tragen, als Männer. Sie leben von ihren Gefühlen. Sie denken nur an ihre Gefühle. Wenn sie einen Geliebten nehmen, so ist es nur, um jemand zu haben, dem sie Szenen machen können. Lord Henry hatte ihm das gesagt. Und Lord Henry kannte die Frauen. Warum sollte er sich um Sibyl Vane beunruhigen? Sie bedeutete ihm ja jetzt nichts mehr.

Aber das Bild? Was sollte er dazu sagen? Es barg das Geheimnis seines Lebens und erzählte seine Geschichte. Es hatte ihn die Liebe zu seiner eigenen Schönheit gelehrt. Sollte es ihn jetzt lehren, seine eigene Seele hassen? Würde er es je wieder anblicken können?

Nein; es war alles nur eine Einbildung der verwirrten Sinne. Die fürchterliche Nacht, die er erlebt hatte, ließ Gespenster hinter sich. Jener dünne scharlachrote Fleck, der die Menschen in den Wahnsinn treibt, war plötzlich auf sein Gehirn gefallen. Das Bild konnte nicht anders geworden sein. Es war Wahnsinn, das anzunehmen.

Und doch blickte es ihn an, das wunderschöne Gesicht durch das grausame Lächeln zerstört. Die hellen Haare

leuchteten im frühen Sonnenlicht. Die blauen Augen trafen seine eigenen. Ein Gefühl von unbegrenztem Mitleid durchdrang ihn, nicht mit sich selber, sondern mit dem gemalten Bilde von sich. Schon hatte es sich verändert und würde sich immer mehr verändern. Sein Gold wird zum Grau erbleichen. Seine roten und weißen Rosen werden welken. Für jede Sünde, die er begehen wird, wird ein Fleck hervortreten und die Schönheit besudeln. Aber er wird nicht mehr sündigen. Das Bildnis, verwandelt oder nicht, wird für ihn das sichtbare Wahrzeichen des Gewissens sein. Er wird jeder Versuchung widerstehen. Er wird Lord Henry nicht wiedersehen oder wenigstens nicht mehr jenen scharfsinnigen, giftigen Lehren lauschen, die damals in Basil Hallwards Garten zum erstenmal in ihm die Leidenschaft für unmögliche Dinge erweckt hatten. Er wird zu Sibyl Vane zurückkehren, sie um Verzeihung bitten, sie heiraten und versuchen, sie wieder zu lieben. Ja, es war seine Pflicht, das zu tun. Sie mußte noch mehr gelitten haben als er. Das arme Kind! Er war selbstsüchtig und grausam gegen sie gewesen. Aber sicher würde die Anziehung, die sie auf ihn geübt hatte, wiederkehren. Sie würden glücklich miteinander sein. Sein Leben mit ihr würde schön und rein sein.

Er stand von seinem Stuhl auf und stellte einen großen Schirm gerade vor das Bildnis. Als er es anblickte, schrak er zusammen. „Wie schrecklich", flüsterte er, schritt zur Glastür hinüber und öffnete sie. Er trat in den Garten hinaus, und als er auf dem Rasen stand, atmete er tief. Die frische Morgenluft schien all die düsteren Gefühle zu verjagen. Er dachte nur noch an Sibyl. Ein leiser Widerhall seiner Liebe kehrte zurück. Er wiederholte ihren Namen immer wieder. Die Vögel, die in dem taubedeckten Garten sangen, erzählten wohl den Blumen von ihr.

Achtes Kapitel

Mittag war lange vorbei, als er erwachte. Der Diener war mehrmals auf den Fußspitzen in das Zimmer geschlichen, um zu sehen, ob er sich rühre, und hatte sich gewundert, weshalb sein junger Herr so lange schlafe. Schließlich klingelte es. Viktor trat leise herein mit einer Schale Tee und einem Stoß Briefe auf einem kleinen Tablett aus altem Sevresporzellan und zog die olivengelben Atlasvorhänge, deren Futter blau schimmerte, von den drei großen Fenstern zurück.

„Monsieur hat heute morgen gut geschlafen", sagte er lächelnd.

„Wieviel Uhr ist es, Viktor?" fragte Dorian Gray noch verschlafen.

„Ein Viertel zwei, Monsieur!"

Wie spät es war! Er richtete sich auf, trank Tee und durchblätterte die Briefe. Einer von ihnen war von Lord Henry und war diesen Morgen von einem Boten gebracht worden. Er zögerte einen Augenblick und legte ihn dann zur Seite. Die anderen öffnete er zerstreut. Sie enthielten die gewöhnliche Sammlung von Karten, Dinereinladungen, Einladungen zu Ausstellungen, Programmen von Wohltätigkeitskonzerten und ähnlichen Aufforderungen, mit denen der junge Mann aus der Gesellschaft während der Saison jeden Morgen überschüttet wird. Es war eine recht große Rechnung dabei für ein Toiletteservice Louis XV. aus getriebenem Silber, die er noch nicht gewagt hatte, seinem Vormund zu schicken, der ein außerordentlich altmodischer Herr war und nicht begreifen konnte, daß wir in einer Zeit leben, in der die unnötigen Dinge unsere einzige Notwendigkeit sind; und dann war eine Reihe sehr höflich abgefaßter Mitteilungen von Wucherern da, die sich an-

boten, ihm in der kürzeſten Zeit jeden Geldbetrag zu den mäßigſten Zinſen zu leihen.

Ungefähr nach zehn Minuten ſtand er auf, zog einen eleganten Morgenanzug aus ſeidengeſtickter Kaſchmirwolle an und ging in das onyxgepflaſterte Badezimmer. Das kühle Waſſer erfriſchte ihn nach dem langen Schlafe. Er ſchien alles vergeſſen zu haben, was er durchgemacht hatte. Ein- oder zweimal durchzuckte ihn ein dumpfes Gefühl, als hätte er irgendwie an einer ſeltſamen Tragödie teilgenommen, aber die Unwirklichkeit eines Traumes lag darüber.

Als er angezogen war, ging er in das Bibliothekszimmer und ſetzte ſich zu einem leichten franzöſiſchen Frühſtück nieder, das auf einem kleinen runden Tiſch nahe beim offenen Fenſter gedeckt war. Es war ein wunderbarer Tag. Die warme Luft ſchien mit Wohlgerüchen gewürzt. Eine Biene flog herein und ſummte um die drachenblaue Schale, die mit ſchwefelgelben Roſen gefüllt, vor ihm ſtand. Er fühlte ſich vollſtändig glücklich.

Plötzlich fiel ſein Blick auf den Schirm, den er vor das Bild geſtellt hatte, und er zuckte zuſammen.

„Iſt es zu kalt für Monſieur?“ fragte der Diener, während er ein Omelett auf den Tiſch ſtellte. „Soll ich das Fenſter ſchließen?“

Dorian ſchüttelte den Kopf. „Mir iſt nicht kalt“, flüſterte er.

War alles wahr? Hatte ſich das Bild wirklich verändert? Oder war es nur ſeine eigene Phantaſie geweſen, die ihn einen Zug von Schlechtigkeit dort hatte erblicken laſſen, wo ein Zug der Freude geweſen war? Eine gemalte Leinwand konnte ſich doch nicht verändern. Das war abſurd. Das würde man einmal Baſil erzählen können. Er würde darüber lächeln.

Und doch, wie lebendig war die Erinnerung an das ganze Erlebnis! Zuerſt in dem düſteren Zwielicht und dann am

hellen Morgen hatte er den Zug von Grausamkeit um die verzerrten Lippen gesehen. Er fürchtete sich förmlich davor, daß der Diener hinausgehen würde. Er wußte, er würde in dem Augenblick, wo er allein sei, das Bild betrachten müssen. Und er fürchtete sich vor der Gewißheit. Als der Diener den Kaffee und die Zigarren gebracht hatte und sich umdrehte, um zu gehen, empfand er einen ungestümen Wunsch, ihm zu sagen, er solle dableiben. Als sich die Tür hinter ihm schloß, rief er ihn zurück. Der Diener stand da und wartete auf Befehle. Dorian sah ihn einen Augenblick an. „Ich bin für niemand zu Hause", sagte er mit einem leisen Seufzer. Der Mann verbeugte sich und ging hinaus.

Dorian stand nun vom Tische auf, zündete eine Zigarette an und warf sich auf ein üppig gepolstertes Sofa, das dem Schirm gegenüber stand. Es war ein ganz alter Schirm aus vergoldetem spanischen Leder, in das ein blumiges Louis-XIV.-Muster geschnitten und getrieben war. Er musterte ihn neugierig und fragte sich, ob der Schirm schon je vorher das Geheimnis eines Menschenlebens verhüllt habe.

Sollte er ihn überhaupt wegziehen? Warum ihn nicht einfach da stehen lassen? Was konnte die Gewißheit helfen? Wenn die Sache wahr war, war es schrecklich. Wenn sie nicht wahr war, wozu sich darüber aufregen? Aber wie, wenn durch das Schicksal, durch irgendeinen Zufall, der mehr Schrecken hatte als der Tod, andere Augen als die seinen dahinter spähten und die fürchterliche Wandlung sähen? Was sollte er tun, wenn Basil Hallward käme und sein eigenes Bild sehen wollte? Basil würde sicher kommen. Nein; die Sache mußte untersucht werden, und zwar sofort. Alles würde besser sein als diese schrecklichen Zweifel.

Er stand auf und verschloß beide Türen. Er wollte wenigstens allein sein, wenn er die Maske seiner Schande betrach-

tete. Dann zog er den Schirm weg und sah sich selbst von Angesicht zu Angesicht. Es war vollständig wahr. Das Bildnis hatte sich verändert.

Er erinnerte sich später oft und nie ohne Verwunderung, daß er im ersten Augenblick das Bild mit einem Gefühl von wissenschaftlichem Interesse betrachtet habe. Daß eine solche Veränderung vor sich gegangen war, konnte er nicht glauben. Und doch war es eine Tatsache. Bestand irgendeine geheime Verwandtschaft zwischen den chemischen Atomen, die auf der Leinwand Form und Farbe angenommen hatten, und der Seele, die in ihm lebte? Konnte es sein, daß sie in Wirklichkeit ausdrückten, was seine Seele sich dachte? Daß sie zur Wahrheit machten, was sie träumte? Oder gab es eine andere schrecklichere Ursache? Er schauderte und fürchtete sich, ging zu dem Diwan zurück und lag nun da, das Bildnis in krankhaftem Schrecken betrachtend.

Eine Wirkung hatte es indes gehabt: es hatte ihm klar gemacht, wie ungerecht, wie grausam er gegen Sibyl Vane gewesen war. Noch war es nicht zu spät, das wieder gut zu machen. Sie konnte noch sein Weib werden. Seine schattenhafte, selbstsüchtige Liebe sollte einer höheren Kraft Platz machen, sollte sich in eine edlere Leidenschaft umbilden, und das Bildnis, das Basil Hallward gemalt hatte, sollte sein Führer durchs Leben, sollte das für ihn sein, was Heiligkeit für die einen ist, Gewissen für die anderen, die Furcht vor Gott für uns alle. Es gab Schlafmittel für Gewissensbisse, Gifte, die das Sittlichkeitsgefühl einschläfern konnten. Aber hier war das sichtbare Symbol der Erniedrigung, die man durch Sündhaftigkeit erleidet. Hier war das ewige Zeichen des Unheils, das Menschen der eigenen Seele zufügen.

Es schlug drei, dann vier, und die halben Stunden ließen das doppelte Zeichen erklingen, aber Dorian Gray rührte

sich nicht. Er suchte die scharlachroten Fäden des Lebens zu entwirren und sie zu einem Muster zu verwerten; einen Weg aus dem blutigen Irrgarten der Leidenschaft, den er durchwanderte, zu finden. Er wußte nicht, was er tun, nicht, was er denken sollte. Endlich ging er an seinen Tisch und schrieb einen leidenschaftlichen Brief an das Mädchen, das er geliebt hatte, flehte sie an, ihm zu vergeben, und zieh sich des Wahnsinns. Er bedeckte Seite nach Seite mit wilden Worten voll Leid und noch wilderen voll Schmerz. Es liegt eine Wollust in Selbstanklagen. Wenn wir uns selbst schmähen, haben wir das Gefühl, daß uns kein anderer schmähen dürfe. Die Beichte, nicht der Priester, gibt uns Absolution. Als Dorian den Brief geendet hatte, fühlte er, daß ihm vergeben worden sei.

Plötzlich pochte man an die Tür. Er hörte Lord Henrys Stimme draußen. „Mein lieber Junge, ich muß Sie sehen. Lassen Sie mich gleich herein! Ich kann es nicht zugeben, daß Sie sich so abschließen!"

Er gab zuerst keine Antwort und blieb ganz still. Man klopfte nochmals, lauter. Ja, es war besser, Lord Henry einzulassen, ihm zu erklären, daß er ein neues Leben anfange, mit ihm zu streiten, wenn Streit nötig würde, sich von ihm zu trennen, wenn Trennung sein mußte. Er sprang auf, zog den Schirm hastig vor das Bild und schloß die Tür auf.

„Es tut mir alles so leid, Dorian", sagte Lord Henry, als er eintrat. „Aber Sie dürfen nicht zu viel daran denken."

„Meinen Sie an Sibyl Vane?" fragte der Jüngling.

„Ja, natürlich", erwiderte Lord Henry. Er sank dann in einen Stuhl und zog die gelben Handschuhe langsam von den Fingern. „Es ist gewiß schrecklich, wenigstens von der einen Seite aus gesehen; aber es ist doch nicht Ihre Schuld.

Sagen Sie, sind Sie hinter die Bühne gegangen, und haben Sie sie gesehen, wie das Stück aus war?"

„Ja."

„Ich war davon überzeugt. Haben Sie ihr eine Szene gemacht?"

„Ich war brutal, Henry, ganz brutal. Aber jetzt ist alles wieder in Ordnung. Was geschehen ist, tut mir jetzt nicht mehr leid. Es hat mich gelehrt, mich selbst besser zu kennen."

„Dorian, ich bin sehr froh, daß Sie es so nehmen. Ich fürchtete, Sie in Gewissensbisse versunken zu finden, wie Sie sich die hübschen lockigen Haare raufen."

„Das alles habe ich durchgemacht", sagte Dorian und schüttelte lächelnd den Kopf. „Jetzt bin ich ganz glücklich. Vor allem weiß ich jetzt, was das Gewissen ist. Es ist nicht, was Sie gesagt haben. Es ist das Göttlichste in uns. Spotten Sie nie mehr darüber, Henry — wenigstens nie mehr in meiner Gegenwart. Ich will jetzt gut sein. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß meine Seele befleckt ist."

„Dorian, das ist wirklich eine entzückend künstlerische Grundlage der Ethik. Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Aber wie wollen Sie anfangen?"

„Indem ich Sibyl Vane heirate."

„Sibyl Vane heiraten?" schrie Lord Henry, stand auf und sah ihn mit verlegenem Staunen an. „Aber mein lieber Dorian —"

„Ja, Henry, ich weiß, was Sie sagen wollen. Irgend etwas Entsetzliches über die Ehe. Sagen Sie es nicht. Sagen Sie mir nie mehr solche Dinge. Vor zwei Tagen habe ich Sibyl gebeten, mich zu heiraten. Ich werde mein Wort nicht brechen. Sie wird meine Frau."

„Ihre Frau, Dorian ... Haben Sie meinen Brief nicht bekommen? Ich habe Ihnen heute früh geschrieben und den Zettel mit meinem Diener hergeschickt."

„Ihren Brief? Ja, ich erinnere mich. Ich habe ihn noch nicht geleſen, Henry. Ich fürchtete, daß etwas drinſteht, was ich nicht hören wollte. Sie zerſtückeln das Leben mit Ihren Aphorismen."

„Dann wiſſen Sie alſo nichts."

„Wovon ſprechen Sie?"

Lord Henry ging durch das Zimmer, ſetzte ſich zu Dorian Gray, nahm ſeine beiden Hände und hielt ſie feſt. „Dorian," ſagte er, „mein Brief — erſchrecken Sie nicht — ſollte Ihnen mitteilen, daß Sibyl Vane tot iſt."

Ein ſchmerzlicher Schrei kam von den Lippen des Jünglings. Er ſprang auf und riß ſeine Hand von Lord Henry los. „Tot! Sibyl tot! Es iſt nicht wahr. Es iſt eine furchtbare Lüge. Wie können Sie es ſagen?"

„Es iſt wahr, Dorian", ſagte Lord Henry ernſt. „Es ſteht in allen Morgenblättern. Ich ſchrieb Ihnen, Sie ſollten niemand empfangen, bis ich komme. Es wird natürlich eine Unterſuchung ſein, und Sie dürfen in die Sache nicht hineingezogen werden. Dinge dieſer Art machen einen Mann in Paris zum Helden. Hier in London haben die Leute aber zu viel Vorurteile. Hier darf man ſich nie mit einem Skandal einführen. Man muß ſich das aufheben, um im Alter noch zu wirken. Ich nehme an, im Theater weiß niemand Ihren Namen. In dem Fall iſt alles in Ordnung. Hat Sie jemand in die Garderobe gehen ſehen? Das iſt eine wichtige Frage."

Dorian antwortete zuerſt nicht. Er war vor Schrecken gelähmt. Schließlich ſtammelte er mit erſtickter Stimme: „Henry, eine Unterſuchung haben Sie geſagt? — Wie meinen Sie das? Hat ſich Sibyl —? Henry, ich kann's nicht ertragen. Machen Sie's kurz. Sagen Sie mir alles, auf der Stelle!"

„Es war zweifellos kein Unfall, Dorian, wenn man es dem Publikum auch ſo darſtellen muß. Es ſcheint, ſie hat

das Theater mit ihrer Mutter verlassen, gegen halb eins ungefähr, und dann plötzlich gesagt, sie habe oben etwas vergessen. Man wartete einige Zeit auf sie, aber sie kam nicht wieder. Schließlich fanden sie sie tot auf dem Boden in ihrer Garderobe liegen. Sie hatte aus Versehen etwas getrunken, irgend etwas Gräßliches, das man in den Theatern braucht. Ich weiß nicht genau, was es war, aber es muß entweder Blausäure oder Bleiweiß enthalten haben. Ich vermute, es war Blausäure, denn sie scheint im Augenblick tot gewesen zu sein."

„Henry, Henry, es ist furchtbar!" schrie Dorian.

„Ja, es ist natürlich sehr tragisch. Aber Sie dürfen in die ganze Sache nicht verwickelt werden. Ich habe im ‚Standard' gelesen, daß sie siebzehn Jahre alt war. Ich hätte sie eher für noch jünger gehalten. Sie sah so kindlich aus und schien so wenig von der Schauspielerei zu verstehen. Dorian, Sie dürfen diese Dinge nicht an sich herankommen lassen. Sie müssen ausgehen und heute abend mit mir speisen, und nachher wollen wir in die Oper gehen. Die Patti tritt auf, und alle Welt wird da sein. Sie können in die Loge meiner Schwester kommen. Sie bringt ein paar elegante Weiber mit."

„Ich habe also Sibyl Vane gemordet", sagte Dorian halb zu sich selbst, „sie gemordet, so sicher, als hätte ich ihre dünne Kehle mit einem Messer durchgeschnitten. Und doch, sind darum die Rosen weniger lieblich? Die Vögel singen genau so fröhlich im Garten. Und heute abend soll ich mit Ihnen speisen und dann in die Oper gehen und vermutlich nachher irgendwo soupieren. Wie merkwürdig dramatisch das Leben ist! Wenn ich all das in einem Buch gelesen hätte, Henry, ich glaube, ich würde darüber geweint haben. Und dennoch jetzt, wo es in Wirklichkeit geschehen ist, mir selbst geschehen ist, scheint es mir zu wunderbar, als daß man weinen

könnte. Da liegt der erste leidenschaftliche Liebesbrief, den ich in meinem Leben geschrieben habe. Seltsam, daß mein erster leidenschaftlicher Liebesbrief an ein totes Mädchen gerichtet ist. Ich möchte wissen, ob sie noch ein Gefühl haben, diese weißen, stummen Menschen, die wir die Toten nennen. Sibyl! Kann sie fühlen, etwas wissen, kann sie uns hören? Ach, Henry, wie habe ich sie einmal geliebt! Es scheint mir jetzt Jahre her zu sein. Sie war mir alles. Dann kam diese schreckliche Nacht. War es wirklich erst gestern nacht, als sie so schlecht spielte und mir fast das Herz brach? Sie hat mir alles erklärt. Es war furchtbar rührend. Aber es machte gar keinen Eindruck auf mich. Ich hielt sie für seicht. Plötzlich geschah dann etwas, was mich ängstigte. Ich kann Ihnen nicht sagen, was es war, aber es war furchtbar. Ich nahm mir nun vor, zu ihr zurückzukehren. Ich empfand plötzlich, daß ich unrecht gehabt habe. Und jetzt ist sie tot. Mein Gott! Mein Gott! Henry, was soll ich tun? Sie kennen die Gefahr nicht, in der ich bin, und nichts kann mich aufrecht erhalten. Sie hätte es getan. Sie hatte kein Recht, sich umzubringen. Es war selbstsüchtig von ihr."

„Mein lieber Dorian," antwortete Lord Henry, während er eine Zigarette aus dem Etui nahm und ein Feuerzeugbüchschen aus Goldbronze hervorholte, „die einzige Art, auf die eine Frau einen Mann bessern kann, ist, ihn so furchtbar zu langweilen, daß er jedes Interesse am Leben verliert. Wenn Sie dieses Mädchen geheiratet hätten, wären Sie verloren gewesen. Natürlich hätten Sie sie gut behandelt. Menschen, die einem gleichgültig sind, kann man immer gut behandeln. Aber sie hätte bald herausgefunden, daß Sie vollständig gleichgültig gegen sie wären. Wenn eine Frau das bei ihrem Manne herausfindet, läßt sie sich entweder schrecklich gehen oder sie trägt sehr elegante Hüte, die der Mann einer anderen Frau zu bezahlen hat. Ich will

nichts über den sozialen Mißgriff sagen, der schauderhaft gewesen wäre, und den ich selbstverständlich nie zugegeben hätte. Aber ich versichere Ihnen, in jedem Falle wäre die Sache ein vollständiger Mißgriff gewesen."

„Das nehme ich auch an," murmelte der junge Mann, während er mit furchtbar blassem Gesicht im Zimmer auf und ab schritt, „aber ich glaubte, es sei meine Pflicht. Es ist nicht meine Schuld, daß diese schreckliche Tragödie mich verhindert hat, das Rechte zu tun. Ich erinnere mich, daß Sie einmal gesagt haben, ein sonderbares Schicksal schwebe über guten Vorsätzen — daß man sie nämlich immer zu spät fasse. Bei meinem ist es gewiß so."

„Gute Vorsätze sind nutzlose Versuche, wissenschaftliche Gesetze umzustoßen. Ihr Ursprung ist lediglich Eitelkeit. Ihr Erfolg ist vollkommen gleich Null. Sie verschaffen uns dann und wann einige jener unfruchtbaren Lustempfindungen, die einen gewissen Reiz für schwache Menschen besitzen. Das ist alles, was man zu ihren Gunsten vorbringen kann. Sie sind nichts anderes als Schecks, die man auf eine Bank ausstellt, bei der man gar kein Konto hat."

Dorian Gray schritt durch das Zimmer und setzte sich neben Henry: „Warum kann ich diese Tragödie nicht so empfinden, wie ich möchte? Ich kann nicht glauben, daß ich ganz herzlos bin. Glauben Sie das?"

„Sie haben zu viel törichte Streiche in den letzten vierzehn Tagen begangen, um ein Recht auf diesen Ehrentitel zu haben, Dorian", erwiderte Lord Henry mit seinem sanften, melancholischen Lächeln.

Der Jüngling runzelte die Stirne. „Henry, ich mag diese Erklärung nicht. Aber ich bin trotzdem froh, daß Sie mich nicht für herzlos halten. Ich bin es gewiß nicht. Ich weiß, daß ich es nicht bin, und doch muß ich zugeben, daß

die Sache, die da geſchehen iſt, mich nicht ſo ergreift, wie ſie ſollte. Es ſcheint mir nur ein wunderbarer Schluß für ein wunderbares Stück zu ſein. Sie hat die ſchreckliche Schönheit einer griechiſchen Tragödie, in der ich eine große Rolle geſpielt habe, in der ich ſelbſt aber nicht verwundet worden bin."

„Es iſt eine intereſſante Frage," ſagte Lord Henry, dem es einen erleſenen Genuß bereitete, mit dem unbewußten Egoismus dieſes jungen Menſchen zu ſpielen, „es iſt wirklich eine außerordentlich intereſſante Frage. Die wahre Erklärung iſt wohl die: Es kommt oft vor, daß ſich die wirklichen Tragödien des Lebens in einer ſo unkünſtleriſchen Form abſpielen, daß ſie uns durch die rohe Gewalt, ihre Zuſammenhangloſigkeit, ihre alberne Sinnloſigkeit, ihre vollſtändige Stilloſigkeit verletzen. Sie berühren uns genau ſo, wie uns die Gemeinheit berührt. Sie geben uns ein Gefühl von bloßer brutaler Gewalt, und wir empören uns dagegen. Manchmal jedoch greift eine Tragödie, die künſtleriſche Schönheitselemente in ſich trägt, in unſer Leben. Wenn dieſe Schönheitselemente wirklich ſind, ſo berührt die ganze Sache nur unſeren Sinn für dramatiſche Wirkungen. Wir entdecken dann plötzlich, daß wir nicht mehr die Darſteller, ſondern die Zuſchauer des Stückes ſind. Oder eigentlich ſind wir beides zugleich. Wir beobachten uns ſelbſt, und das Wunderſame des Schickſals erſchüttert uns. Im vorliegenden Fall: Was iſt wirklich geſchehen? Jemand hat ſich umgebracht, weil er Sie geliebt hat. Ich wollte, mir wäre je ſo ein Erlebnis zuteil geworden. Ich wäre den ganzen Reſt meines Lebens in die Liebe verliebt geweſen. Die Menſchen, die mich angebetet haben, — es waren ja nicht ſehr viele, aber doch immerhin einige — haben immer darauf beſtanden, weiterzuleben, noch lange, nachdem ich aufgehört hatte, ſie zu lieben, oder ſie aufgehört hatten,

mich zu lieben. Sie sind dann dick und langweilig geworden, und wenn ich sie jetzt treffe, schwelgen sie sofort in Reminiszenzen. Was für ein furchtbares Gedächtnis die Weiber doch haben. Es ist etwas Schreckliches und offenbart einen unerhörten geistigen Stillstand. Man sollte die Farbe des Lebens aufsaugen, aber sich niemals an Einzelheiten erinnern. Einzelheiten sind immer gewöhnlich."

„Ich muß jetzt Mohnblumen in meinem Garten pflanzen", seufzte Dorian.

„Das ist gar nicht notwendig", erwiderte sein Freund. „Das Leben selbst hat immer Mohnblumen vorrätig. Natürlich, dann und wann halten Gefühle an. Ich habe einmal eine ganze Saison lang nichts als Veilchen getragen, als eine Art künstlerischer Trauer für einen Roman, der nicht sterben wollte. Schließlich ist er doch gestorben. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was ihn umgebracht hat. Ich vermute, es war, weil sie mir vorschlug, die ganze Welt mir zu opfern. Das ist immer ein schrecklicher Augenblick. Er erfüllt einen mit den Schrecken der Ewigkeit. Also würden Sie es glauben? Vor einer Woche bei Lady Hampshire saß ich bei Tisch neben der in Frage kommenden Dame, und sie bestand darauf, die ganze Sache noch einmal durchzugehen, die ganze Vergangenheit wieder aufzuwühlen und die Zukunft auszumalen. Ich hatte meine Romantik in einem Narzissenbeet begraben. Sie zerrte sie wieder hervor und versicherte mir, ich habe ihr Leben zerstört. Ich fühle mich verpflichtet, zu konstatieren, daß sie trotzdem mit großem Appetit aß, so daß ich gar keine Gewissensbisse empfand. Aber welchen Mangel an Taktgefühl bewies sie doch! Der einzige Reiz der Vergangenheit liegt darin, daß es eben die Vergangenheit ist. Aber Frauen wissen nie, wann der Vorhang gefallen ist. Sie verlangen immer einen sechsten Akt, und im Augenblick, wo das ganze Interesse an dem

Stück vorbei ist, schlagen sie vor, weiterzuspielen. Wenn man ihnen ihren Willen ließe, bekäme jede Komödie einen tragischen Schluß, und jede Tragödie würde mit einer Farce enden. Sie sind oft entzückend künstlich, aber sie haben gar kein Gefühl für die Kunst. Sie, Dorian, sind glücklicher als ich. Ich versichere Ihnen, nicht eine einzige Frau, die ich gekannt habe, hätte für mich getan, was Sibyl Vane für Sie getan hat. Die gewöhnlichen Frauen trösten sich immer. Einige von ihnen tun es, indem sie eine Liebhaberei für schmachtende Farben entwickeln. Haben Sie niemals Vertrauen zu einer Frau, die mauve trägt, wie alt sie auch sein mag, oder zu einer Frau über fünfunddreißig, die rosa Schleifen liebt. Das bedeutet immer, daß sie eine Vergangenheit haben. Andere finden einen starken Trost darin, plötzlich die guten Eigenschaften ihrer Männer zu entdecken. Sie schleudern einem ihr eheliches Glück ins Gesicht, als wäre das die fesselndste aller Sünden. Andere tröstet die Religion. Ihre Mysterien haben alle Reize eines Flirts, hat mir einmal eine Frau versichert; und ich kann es sehr gut verstehen. Übrigens macht nichts so eitel, als wenn einem gesagt wird, daß man ein Sünder ist. Gewissen macht Egoisten aus uns allen. Ja; es gibt wirklich kein Ende der Tröstungen, die die Frauen im modernen Leben finden. Die wichtigste habe ich noch gar nicht erwähnt."

„Welche ist das, Harry?" fragte der junge Mann teilnahmlos.

„Natürlich der übliche Trost. Einer anderen Frau ihren Anbeter nehmen, wenn man den eigenen verloren hat. In der guten Gesellschaft gibt das jeder Frau ihre Frische wieder. Aber wirklich, Dorian, wie anders als alle die übrigen Frauen, denen man begegnet, muß Sibyl Vane gewesen sein. Für mich liegt in ihrem Tod etwas ganz Wunderschönes. Ich bin froh, daß ich in einem Jahrhundert leben

darf, wo ſolche Wunder noch geſchehen. Sie geben uns neuen Glauben an die Wirklichkeit der Vorſtellungen, mit denen wir ſonſt ſpielen, wie Romantik, Leidenſchaft und Liebe."

„Ich war furchtbar grauſam gegen ſie. Sie vergeſſen das."

„Ich fürchte ſehr, Frauen ſchätzen Grauſamkeit, ganz brutale Grauſamkeit mehr als irgend etwas anderes. Sie haben wundervoll einfache Inſtinkte. Wir haben ſie emanzipiert, wir haben ihnen ihre Freiheit gegeben, aber ſie bleiben trotzdem Sklavinnen, die den ängſtlichen Blick auf ihre Herren gerichtet haben. Sie lieben es, beherrſcht zu werden. Ich bin ganz überzeugt, daß Sie wundervoll geweſen ſind. Ich habe Sie nie wirklich böſe geſehen, aber ich kann mir vorſtellen, wie entzückend Sie ausgeſehen haben. Und außerdem, Sie haben mir vorgeſtern etwas geſagt, was mir damals nur ein phantaſtiſcher Einfall ſchien; jetzt ſehe ich, daß es ganz wahr war, und daß es der Schlüſſel zu allem iſt."

„Was war das, Henry?"

„Sie haben zu mir geſagt, daß Sibyl Vane Ihnen alle romantiſchen Heldinnen vorſtelle, daß ſie an einem Abend Desdemona ſei und am anderen Ophelia; wenn ſie als Julia ſterbe, erwache ſie als Imogen zum Leben."

„Sie wird jetzt nie mehr zum Leben erwachen", flüſterte der Jüngling und barg ſein Geſicht in den Händen.

„Nein, ſie wird nie mehr zum Leben erwachen. Sie hat ihre letzte Rolle geſpielt. Aber Sie müſſen an den einſamen Tod in dem ſchäbigen Garderobenzimmer denken wie an ein ſonderbar-ſchauriges Fragment einer Tragödie aus der Zeit König Jakobs, wie an eine wunderbare Szene aus Webſter, Ford oder Cyril Tourneur. Das Mädchen hat nie wirklich gelebt, darum iſt ſie nie wirklich geſtorben. Für Sie

war sie ja nicht mehr als ein Traum, ein Trugbild, das durch Shakespeares Dramen flatterte und sie durch ihre Gegenwart noch reizvoller machte, eine Flöte, durch die Shakespeares Musik noch reicher und froher ertönte. In dem Augenblick, in dem sie das wirkliche Leben berührte, zerstörte sie es, und es zerstörte sie, und deshalb schied sie von hier. Trauern Sie um Ophelia, wenn Sie wollen. Streuen Sie Asche auf Ihr Haupt, weil Cordelia erwürgt wurde. Schmähen Sie den Himmel, weil die Tochter des Brabantio starb. Aber verschwenden Sie Ihre Tränen nicht um Sibyl Vane. Sie war weniger wirklich, als jene."

Es entstand ein Schweigen. Der Abend dunkelte im Zimmer. Still auf silbernen Füßen schlichen die Schatten aus dem Garten herein. Die Farben verblaßten langsam überall.

Nach einer Weile sah Dorian Gray auf. „Sie haben mich mir selber klar gemacht", flüsterte er wie mit einem Seufzer der Erleichterung. „Alles, was Sie gesagt haben, habe ich auch gefühlt, aber ich habe mich davor geängstigt, und ich konnte es mir nicht klar machen. Wie gut Sie mich kennen! Wir wollen von dem, was geschehen ist, nie mehr sprechen. Es war ein wundersames Erlebnis. Das ist alles. Ich möchte wissen, ob noch etwas so Wunderbares im Leben auf mich wartet."

„Das Leben hat noch alles für Sie vorrätig, Dorian. Es gibt nichts, was Sie mit Ihrer außerordentlichen Schönheit nicht tun könnten."

„Aber wenn ich hager und alt und runzlig würde, Henry? Was dann?"

„Ja dann," sagte Lord Henry und erhob sich, um wegzugehen, „dann, Dorian, würden Sie um Ihre Siege kämpfen müssen. Jetzt werden sie Ihnen noch entgegengetragen. Nein, Sie müssen schön bleiben. Wir leben in einer Zeit, in der zu viel gelesen wird, als daß sie weise wäre,

und zu viel gedacht, als daß sie schön wäre. Wir können Sie nicht entbehren. Jetzt müssen Sie sich aber anziehen und in den Klub fahren. Wir kommen sowieso schon zu spät."

„Ich glaube, ich treffe Sie lieber in der Oper, Henry. Ich bin zu müde, um etwas zu essen. Welche Nummer hat die Loge Ihrer Schwester?"

„Siebenundzwanzig, glaube ich. Im ersten Rang. Sie werden ihren Namen an der Tür lesen. Aber es tut mir leid, daß Sie nicht mit zum Diner kommen wollen."

„Ich fühle mich dazu nicht aufgelegt," sagte Dorian teilnahmlos, „aber ich bin Ihnen sehr dankbar für alles, was Sie gesagt haben. Sie sind wirklich mein bester Freund. Niemand hat mich je so verstanden wie Sie."

„Wir sind erst am Anfang unserer Freundschaft, Dorian", erwiderte Lord Henry und schüttelte ihm die Hand. „Adieu. Ich hoffe, Sie vor halb zehn zu sehen. Vergessen Sie nicht: die Patti singt."

Als er die Tür hinter sich schloß, klingelte Dorian Gray. Nach ein paar Minuten kam Viktor mit den Lampen und ließ die Vorhänge herab. Er wartete ungeduldig, daß der Diener hinausginge. Er schien eine unglaubliche Zeit für alles zu brauchen.

Sobald der Diener draußen war, rannte er zu dem Schirm und zog ihn zurück. Nein, das Bild hatte sich nun nicht mehr verändert. Es hatte die Nachricht von Sibyl Vanes Tod erhalten, bevor er selbst davon gewußt hatte. Es kannte die Ereignisse des Daseins, so wie sie sich ereigneten. Dieser Zug sündiger Grausamkeit, der die feinen Linien des Mundes verunstaltete, war wohl in demselben Augenblick aufgetaucht, als das Mädchen das Gift getrunken hatte. Oder war für das Bild die Wirkung der Tat gleichgültig? Nahm es nur von den Vorgängen in der Seele Kenntnis? Er war begierig, dies zu wissen, und

hoffte, eines Tages eine ſolche Wandlung des Bildes vor ſeinen Augen geſchehen zu ſehen, und ſchauderte bei der Hoffnung zuſammen.

Die arme Sibyl! Was für ein Roman es geweſen war! Sie hatte oft den Tod auf der Bühne dargeſtellt. Dann hatte ſie der Tod ſelbſt berührt und weggeholt. Wie mochte ſie jene grauenvolle letzte Szene geſpielt haben? Hatte ſie ihn ſterbend verflucht? Nein; ſie war ja aus Liebe zu ihm geſtorben. Und die Liebe ſollte nun immer ein Heiligtum für ihn ſein. Nun hatte ſie ja alles gebüßt durch das Opfer ihres Lebens. Er wollte nicht mehr daran denken, was er ihretwegen an jenem furchtbaren Theaterabend durchgemacht hatte. Wenn er an ſie denken wollte, ſollte es ſein wie an eine wunderſam tragiſche Geſtalt, die auf die Weltbühne geſchickt wurde, um die höchſte Wirklichkeit der Liebe zu erweiſen. Eine wunderſam tragiſche Geſtalt? In ſeine Augen traten Tränen, als er ſich ihres Kinderblicks, ihrer gewinnenden, phantaſtiſchen Gebärden, ihrer ſcheuen, zaghaften Anmut erinnerte. Er verſcheuchte haſtig dieſe Bilder und blickte wieder auf das Porträt.

Er fühlte, daß nun der Augenblick gekommen ſei, zu wählen. Oder war die Wahl ſchon getroffen? Ja, das Leben ſelbſt hatte an ſeiner Statt entſchieden — das Leben und ſeine unermeßliche Lebensneugier. Ewige Jugend, unendliche Leidenſchaft, ausgeſuchte, geheimnisvolle Genüſſe, wilde Freuden, noch wildere Sünden — all das ſollte er haben. Das Bildnis aber mußte die Laſt ſeiner Schmach tragen: ſo war es.

Ein ſchmerzliches Gefühl durchſchlich ihn, als er an die Entweihung dachte, die dieſes ſchöne Geſicht auf der Leinwand erwartete. Einmal, in knabenhafter Parodie des Narziſſus, hatte er die gemalten Lippen, die ihn jetzt ſo grauſam anlächelten, geküßt oder doch getan, als ob er ſie küſſe.

Morgen für Morgen hatte er vor dem Bilde gesessen, seine Schönheit angestaunt; manchmal hatte er sich selbst gesagt, er sei in sein eigenes Bild verliebt. Sollte es sich nun mit jeder Laune, der er sich hingab, wandeln? Sollte es ein ungeheuerliches, widerliches Ding werden, das man im versperrten Winkel verstecken, vom Glanz der Sonne, die so oft das wallende Wunder seines Haares noch herrlicher vergoldet hatte, abschließen müßte? Wie schade! Wie schade!

Einen Augenblick dachte er daran, zu beten, daß die grauenhafte Sympathie, die zwischen ihm und dem Bilde bestand, aufhöre. Es hatte sich verwandelt, da er darum gebeten hatte; es mochte vielleicht wenn er darum bäte, auch wieder unverändert bleiben. Und dennoch — wer, der vom Leben eine Ahnung hat, würde die Möglichkeit, immer jung zu bleiben, aufgeben, mochte die Möglichkeit noch so phantastisch, mit noch so schicksalsschweren Folgen verknüpft sein? Und überdies, stand es wirklich in seiner Macht? War wirklich jener Wunsch die Ursache des Tausches? Konnte es nicht für die ganze Sache irgendeine merkwürdige, in der Wissenschaft begründete Ursache geben? Wenn die Gedanken eine Wirkung auf einen lebenden Organismus ausüben konnten, konnte es da nicht möglich sein, daß Gedanken auch auf tote unorganische Dinge einwirkten? Mehr noch: konnten nicht, ohne daß Gedanken, bewußte Wünsche eingreifen, Objekte, die ganz außerhalb unserer Person stehen, im Einklange mit unseren Launen oder Leidenschaften erzittern? Atom zu Atom in geheimer Neigung, seltsamer Verwandtschaft sprechen? Doch was lag schließlich an den Gründen? Er wollte nie mehr durch Gebet eine furchtbare Macht versuchen. Wenn dem Bildnis bestimmt war, sich zu wandeln, so sollte es sich wandeln. Daran war nicht zu rütteln. Warum sollte er zu tief in dies Geheimnis eindringen?

Denn es mußte in der Tat ein Genuß sein, diesen Vorgang zu beobachten. Er würde nun fähig sein, seinem Geist in alle seine Verstecke zu folgen. Dies Bild sollte ihm der zauberhafteste Spiegel sein. So wie es ihm seinen Körper geoffenbart hatte, sollte es ihm nun die Seele enthüllen. Und wenn der Winter darüber hereinbrach, dann stand er noch immer an der schwanken Grenzlinie von Frühling und Sommer. Wenn sich das Blut aus dem Gesicht fortschlich und nur eine kreidebleiche Maske mit bleischweren Augen zurückließ, dann bewahrte er noch den Glanz der frühen Jugend. Kein Blütenreiz seiner Lieblichkeit sollte welken. Kein Blutschlag des Lebens aussetzen. Wie die Götter der Griechen würde er stark, behend, heiter bleiben. Was lag daran, was aus dem gemalten Gesicht auf der Leinwand ward? Er selbst war sicher. Das war die Hauptsache.

Er zog den Schirm wieder vor das Bild und lächelte, während er es tat. Dann ging er in sein Schlafzimmer, wo der Diener schon auf ihn wartete. Eine Stunde später war er in der Oper, und Lord Henry beugte sich über seinen Stuhl.

Neuntes Kapitel

Als er am nächsten Morgen beim Frühstück saß, trat Basil Hallward ein.

„Es freut mich sehr, daß ich Sie getroffen habe, Dorian", sagte er ernsthaft. „Ich war gestern abend hier, und da sagte man mir, daß Sie in der Oper seien. Ich habe natürlich gewußt, daß das unmöglich ist. Aber es wäre mir lieber gewesen, Sie hätten hinterlassen, wo Sie in Wirklichkeit waren. Ich habe einen schrecklichen Abend verbracht, halb in der Angst, daß eine Tragödie der andern folgen würde.

Ich denke, Sie hätten mir telegraphieren können, als Sie die Nachricht erhielten. Ich habe es durch Zufall in einer Abendausgabe des ‚Globe' geleſen, die mir im Klub in die Hände kam. Ich bin ſofort hierher gelaufen und war unglücklich, daß ich Sie nicht zu Hauſe antraf. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie mir die ganze Sache das Herz abdrückt. Ich weiß, was Sie leiden müſſen. Aber wo waren Sie? Sind Sie hingefahren und haben die Mutter des Mädchens beſucht? Einen Moment habe ich daran gedacht, Ihnen dorthin zu folgen. In der Zeitung ſtand die Adreſſe, irgendwo in Euſton Road, nicht wahr? Aber ich hatte Angſt, zudringlich zu ſein, wo ich doch das Leid nicht mindern konnte. Die arme Frau! In was für einem Zuſtand muß ſie ſein! Und noch dazu das einzige Kind! Was hat ſie zu all dem geſagt?"

„Mein lieber Baſil, wie ſoll ich das wiſſen?" flüſterte Dorian Gray, nippte etwas blaßgelben Wein aus dem zarten, goldgeränderten Becher eines venezianiſchen Glaſes und ſah überaus gelangweilt aus. „Ich war in der Oper. Sie hätten auch hinkommen ſollen. Ich habe dort Henrys Schweſter, Lady Gwendolen, kennengelernt. Wir waren in ihrer Loge. Sie iſt ganz ſcharmant, und die Patti hat göttlich geſungen. Sprechen Sie nicht von ſchrecklichen Dingen. Wenn man über eine Sache nicht ſpricht, iſt ſie nicht geſchehen. Henry hat ganz recht: nur was man äußert, gibt den Dingen ihre Wirklichkeit. Beiläufig war ſie nicht das einzige Kind der alten Frau. Es iſt noch ein Sohn da, ein prächtiger Junge vermutlich. Aber er iſt nicht beim Theater. Er iſt Matroſe oder ſo etwas Ähnliches. Und jetzt erzählen Sie mir etwas von ſich. Was malen Sie jetzt?"

„Sie ſind in der Oper geweſen", ſagte Hallward ſehr langſam mit ſchmerzerfüllter Stimme. „Sie waren in der Oper, während Sibyl Vane tot in einer ſchmutzigen Stube lag?

Sie können mir erzählen, daß andere Frauen scharmant sind und daß die Patti göttlich gesungen hat, bevor noch das Mädchen, das Sie geliebt haben, die Ruhe eines Grabes zum ewigen Schlaf gefunden hat? Denken Sie doch, Mensch, welche Schrecken auf den kleinen weißen Körper warten."

„Hören Sie auf, Basil, ich will es nicht hören!" rief Dorian und sprang auf. „Sie dürfen mir über diese Dinge nichts sagen. Was geschehen ist, ist geschehen. Die Vergangenheit ist vergangen."

„Nennen Sie gestern die Vergangenheit?"

„Was hat die tatsächlich verstrichene Zeit damit zu tun? Nur seichte Menschen brauchen Jahre, um ein Gefühl zu überwinden. Ein Mensch, der Herr über sich selbst ist, kann ein Leid ebenso leicht beenden, wie er eine neue Lust erfinden kann. Ich will nicht das Spielzeug meiner Gefühle sein. Ich will sie benützen, mich an ihnen freuen und sie beherrschen."

„Dorian, es ist schrecklich. Irgend etwas hat Sie ganz verändert. Sie sehen noch genau so aus wie der wunderschöne Junge, der Tag für Tag in mein Atelier kam und mir für mein Bild saß. Aber damals waren Sie ein einfacher, natürlicher und herzlicher Mensch. Sie waren das unverdorbenste Wesen auf der ganzen Welt. Ich weiß nicht, was jetzt über Sie gekommen ist. Sie sprechen, als hätten Sie kein Herz, kein Mitleid. Das ist Henrys Wirkung ..."

Der junge Mensch wurde ganz rot, ging zum Fenster hinüber, sah einige Augenblicke auf den grün schimmernden, von der Sonne gestreiften Garten. „Ich schulde Henry sehr, sehr viel, Basil," sagte er schließlich, „mehr als ich Ihnen schulde. Sie haben mich nur gelehrt, eitel sein."

„Ich bin gestraft genug dafür, Dorian, oder werde es eines Tages sein."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Basil", rief Dorian aus und drehte sich um. „Ich weiß nicht, was Sie wollen! Was wollen Sie?"

„Ich will den Dorian Gray wieder, den ich gemalt habe", sagte der Künstler traurig.

„Basil", erwiderte der Jüngling und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Sie sind zu spät gekommen. Als ich gestern hörte, daß sich Sibyl Vane getötet hat ..."

„Sich getötet? Gott im Himmel, ist das ganz sicher?" rief Hallward und sah ihn mit dem Ausdruck des äußersten Schreckens an.

„Mein lieber Basil, Sie glauben doch nicht, daß es nur ein gewöhnlicher Unglücksfall war? Natürlich hat sie sich selbst umgebracht."

Der ältere Mann vergrub sein Gesicht in den Händen. Er flüsterte: „Wie schrecklich!" und ein Schauer rann durch seinen Körper.

„Nein," sagte Dorian Gray, „es ist gar nichts Schreckliches daran. Es ist eine der großen romantischen Tragödien unserer Zeit. Gewöhnlich führen Schauspieler das alltäglichste Leben. Sie sind gute Ehemänner, treue Frauen oder sonst irgend etwas Langweiliges. Sie verstehen, was ich meine — mittelmäßige Tugend und lauter solche Dinge. Wie anders war Sibyl! Sie lebte ihre edelste Tragödie. Sie war immer eine Heldin. An dem letzten Abend, an dem sie spielte, an dem Abend, an dem Sie sie gesehen haben, spielte sie schlecht, weil sie die wirkliche Liebe erkannt hatte. Als sie ihre Unwirklichkeit erfuhr, starb sie, so wie wahrscheinlich Julia daran gestorben wäre. Sie tauchte wieder unter in das Reich der Kunst. Sie hat etwas von einer Märtyrerin. Ihr Tod hatte alle pathetische Nutzlosigkeit der Märtyrerschaft, all diese vergeudete Schönheit. Aber wie ich schon gesagt habe: Sie dürfen nicht glauben, daß ich nicht ge-

litten habe. Wenn Sie gestern in einem bestimmten Augenblick, um einhalb sechs vielleicht oder um dreiviertel sechs, gekommen wären, dann hätten Sie mich in Tränen gefunden. Selbst Henry, der hier war und mir die Nachricht brachte, hatte keine Ahnung, was ich durchgemacht habe. Ich litt unsäglich. Dann ging es vorbei. Ich kann ein Gefühl nicht wiederholen. Niemand kann das außer sentimentalen Menschen. Und Sie sind furchtbar ungerecht gegen mich. Sie kommen hierher, um mich zu trösten, das ist reizend von Ihnen. Sie finden mich getröstet und sind wütend. Sie sind ganz so wie alle mitleidigen Menschen. Sie erinnern mich an eine Geschichte, die mir Henry über einen Philanthropen erzählt hat, der zwanzig Jahre seines Lebens damit verbracht hat, irgendein Unrecht gut machen, zu helfen oder ein ungerechtes Gesetz zu ändern — ich kann mich nicht mehr erinnern, was es genau war. Schließlich gelang ihm das, und nichts konnte größer sein als seine Enttäuschung. Er hatte nun absolut nichts mehr zu tun, starb vor Langeweile und wurde ein unversöhnlicher Menschenfeind. Und außerdem, mein lieber, alter Basil, wenn Sie mich wirklich trösten wollen, so lehren Sie mich lieber, was geschehen ist, vergessen, oder es von der rein künstlerischen Seite ansehen. Ist es nicht Gautier gewesen, der über die ‚consolation des arts' geschrieben hat? Ich erinnere mich, daß ich einmal in Ihrem Atelier ein kleines, in Pergament gebundenes Buch in die Hand nahm und dort auf diesen entzückenden Ausdruck stieß. Nun, ich bin ja nicht wie der junge Mann, von dem Sie mir einmal in Marlow erzählt haben, der zu sagen pflegte, gelber Atlas könne ihn über alles Elend der Welt hinwegtrösten. Ich liebe schöne Dinge, die man in die Hand nehmen und angreifen kann. Alter Brokat, grün patinierte Bronzen, Lackarbeiten, Elfenbeinschnitzereien, eine schöne Umgebung, Luxus, Prunk: all das sind Dinge, die einem viel

geben können. Aber die künstlerische Gesinnung, die sie erzeugen oder zum mindesten offenbaren, bedeutet mir mehr. Ein Zuschauer seines eigenen Lebens sein, wie Henry sagt, das ist der Weg, um den Schmerzen zu entrinnen. Ich weiß, Sie sind erstaunt, daß ich so mit Ihnen spreche. Sie haben noch nicht bemerkt, wie ich mich entwickelt habe. Ich war ein Schulknabe, als Sie mich getroffen haben. Jetzt bin ich ein Mann. Ich habe neue Leidenschaften, neue Gedanken, neue Ideen. Ich bin anders, aber sie müssen mich trotzdem liebhaben. Ich bin verändert, aber Sie müssen immer mein Freund bleiben. Natürlich habe ich Henry sehr gern. Aber ich weiß auch, daß Sie besser sind als er. Sie sind nicht stärker, dazu ängstigen Sie sich zu viel vor dem Leben. Aber Sie sind besser. Und wie glücklich waren wir miteinander! Verlassen Sie mich nicht, Basil, und zanken Sie nicht mit mir. Ich bin, was ich bin. Mehr kann man nicht sagen."

Der Maler war seltsam bewegt. Dieser junge Mensch war ihm unendlich teuer, und seine Persönlichkeit war der große Wendepunkt seiner Kunst gewesen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, ihm noch mehr Vorwürfe zu machen. Seine Gleichgültigkeit war wahrscheinlich nur eine Laune, die vorbeigehen würde. Es war ja so viel Gutes, so viel Edles in ihm.

„Gut, Dorian," sagte er schließlich mit einem traurigen Lächeln, „wir wollen nie mehr über diese furchtbare Sache sprechen. Ich hoffe nur, Ihr Name wird nicht in Verbindung damit genannt. Die Leichenbeschau soll heute nachmittag sein. Sind Sie vorgeladen worden?"

Dorian schüttelte den Kopf, und ein Zug des Ärgers ging über sein Gesicht, als das Wort ‚Leichenbeschau' ausgesprochen wurde. In all diesen Dingen lag etwas so Rohes und Gemeines. „Man kennt meinen Namen nicht", antwortete er.

„Aber sie wußte ihn doch?“

„Nur meinen Vornamen. Und den hat sie gewiß niemand gesagt. Sie erzählte mir einmal, daß alle sehr begierig seien, zu erfahren, wer ich bin, und daß sie ihnen immer sage, ich heiße der Märchenprinz. Es war hübsch von ihr. Sie müssen für mich eine Zeichnung von Sibyl machen, Basil. Ich möchte von ihr mehr haben als die Erinnerung an ein paar Küsse und einige gestammelte pathetische Worte.“

„Ich will versuchen, etwas zu machen, Dorian, wenn ich Ihnen damit eine Freude bereite. Aber Sie selbst müssen mir wieder sitzen. Ich komme ohne Sie nicht weiter.“

Dorian schrak zurück und rief aus: „Ich kann Ihnen nie wieder sitzen, Basil, das ist unmöglich!“

Der Maler starrte ihn an. „Was für ein Unsinn, mein lieber Junge“, rief er. „Wollen Sie damit sagen, daß Sie mein Bild von sich nicht gut finden? Wo ist es? Warum haben Sie den Schirm davor gestellt? Lassen Sie es mich sehen. Es ist das Beste, was ich je gemacht habe. Nehmen Sie den Schirm weg, Dorian. Es ist einfach eine Schande, daß Ihr Diener mein Bild so versteckt. Ich hatte gleich, wie ich eintrat, das Gefühl, der Raum sei ganz verändert.“

„Mein Diener hat nichts damit zu tun, Basil. Sie bilden sich doch nicht ein, daß ich ihn mein Zimmer für mich ordnen lasse. Er stellt manchmal die Blumen in die Gefäße, das ist alles. Nein, ich habe es selbst getan. Das Licht war zu stark für das Bild.“

„Zu stark? Das können Sie doch nicht wirklich glauben? Es hat einen wunderbaren Platz. Lassen Sie mich sehen!“ und Hallward schritt in den Winkel des Zimmers.

Ein Schrei des Schreckens entrang sich den Lippen Dorian Grays, und er stürzte sich zwischen den Maler und den Schirm. Er sah ganz bleich aus.

„Basil," sagte er, „Sie dürfen es nicht sehen. Ich will es nicht."

„Mein eigenes Bild nicht sehen? Das ist nicht Ihr Ernst! Warum soll ich es nicht ansehen?" rief Hallward lachend.

„Basil, wenn Sie versuchen, es anzusehen, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich, solange ich lebe, nie mehr ein Wort mit Ihnen spreche. Es ist mein völliger Ernst. Ich gebe Ihnen keine Erklärung, und Sie sollen mich um keine bitten. Aber denken Sie daran: wenn Sie den Schirm anrühren, dann ist alles zwischen uns vorbei."

Hallward war wie vom Donner gerührt. Er sah Dorian Gray in sprachlosem Staunen an. So hatte er ihn nie vorher gesehen. Der Jüngling war von Zorn ganz bleich, seine Hände waren ineinander gepreßt, und die Pupillen seiner Augen sahen aus wie blaue Feuerscheiben. Er zitterte am ganzen Leibe.

„Dorian ..."

„Sagen Sie nichts!"

„Aber was ist los? Ich sehe das Bild natürlich nicht an, wenn Sie es nicht wollen", sagte der Maler ziemlich kühl, drehte sich um und ging zum Fenster. „Aber, ernsthaft gesprochen, scheint es mir ganz verrückt, daß ich mein eigenes Bild nicht sehen soll, besonders jetzt, wo ich es im Herbst in Paris ausstellen will. Ich werde es vielleicht vorher noch einmal firnissen müssen, werde es also eines Tages doch gewiß sehen. Warum also nicht heute?"

„Es ausstellen? Sie wollen es ausstellen?" rief Dorian Gray, den ein seltsames Angstgefühl überkam. Sollte die ganze Welt sein Geheimnis erfahren? Sollte das Volk das Mysterium seines Lebens begaffen? Das war unmöglich. Irgend etwas — er wußte noch nicht was — mußte sofort geschehen.

„Ja; Sie haben doch wohl nichts dagegen. Georges Pitt will meine beſten Bilder für eine Kollektivausſtellung in der Rue de Sèze ſammeln, die in der erſten Oktoberwoche eröffnet werden ſoll. Das Bild wird nur einen Monat weg ſein. Ich denke, ſo lange können Sie es leicht entbehren. Sie ſind während dieſer Zeit ſowieſo nicht hier, und wenn Sie es ohnehin hinter einem Schirm verſteckt halten, kann Ihnen ja nicht viel daran gelegen ſein.“

Dorian Gray fuhr ſich mit der Hand über die Stirne. Schweißtropfen ſtanden darauf. Er fühlte, daß er am Rande einer fürchterlichen Gefahr ſtehe. „Sie haben mir vor einem Monat geſagt, daß Sie es nicht ausſtellen würden“, rief er. „Warum haben Sie ſich anders entſchloſſen? Ihr Leute, die ihr behauptet, ihr ſeid konſequent, habt genau ſo viel Launen wie die anderen. Der einzige Unterſchied iſt, daß eure Launen recht ſinnlos ſind. Sie können nicht vergeſſen haben, daß Sie mir in der feierlichſten Weiſe verſichert haben, nichts in der Welt könne Sie bewegen, das Bild auf eine Ausſtellung zu ſchicken. Sie haben zu Henry ganz dasſelbe geſagt.“ Er ſtockte plötzlich und ein Glanz kam in ſeine Augen. Er erinnerte ſich, daß ihm Lord Henry einmal halb ernſt und halb lachend geſagt hatte: „Wenn Sie je eine merkwürdige Viertelſtunde erleben wollen, dann laſſen Sie ſich von Baſil ſagen, warum er Ihr Porträt nicht ausſtellen will. Er hat es mir erzählt, und es war für mich eine Offenbarung.“ Ja, vielleicht hatte auch Baſil ſein Geheimnis. Er wollte ihn auf die Probe ſtellen.

Er ging ganz nahe zu ihm heran, ſah ihm feſt ins Geſicht und ſagte: „Baſil, jeder von uns hat ein Geheimnis. Sagen Sie mir das Ihre, und ich werde Ihnen meines ſagen. Was für einen Grund hatten Sie, die Ausſtellung meines Bildes abzulehnen?“

Der Maler konnte sich eines Schauderns nicht erwehren. „Dorian, wenn ich es Ihnen sagte, würden Sie mich wahrscheinlich weniger liebhaben, und gewiß würden Sie mich auslachen. Keines von beiden könnte ich ertragen. Wenn Sie wollen, daß ich nie mehr mein Bild ansehen soll, dann gebe ich mich zufrieden. Ich kann Sie selbst ja immer ansehen. Wenn Sie wollen, daß die beste Arbeit, die ich je gemacht habe, vor der Welt versteckt werden soll, so gebe ich mich zufrieden. Ihre Freundschaft ist mir mehr wert als Ruhm und Anerkennung."

„Nein, Basil, Sie müssen es mir sagen. Ich glaube, ich habe ein Recht darauf, es zu wissen." Das Angstgefühl hatte ihn verlassen, und Neugierde hatte seinen Platz eingenommen. Er war entschlossen, hinter Basil Hallwards Geheimnis zu kommen.

„Wir wollen uns setzen, Dorian", sagte der Maler, der unruhig aussah. „Setzen wir uns, und beantworten Sie mir nur eine Frage. Haben Sie an dem Bild etwas Merkwürdiges bemerkt — etwas, das Ihnen zuerst vielleicht nicht aufgefallen ist und das sich Ihnen dann plötzlich enthüllt hat?"

„Basil!" schrie der Jüngling, umklammerte die Lehnen seines Stuhles mit zitternden Händen und starrte ihn mit wilden, verstörten Augen an.

„Ich sehe, Sie haben es gemerkt. Sagen Sie nichts. Warten Sie, bis Sie hören, was ich zu sagen habe. Dorian, von dem Augenblick an, wo ich Sie kennengelernt habe, hat Ihre Persönlichkeit den außerordentlichsten Einfluß auf mich gehabt. Ich war beherrscht von Ihnen. Meine Seele, mein Gehirn, meine ganze Kraft. Sie wurden für mich die sichtbare Verkörperung jenes unsichtbaren Ideals, dessen Bild uns Künstlern wie ein köstlicher Traum in der Nacht erscheint. Ich habe Sie angebetet. Ich bin eifersüchtig

auf jeden Menſchen geweſen, mit dem Sie ſprachen. Ich wollte Sie ganz für mich allein haben. Ich war nur glücklich, wenn ich bei Ihnen war. Wenn Sie nicht bei mir waren, waren Sie in meiner Kunſt trotzdem gegenwärtig. Natürlich habe ich Ihnen nie etwas davon geſagt. Das wäre mir unmöglich geweſen. Sie hätten es auch nicht verſtanden. Ich ſelbſt habe es kaum verſtanden. Ich wußte nur, daß ich Auge in Auge die Vollkommenheit geſehen hatte, daß ſich die Welt meinen Augen als ein Wunder offenbart hatte — vielleicht als ein zu mächtiges Wunder. Denn in ſolch wahnſinniger Anbetung liegt eine Gefahr. Nicht weniger die Gefahr, den Gegenſtand der Anbetung zu verlieren als ihn zu behalten ... Wochen und Wochen vergingen, und ich lebte mehr und mehr in Ihnen. Dann kam ein neues Stadium. Ich hatte Sie als Paris in zierlicher Rüſtung gemalt und als Adonis im Jägerrock mit glänzendem Speer. Gekrönt mit ſchweren Lotosblumen, hatten Sie auf dem Bug von Hadrians Barke geſeſſen und in den grünen, ſchlammigen Nil geblickt. Sie hatten ſich über das ſtille Gewäſſer eines griechiſchen Gehölzes gelehnt und im ſtummen Silberſpiegel die Pracht Ihres eigenen Antlitzes geſehen. Und all das war geweſen, wie die Kunſt ſein ſoll: unbewußt, ideal, weit weg. Dann entſchloß ich mich eines Tages, manchmal denke ich, es war ein ſchickſalsſchwerer Tag, ein wundervolles Bildnis von Ihnen zu malen, ſo wie Sie wirklich waren, nicht im Koſtüm toter Zeiten, ſondern in Ihrem eigenen Kleide, in Ihrer eigenen Zeit. Ob es nun die Realiſtik der Methode war, oder der Zauber Ihrer eigenen Perſönlichkeit, der mir ſo ohne jeden Schleier und Nebel entgegentrat, kann ich nicht ſagen. Aber ich weiß, daß mir bei der Arbeit jede Farbſchicht mein Geheimnis zu offenbaren ſchien. Ich ängſtigte mich, daß andere die Abgötterei, die ich mit Ihnen trieb, entdecken könnten. Ich fühlte,

Dorian, daß ich zu viel gesagt, daß ich zu viel von mir in dieses Bild gelegt hatte. Damals habe ich den Entschluß gefaßt, das Bild nie auszustellen. Es kränkte Sie ein wenig, aber Sie verstanden eben nicht, was es für mich bedeutet. Henry, dem ich davon erzählte, lachte mich aus. Aber das machte mir nichts. Als das Bild fertig war und ich allein mit ihm dasaß, fühlte ich, daß ich recht gehabt hatte... Ein paar Tage später, als es dann aus meinem Atelier draußen war und sobald ich die unerträgliche Wirkung seiner Gegenwart überwunden hatte, schien es mir, daß es verrückt von mir gewesen war, mehr darin zu sehen, als daß Sie sehr hübsch sind und ich malen kann. Selbst jetzt bin ich der Überzeugung, daß es ein Irrtum ist, zu glauben, daß jemals das Gefühl, das man beim Schaffen hat, in dem Werk, das man schafft, zum Ausdruck kommt. Die Kunst ist immer viel abstrakter, als wir uns einbilden. Form und Farbe erzählen uns von Form und Farbe — sonst nichts. Es scheint mir oft, daß die Kunst den Künstler viel mehr verbirgt als enthüllt. Als ich dann den Antrag aus Paris bekam, entschloß ich mich, Ihr Bild zum Mittelpunkt der Ausstellung zu machen. Es fiel mir nie ein, daß Sie es nie zugeben würden. Ich sehe jetzt, daß Sie recht haben. Das Bild kann nicht ausgestellt werden. Sie dürfen mir wegen der Dinge, die ich gesagt habe, nicht böse sein, Dorian. Ich habe es früher einmal Henry gesagt: Sie sind geschaffen, um angebetet zu werden."

Dorian Gray atmete auf. Seine Wangen bekamen wieder Farbe, und ein Lächeln spielte um seine Lippen. Die Gefahr war vorbei. Für den Augenblick war er sicher. Doch er fühlte unermeßliches Mitleid mit dem Maler, der ihm eben diese seltsame Beichte abgelegt hatte, und fragte sich, ob er selbst je so von der Persönlichkeit eines Freundes beherrscht werden könnte. Lord Henry hatte den Reiz, sehr gefährlich

zu ſein. Aber das war alles. Er war zu klug und zu zyniſch, als daß man ihn je lieben könnte. Würde es je einen Menſchen geben, der ihn mit einem ſolchen merkwürdigen Götzenglauben erfüllen könnte? War das etwas, was ihm das Leben noch aufſparte?

„Es iſt mir ein Rätſel," fuhr Hallward fort, „daß Sie das in dem Porträt geſehen haben. Haben Sie es wirklich geſehen?"

„Ich habe etwas darin geſehen," antwortete er, „etwas, was mir ſehr ſonderbar erſchien."

„Und jetzt geſtatten Sie mir wohl, es wieder einmal zu betrachten?"

Dorian ſchüttelte den Kopf. „Sie dürfen das von mir nicht verlangen, Baſil. Es iſt mir nicht möglich, Sie vor das Bild zu führen."

„Aber einmal werden Sie es mir erlauben?"

„Nie!"

„Gut ... Vielleicht haben Sie recht. Und jetzt adieu, Dorian. Sie ſind der eine Menſch in meinem Leben geweſen, der wirklich einen Einfluß auf meine Kunſt gehabt hat. Was ich je Gutes gemacht habe, ſchulde ich Ihnen. Ach, Sie können ſich ja doch nicht vorſtellen, was es mich gekoſtet hat, Ihnen all das zu ſagen, was ich Ihnen geſagt habe."

„Mein lieber Baſil," ſagte Dorian, „was haben Sie mir denn geſagt? Nichts, als daß Sie das Gefühl haben, mich zu ſehr bewundert zu haben. Das iſt nicht einmal ein Kompliment."

„Es ſollte auch kein Kompliment ſein. Es war eine Beichte. Jetzt, da ich ſie abgelegt habe, ſcheint mir, daß etwas von mir fortgegangen iſt. Man ſollte vielleicht ſeine Liebe nie in Worte kleiden."

„Ihre Beichte hat mich enttäuſcht."

„Was haben Sie erwartet, Dorian? Sie haben doch sonst nichts in dem Bilde gesehen? Es war doch sonst nichts zu sehen?"

„Nein, es war sonst nichts zu sehen. Warum fragen Sie. Aber Sie dürfen nicht von Liebe sprechen. Das ist Wahnsinn. Wir beide sind Freunde, Basil, und wir müssen es immer bleiben."

„Sie haben jetzt Henry", sagte der Maler traurig.

„Oh, Henry!" rief der junge Mann mit einem leichten Lachen. „Henry verbringt seine Tage damit, unglaubliche Dinge zu sagen, und seine Abende, unwahrscheinliche Dinge zu tun. Das ist genau das Leben, das ich führen möchte. Trotzdem glaube ich nicht, daß ich je zu Henry ginge, wenn ich in Leid wäre. Ich würde eher zu Ihnen kommen."

„Sie wollen mir wieder sitzen?"

„Das ist unmöglich."

„Sie zerstören meine künstlerische Existenz, wenn Sie es verweigern. Kein Mensch begegnet zwei Idealen, wenige finden eins."

„Ich kann es Ihnen nicht erklären, Basil, aber ich darf Ihnen nie wieder sitzen. Es liegt ein sonderbares Schicksal über meinem Bildnis. Es hat ein Leben für sich. Ich werde zu Ihnen kommen und werde mit Ihnen Tee trinken. Das wird genau so angenehm sein."

„Für Sie angenehmer, fürchte ich", flüsterte Hallward bekümmert. „Und jetzt adieu. Es tut mir leid, daß Sie mich nicht noch einmal das Bild sehen lassen wollen. Aber da kann man nichts tun. Ich verstehe sehr gut, wie Sie das fühlen."

Als er das Zimmer verlassen hatte, lächelte sich Dorian Gray zu. Der arme Basil! Wie wenig wußte er doch von dem wahren Grund! Und wie seltsam es war, daß er, statt sich gezwungen zu sehen, sein eigenes Geheimnis zu offen-

baren, faſt durch einen Zufall erreicht hatte, dem Freunde das ſeine zu entreißen. Wie viel erklärte ihm doch dieſe merkwürdige Beichte! Des Malers unverſtändliche Eiferſuchtsanfälle, ſeine ungeſtüme Verehrung, ſeine übertriebenen Lobhymnen, ſein manchmal ſo ſonderbares Verſtummen — all das verſtand er jetzt, und er tat ihm leid. In einer Freundſchaft, die ſo von Romantik gefärbt war, glaubte er eine gewiſſe Tragik zu ſehen.

Er ſeufzte und drückte auf die Klingel. Das Porträt mußte um jeden Preis verſteckt werden. Er konnte ſich der Gefahr einer Entdeckung nicht ein zweites Mal ausſetzen. Es war wahnſinnig von ihm geweſen, das Ding überhaupt da zu laſſen, wenn auch nur eine Stunde lang, in einem Zimmer, zu dem jeder ſeiner Freunde Zutritt hatte.

Zehntes Kapitel

Als der Diener eintrat, ſah er ihn forſchend an und fragte ſich, ob der wohl daran gedacht habe, hinter den Schirm zu blicken. Der Mann ſah aber ganz harmlos aus und wartete auf die Befehle. Dorian zündete eine Zigarette an, ging zum Spiegel hinüber und ſah hinein. Er konnte den Widerſchein von Viktors Geſicht genau ſehen. Es war eine bewegungsloſe Maske der Servilität. Von dieſer Seite her war nichts zu fürchten; doch er hielt es für das beſte, auf der Hut zu ſein.

In ſehr langſamen Worten trug er ihm auf, der Haushälterin zu ſagen, daß er ſie ſprechen wolle, und dann zum Rahmenmacher zu gehen, damit er ſofort zwei Gehilfen ſchicke. Es ſchien ihm, daß die Augen des Mannes, als er das Zimmer verließ, die Richtung des Schirmes ſtreiften.

Ein paar Augenblicke später trat Mrs. Leaf in ihrem schwarzseidenen Kleid, altmodische Zwirnhandschuhe auf den runzeligen Händen, in das Bibliothekszimmer. Er verlangte von ihr den Schlüssel zum Schulzimmer.

„Das alte Schulzimmer, Mr. Dorian!" rief sie aus, „das ist ja voll Staub. Es muß erst hergerichtet und in Ordnung gebracht werden, bevor Sie hinein können. Es ist jetzt nicht in einem Zustand, daß Sie es sehen könnten. Wirklich nicht."

„Ich will nicht, daß es hergerichtet wird. Ich will nur den Schlüssel."

„Sie werden sich mit Spinnweben bedecken, wenn Sie hineingehen. Es ist ja nahezu fünf Jahre nicht geöffnet worden, seit der alte Lord gestorben ist."

Er zuckte zusammen bei der Erwähnung seines Großvaters. Er gedachte seiner mit Haß. „Das macht nichts," erwiderte er, „ich will das Zimmer nur sehen, das ist alles. Geben Sie mir den Schlüssel."

„Hier ist also der Schlüssel, gnädiger Herr", sagte die alte Dame, während sie ihren Bund mit zitternden, unsicheren Händen durchmusterte. „Hier ist der Schlüssel, ich werde ihn gleich vom Bund herunter haben. Aber Sie denken doch nicht daran, dort hinaufzuziehen, gnädiger Herr, wo Sie es hier so gemütlich haben?"

„Nein, nein!" rief er ungeduldig. „Ich danke. Das ist alles, was ich brauche."

Sie blieb noch ein paar Augenblicke und klagte geschwätzig über einige Kleinigkeiten der Wirtschaft. Er seufzte und sagte, sie solle alles nach ihrem Ermessen erledigen. Aufgelöst in Lächeln, verließ sie das Zimmer.

Als die Tür zu war, steckte Dorian den Schlüssel in die Tasche und blickte sich im Zimmer um. Sein Auge fiel auf eine große purpurrote Atlasdecke mit schweren Goldstücke-

reien, ein herrliches Stück venezianischer Arbeit vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, das sein Großvater in einem Kloster bei Bologna aufgestöbert hatte. Ja, die paßte gut dazu, das schreckliche Ding zu verhüllen. Sie war vielleicht oft als Bahrtuch für Tote benützt worden. Nun sollte sie etwas verhüllen, das eine eigene Art der Verwesung besaß, ärger als die Verwesung des Todes selbst — etwas, das Schrecken ausbrüten und doch nie sterben würde. Was die Würmer für den Leichnam sind, das würden seine Sünden für das gemalte Antlitz auf der Leinwand sein. Sie zerstörten seine Schönheit und fraßen seine Anmut weg. Sie befleckten und schändeten es. Und doch lebte es weiter. Es blieb immer am Leben.

Er schauderte, und einen Moment lang bedauerte er, daß er Basil nicht den wahren Grund, warum er das Bild verstecken wollte, gesagt hatte. Basil hätte ihm helfen können, Lord Henrys Einfluß zu widerstehen und den noch viel vergiftenderen Kräften, die aus seiner eigenen Natur herauswirkten. Basils Liebe zu ihm — denn es war wirkliche Liebe — schloß nichts ein, was nicht edel und vergeistigt war. Es war nicht jene rein physische Bewunderung, die ein Kind der Sinne ist und stirbt, wenn die Sinne müde werden. Es war Liebe, wie sie Michelangelo gekannt hatte und Montaigne und Winckelmann und Shakespeare selbst. Ja, Basil hätte ihn retten können. Aber jetzt war es zu spät. Die Vergangenheit konnte man immer vernichten. Reue, Verleugnung, Vergessenheit konnten das zuwege bringen. Aber der Zukunft konnte man nicht entrinnen. Er spürte Leidenschaften in sich, die schrecklich ausbrechen, Träume, die ihre sündigen Schatten in Wirklichkeit verwandeln würden.

Er nahm von dem Diwan den großen, purpurfarbenen Überwurf, hob ihn mit der Hand in die Höhe und ging

hinter den Schirm. War jetzt das Gesicht auf der Leinwand häßlicher als vorher? Es schien ihm unverändert; und doch, der Haß, den er dagegen empfand, war noch verstärkt. Das goldene Haar, die blauen Augen, die rosenroten Lippen, das war alles da. Nur der Ausdruck war verwandelt. Der war in seiner Grausamkeit erschreckend. Verglichen mit dem, was er hier an Vorwürfen und Rüge sah, waren die Vorhaltungen, die ihm Basil über Sibyl Vane gemacht hatte, leer gewesen, leer und ohne Bedeutung. Seine eigene Seele sah ihn aus der Leinwand an und rief ihn zu Gericht. Ein schmerzlicher Zug fuhr über sein Gesicht, und er warf den prunkvollen Überwurf über das Bild. Währenddessen klopfte es an der Tür. Er kam hinter dem Schirm hervor, als der Diener eintrat.

„Die Leute sind hier, Monsieur."

Er hatte das Gefühl, daß er den Mann sogleich los werden müsse. Er durfte nicht wissen, wohin man das Bild brachte. Er hatte etwas Hinterlistiges und hatte nachdenkliche, verräterische Augen. Dorian setzte sich an den Schreibtisch, kritzelte ein paar Zeilen an Lord Henry, worin er ihn bat, ihm etwas zum Lesen zu schicken und ihn daran erinnerte, daß sie sich um ein Viertel neun am Abend treffen wollten.

„Warten Sie auf Antwort," sagte er, während er den Brief dem Diener gab, „und führen Sie die Leute hier herein."

Nach zwei bis drei Minuten klopfte es wieder, und Mr. Hubbard, der berühmte Rahmenmacher aus South Audley Street, trat mit einem ziemlich ungeschliffen aussehenden jungen Gehilfen herein. Mr. Hubbard war ein kleiner Mann mit blühendem Gesicht und rotem Bart. Seine Bewunderung für die Kunst hatte beträchtlich gelitten unter der angestammten Vermögenslosigkeit der meisten Künstler, mit denen er zu tun hatte. In der Regel verließ er sein

Geschäft nie. Er wartete, bis die Leute zu ihm kamen. Aber bei Dorian Gray machte er immer eine Ausnahme. Es war etwas an Dorian, das jedermann entzückte. Ihn nur zu sehen, war schon eine Lust.

„Was steht zu Diensten, Mr. Gray?" fragte er und rieb seine fetten, sommersprossigen Hände. „Ich dachte, ich werde mir selbst die Ehre geben, herüberzukommen. Ich habe gerade ein Prachtstück von einem Rahmen bei einer Auktion gefunden. Alt-Florentiner. Kam aus Fonthill, vermute ich. Wunderbar geeignet für ein religiöses Bild, Mr. Gray."

„Es tut mir leid, daß Sie sich selbst herbemüht haben, Mr. Hubbard. Ich werde einmal vorbeikommen und den Rahmen ansehen, obwohl ich mich gerade jetzt nicht sehr für religiöse Kunst interessiere. Für heute möchte ich nur, daß ein Bild auf den Boden des Hauses getragen wird. Es ist ziemlich schwer. Darum habe ich gedacht, daß Sie mir zwei von Ihren Leuten leihen würden."

„Macht keinerlei Umstände, Mr. Gray. Ich bin entzückt über jeden Dienst, den ich Ihnen leisten kann. Wo ist das Kunstwerk?"

„Dies da", antwortete Dorian und schob den Schirm zurück. „Können Sie es hinaufbringen, Decke und Bild zusammen, genau so wie es jetzt ist? Ich möchte nicht, daß es auf dem Weg hinauf beschädigt wird."

„Wir werden's schon schaffen", sagte der heitere Rahmenmacher und begann, unterstützt von seinem Gehilfen, das Bild von den langen Messingketten, an denen es aufgehängt war, loszumachen. „Und jetzt, Mr. Gray, wohin sollen wir es tragen?"

„Ich will Ihnen den Weg zeigen, Mr. Hubbard, wenn Sie so freundlich sein wollen, mir zu folgen. Oder vielleicht gehen Sie besser voraus. Es tut mir leid, aber es ist ganz

oben. Wir wollen über die Haupttreppe gehen, die iſt breiter."

Er hielt ihnen die Tür. Sie gingen in die Halle hinaus und begannen den Aufſtieg. Der erleſene Charakter des Rahmens hatte das Bild ſehr ſchwer gemacht, und hin und wieder legte Dorian mit Hand an, um zu helfen, wogegen dann Mr. Hubbard, der die echte Abneigung jedes wirklichen Handwerkers dagegen hatte, daß ein Gentleman etwas Nützliches tue, lebhaft proteſtierte.

„Ein ziemliches Gewicht", ſtöhnte der kleine Mann, als ſie endlich den letzten Treppenabſatz erreicht hatten, und trocknete ſeine feuchte Stirne.

„Ich bedauere, daß es ſo ſchwer iſt", murmelte Dorian, während er die Tür zu dem Zimmer aufſchloß, das dieſes ſonderbare Geheimnis ſeines Lebens bewahren und ſeine Seele vor den Blicken der Menſchen ſchützen ſollte.

Er hatte die Stube länger als vier Jahre nicht betreten. In Wahrheit nicht, ſeit er ſie zuerſt als Spielzimmer benutzt hatte, als er noch ein Kind war, und dann als Studierzimmer, als er etwas älter war. Es war ein großes ſchönes Zimmer, das der letzte Lord Kelſo eigens erbaut hatte, weil er ſeinen kleinen Enkel, den er wegen ſeiner merkwürdigen Ähnlichkeit mit ſeiner Mutter und auch noch aus anderen Gründen immer gehaßt hatte, weit weg von ſich haben wollte. Der Raum ſchien Dorian kaum verändert. Da war der mächtige italieniſche Caſſone mit den phantaſtiſch bemalten Füllungen und den verblichenen goldenen Niſchen, in denen er ſich als Bub ſo oft verſteckt hatte. Da der Bücherſchrank aus poliertem Holz, noch angefüllt mit den Schulbüchern voll Eſelsohren. An der Wand dahinter hing noch derſelbe abgeſchabte flämiſche Gobelin, auf dem ein verblichener König und eine Königin Schach im Garten ſpielten, während eine Schar von Falkenieren vorbeiritt, die auf ihren Panzer-

handſchuhen Vögel mit der Kappe trugen. Wie gut erinnerte er ſich an alles! Jeder Augenblick ſeiner einſamen Kindheit kam ihm ins Gedächtnis, während er ſich umſah. Er entſann ſich der fleckenloſen Reinheit ſeines Knabenlebens, und es ſchien ihm furchtbar, daß gerade hier das ſchickſalſchwere Bildnis verborgen werden ſollte. Wie wenig hatte er in dieſen längſt verblichenen Tagen an all das gedacht, was noch auf ihn wartete!

Aber kein anderer Raum im Hauſe war ſo ſicher vor neugierigen Augen als dieſer. Er hatte den Schlüſſel, und niemand ſonſt konnte hinein. Hinter der purpurnen Decke konnte nun das gemalte Geſicht auf der Leinwand tieriſch, gedunſen, ſchmutzig werden. Was lag daran? Niemand konnte es ſehen. Er ſelbſt wollte es nicht ſehen. Warum ſollte er die gräßliche Verderbnis ſeiner Seele beobachten? Er behielt ja ſeine Jugend. Das war genug. Und außerdem, konnte nicht ſein Charakter trotz alledem edler werden? Es war gar kein Grund dafür vorhanden, daß die Zukunft ſo ſchwächlich ſein werde. Die Liebe konnte in ſein Leben treten und ihn läutern und ihn von den Sünden bewahren, die ſchon in ſeinem Geiſt und in ſeinem Blut zu gären ſchienen — dieſe ſeltſamen, nicht gemalten Sünden, denen gerade das Geheimnis Kraft und Reiz verlieh. Eines Tages würde vielleicht der grauſame Zug von dem ſcharlachroten, empfindlichen Mund verſchwinden, und dann würde er der Welt Baſil Hallwards Meiſterwerk zeigen können.

Nein; das war unmöglich. Stunde für Stunde, und Woche für Woche alterte das Bild auf der Leinwand. Es mochte der Häßlichkeit der Sünde entfliehen; aber die Häßlichkeit des Alters ſtand ihm bevor. Die Wangen würden hohl und ſchlaff werden. Gelbe Krähenfüße würden ſich um die matten Augen herum ſchleichen und ihnen ein abſtoßendes Ausſehen geben. Das Haar mußte ſeinen Glanz verlieren,

der Mund klaffen oder herabſinken, blöde oder gemein werden, wie eben der Mund alter Leute. Der Hals würde zuſammenſchrumpfen, die Hände würden kalt, von blauen Adern durchzogen werden, der Körper gekrümmt, wie er es bei ſeinem Großvater geſehen hatte, der in der Jugend ſo ſtreng gegen ihn geweſen war. Das Bildnis mußte verborgen werden. Es ging nicht anders.

„Mr. Hubbard, bitte, bringen Sie es herein", ſagte er zaudernd und drehte ſich um. „Es tut mir leid, daß ich Sie ſo lang habe warten laſſen. Ich habe an etwas anderes gedacht."

„Immer angenehm, ſich mal zu verſchnaufen, Mr. Gray", antwortete der Rahmenmacher, der noch immer nach Atem ſchnappte. „Wohin ſollen wir es ſtellen?"

„Wohin Sie wollen. Hier herüber, das genügt ſchon. Ich will es nicht aufgehängt haben. Bitte, lehnen Sie es nur gegen die Wand. Danke!"

„Darf man das Kunſtwerk betrachten?"

Dorian erſchrak. „Es würde Sie nicht intereſſieren, Mr. Hubbard", ſagte er und ſah den Mann feſt an. Er fühlte ſich fähig, auf ihn loszuſtürzen und ihn zu Boden zu werfen, wenn er es wagen ſollte, die pompöſe Decke, die das Geheimnis ſeines Lebens barg, zu lüften. „Ich brauche ſonſt nichts mehr. Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie ſo freundlich waren, zu kommen."

„Kein Anlaß! Kein Anlaß, Mr. Gray! Es iſt mir immer eine Freude, etwas für Sie tun zu dürfen."

Mr. Hubbard ſtapfte hinab, gefolgt von ſeinem Gehilfen, der mit einem Ausdruck ſcheuer Verwunderung in dem rauhen, häßlichen Geſicht nach Dorian zurückblickte. Er hatte nie einen ſo wunderſchönen Menſchen geſehen.

Als das Geräuſch von ihren Tritten verklungen war, ſchloß Dorian die Tür zu und ſteckte den Schlüſſel in die

Taſche. Er fühlte ſich jetzt ſicher. Nie würde jemand das fürchterliche Ding ſehen. Kein Auge als das ſeine würde je ſeine Schande erblicken.

Als er wieder in das Bibliothekszimmer kam, ſah er, daß es gerade fünf Uhr war und daß der Tee ſchon gebracht worden war. Auf einem kleinen Tiſch aus dunklem, wohlriechendem Holz, der reich mit Perlmutter eingelegt war, einem Geſchenk der Frau ſeines Vormundes, Lady Radley, einer hübſchen Frau, die das Krankſein als Beruf erwählt und den vergangenen Winter in Kairo zugebracht hatte, lag ein Brief von Lord Henry und daneben ein Buch, in gelbes Papier gebunden, der Umſchlag leicht abgenutzt und die Ecken abgegriffen. Ein Exemplar der Nachmittagsausgabe der „St. James' Gazette" lag auf dem Teebrett. Offenbar war Viktor zurückgekehrt. Er fragte ſich, ob er die Leute in der Halle getroffen hatte, als ſie das Haus verließen, und aus ihnen herausgebracht hatte, was ſie gemacht hatten. Er würde ſicher das Bild vermiſſen, hatte es ohne Zweifel ſchon vermißt, als er den Tee brachte. Der Schirm war nicht an ſeinen Platz zurückgeſtellt worden, und ein freier Raum an der Wand war ſichtbar. Vielleicht würde er den Menſchen einmal in der Nacht ertappen, wie er nach oben ſchlich und verſuchte, die Tür des Zimmers zu ſprengen. Es war etwas Schreckliches, einen Spion im eigenen Hauſe zu haben. Er hatte von reichen Leuten gehört, die ihr ganzes Leben hindurch von den Erpreſſungen eines Dieners verfolgt wurden, der irgendeinen Brief geleſen, oder ein Geſpräch angehört, oder einen Zettel mit einer Adreſſe gefunden oder unter einem Kiſſen eine welke Blüte, einen Fetzen zerknitterter Spitze entdeckt hatte.

Er ſeufzte auf, goß ſich etwas Tee ein und öffnete Lord Henrys Brief. Es ſtand nur darin, daß er ihm die Abendzeitung ſchicke und ein Buch, das ihn vielleicht intereſſieren

werde, und daß er um ein Viertel neun im Klub zu treffen sei. Er öffnete langsam die Zeitung und sah sie durch. Ein Strich mit Rotstift auf der fünften Seite zog seinen Blick an. Er machte auf die folgende Notiz aufmerksam:

„Leichenschau an einer Schauspielerin. Eine Leichenschau ist heute morgen von Mr. Danby, dem Bezirks-Leichenbeschauer in der Bell Tavern, Hoxton Road, abgehalten worden über den Leichnam von Sibyl Vane, einer jungen Schauspielerin, die zuletzt am Royal Theatre, Holborn, engagiert war. Es wurde auf Tod durch einen Unglücksfall erkannt. Reges Mitgefühl erweckte die Mutter der Abgeschiedenen, die während ihrer Aussage sowie der von Doktor Birrel, der die Sektion der Leiche vorgenommen hatte, tief ergriffen war."

Er runzelte die Stirn, zerriß das Blatt, lief im Zimmer auf und ab und warf die Stücke weg. Wie häßlich das alles war! Und was für eine schreckliche Wirklichkeit die Häßlichkeit den Dingen gab! Er ärgerte sich ein wenig, daß ihm Lord Henry den Bericht geschickt hatte, und sicher war es albern von ihm, die Notiz mit rotem Stift anzustreichen. Viktor konnte sie gelesen haben. Der Mann verstand mehr als genug Englisch dazu.

Vielleicht hatte er sie schon gelesen und hatte Verdacht geschöpft. Und doch, was lag daran? Was hatte Dorian Gray mit Sibyl Vanes Tod zu tun? Es war kein Grund zur Furcht. Dorian Gray hatte sie nicht umgebracht.

Sein Auge fiel auf das gelbe Buch, das ihm Lord Henry geschickt hatte. Er war begierig, was es sein mochte. Er trat an das kleine perlfarbene, achteckige Lesepult heran, das ihm immer wie das Werk seltsamer ägyptischer Bienen, die in Silber arbeiteten, erschienen war, nahm den Band in die Hand, warf sich in einen Sessel und begann zu blättern. Nach einigen Augenblicken wurde er durch die Lektüre ge-

feſſelt. Es war das merkwürdigſte Buch, das er je geleſen hatte. Es ſchien ihm, als zögen in erleſenem Koſtüm zum zarten Klange der Flöten die Sünden der Welt pantomimiſch an ihm vorbei. Dinge, die er unbeſtimmt geträumt hatte, wurden plötzlich zur Wirklichkeit. Dinge, von denen er nie geträumt hatte, wurden ihm mählich enthüllt.

Es war ein Roman ohne Handlung. Nur eine einzige Figur. Eigentlich eine pſychologiſche Studie über einen jungen Pariſer, der ſein Leben damit verbrachte, im neunzehnten Jahrhundert alle Leidenſchaften und Wandlungen der Lebensgefühle in Wirklichkeit umzuſetzen, die jedem Jahrhundert, dem eigenen ausgenommen, angehört hatten, und ſo in ſeiner eigenen Perſon die verſchiedenartigen Schickſale, die die Weltſeele durchgemacht hatte, zu vereinigen. Wegen ihrer Künſtlichkeit hatte er jene Entſagungen geliebt, die die Menſchen in ihrer Torheit Tugend genannt haben, ebenſo wie jene Empörungen der Natur, die weiſe Leute noch jetzt Sünde nennen. Es war in jenem ſonderbaren, reich geſchmückten Stil geſchrieben, den die Arbeiten einiger der feinſten Künſtler der franzöſiſchen Symboliſtenſchule haben: lebendig und dunkel zugleich, voll von Argotausdrücken und altertümlichen Wendungen, von techniſchen Ausdrücken und ſorgſam gefeilten Umſchreibungen. Es waren darin Vergleiche, ſo ſonderbar wie Orchideen und auch ſo fein in den Farbentönen. Das Leben der Sinne war in den Ausdrücken der myſtiſchen Philoſophie beſchrieben. Man wußte manchmal kaum, ob man von den geiſtigen Ekſtaſen eines mittelalterlichen Heiligen las oder die krankhafte Beichte eines modernen Sünders entgegennahm. Es war ein Buch voll Gift. Ein ſchwerer Weihrauchduft ſchien über den Seiten zu ſchweben und ſein Gehirn zu verwirren. Schon der Tonfall der Sätze, die feine Monotonie ihrer Muſik mit ihrer Fülle von komplizierten Wiederholungen und Be-

wegungen, die in der raffiniertesten Weise immer wiederkamen, erzeugten im Geist des Jünglings, als er von Kapitel zu Kapitel weiterlas, eine Art Träumerei, eine förmliche Krankheit des Träumens, die ihn den sinkenden Tag und die hereinschleichenden Schatten nicht merken ließ.

Der Himmel, an dem keine Wolke stand und durch den ein einziger, einsamer Stern hindurchdrang, schien in kupfergrünem Ton durch die Fenster herein. Er las bei diesem matten Licht, bis er nichts mehr sehen konnte. Dann, nachdem sein Diener ihn mehrere Male an die späte Stunde erinnert hatte, stand er auf, ging ins Nebenzimmer, legte das Buch auf den kleinen Florentiner Tisch, der immer neben seinem Bett stand, und begann sich zum Diner anzukleiden.

Es war fast neun Uhr, als er in den Klub kam, wo Lord Henry allein und sehr gelangweilt aussehend dasaß.

„Es tut mir leid, Henry," rief er aus, „aber es ist nur Ihre Schuld. Das Buch, das Sie mir geschickt haben, hat mich so gefesselt, daß ich gar nicht gemerkt habe, wie die Zeit verstrich."

„Ja, ich dachte mir, daß es Ihnen gefallen würde", antwortete der Freund, sich vom Stuhle erhebend.

„Ich habe nicht gesagt, daß es mir gefällt, Henry. Ich habe gesagt, es fesselt mich. Das ist ein großer Unterschied."

„Ah, haben Sie das herausgefunden?" murmelte Lord Henry. Dann gingen sie in den Speisesaal.

Elftes Kapitel

Jahrelang konnte sich Dorian Gray von dem Einfluß dieses Buches nicht befreien. Oder vielleicht wäre es richtiger, zu sagen: er war gar nicht bestrebt, sich davon zu befreien.

Er ließ aus Paris nicht weniger als neun Luxusausgaben der ersten Auflage kommen, ließ sie in verschiedenen Farben einbinden, so daß sie zu den wechselnden Launen und veränderlichen Einfällen einer Natur paßten, über die er zuweilen die Herrschaft ganz verloren zu haben schien. Der Held, dieser wunderbare junge Pariser, bei dem das romantische und das wissenschaftliche Element auf eine so merkwürdige Weise vermischt waren, wurde für ihn eine Art vorausgeschauter Idealgestalt seiner selbst. In der Tat schien ihm das ganze Buch die Geschichte seines Lebens zu enthalten, aufgeschrieben, bevor er selbst es noch gelebt hatte.

In einer Beziehung aber war er glücklicher als der phantastische Held des Romans. Er erlebte nie — hatte in der Tat auch keinen Grund dazu — jene etwas groteske Angst vor Spiegeln, polierten Metallflächen und unbewegtem Wasser, die den jungen Pariser so früh in seinem Leben überkam und durch den jähen Verfall einer Schönheit verursacht war, die allem Anschein nach vorher ganz außerordentlich gewesen war. Mit einer fast grausamen Lust — und vielleicht liegt in jeder Lust, sowie sicher in jedem Genuß Grausamkeit — las er den zweiten Teil des Buches, der jenen wirklich tragischen, wenn auch etwas übertriebenen Bericht von dem Leid und der Verzweiflung eines Menschen enthielt, der das selbst verloren hatte, was er an anderen und an der ganzen Welt am höchsten schätzte.

Denn die wunderbare Schönheit, die Basil Hallward und auch manchen anderen so bezaubert hatte, schien ihn nie zu verlassen. Selbst diejenigen, die die häßlichsten Dinge über ihn hörten — und von Zeit zu Zeit schlichen sonderbare Gerüchte über seine Lebensweise durch London und wurden das Gespräch der Klubs —, konnten nichts, was ihm zur Schande gereichte, glauben, wenn sie ihn sahen. Er

ſah immer aus wie einer, der ſich von der Berührung der Welt unbefleckt erhalten hatte. Männer, die unanſtändig redeten, wurden ſtill, wenn Dorian Gray ins Zimmer trat. In der Reinheit ſeines Antlitzes lag etwas, das ſie zurechtwies. Seine bloße Gegenwart ſchien in ihnen die Erinnerung an die Unſchuld, die ſie in den Staub gezogen hatten, zu erwecken. Sie ſtaunten darüber, daß ein ſo reizender und anmutiger Menſch wie er, der Befleckung durch eine Zeit, die zugleich ſchmutzig und ſinnlich war, hatte entgehen können.

Oft, wenn er von einer der geheimnisvollen und ausgedehnten Abweſenheiten zurückkehrte, die ſo merkwürdige Vermutungen unter ſeinen Freunden oder jenen, die ſich dafür hielten, erregten, ſchlich er hinauf in den verſchloſſenen Raum, öffnete die Tür mit dem Schlüſſel, der ihn nun nie mehr verließ, und ſtand mit einem Spiegel vor dem Bildnis, das Baſil Hallward von ihm gemalt hatte, und ſah bald auf das böſe alternde Antlitz auf der Leinwand, bald auf das ſchöne, junge Geſicht, das ihn aus der glatten Spiegelfläche anlächelte. Gerade dieſer grelle Kontraſt erhöhte ſeinen Genuß. Er verliebte ſich mehr und mehr in ſeine eigene Schönheit und intereſſierte ſich mehr und mehr für die Verderbnis ſeiner eigenen Seele. Er beobachtete mit peinlicher Sorgfalt und manchmal mit einem ungeheuerlichen, ſchrecklichen Luſtgefühl die häßlichen Linien, die die runzlige Stirn durchfurchten oder ſich um den ſtark ſinnlichen Mund herumkrümmten. Und manchmal fragte er ſich, was wohl ſchrecklicher ſei, die Zeichen der Sünde oder die Zeichen des Alters? Oder er legte ſeine weißen Hände neben die rohen, gedunſenen Hände auf dem Bilde und lächelte. Er höhnte den verunſtalteten Leib und die welken Glieder.

Dann gab es Augenblicke in der Nacht, wenn er ſchlaflos in ſeinem zart durchdufteten Zimmer lag oder auch in dem

schäbigen Zimmer der kleinen berüchtigten Kneipe nahe am Hafen, in der er unter einem angenommenen Namen und verkleidet zu verkehren pflegte, und an das Elend dachte, das er über seine Seele gebracht hatte, mit einem Mitgefühl, das um so beklemmender sein mußte, als es ganz selbstsüchtig war. Aber Augenblicke wie diese waren selten. Jene Lebensgier, die Lord Henry zuerst in ihm erweckt hatte, als sie im Garten ihres Freundes zusammensaßen, schien mit der Befriedigung immer mehr zu wachsen. Je mehr er wußte, desto mehr wollte er wissen. Er hatte Anfälle eines tollen Lebenshungers, der immer rasender wurde, je mehr er ihn nährte.

Und doch war er nicht leichtsinnig, wenigstens nicht in seinen Beziehungen zur Gesellschaft. Ein- oder zweimal in jedem Monat während des Winters und an jedem Mittwoch während der Saison öffnete er sein schönes Haus für die Welt, und die berühmtesten Musiker waren da, um seine Gäste mit den Wundern ihrer Kunst zu erfreuen. Seine kleinen Diners, bei deren Vorbereitung Lord Henry immer half, waren ebensosehr wegen der sorgsamen Auswahl und Sitzordnung der Eingeladenen wie wegen des erlesenen Geschmackes berühmt, der sich in der Tafeldekoration mit ihren subtilen, symphonischen Anordnungen exotischer Pflanzen, gestickter Tücher und alter Gold- und Silbergeräte ausdrückte. In der Tat gab es eine große Zahl, besonders von jungen Leuten, die in Dorian Gray die vollkommene Verkörperung eines Typus sahen oder sehen glaubten, von dem sie oft in Eton oder Oxford geträumt hatten, eines Typus, der etwas von der wirklichen Bildung des Gelehrten mit der Anmut, Vornehmheit und den vollkommenen Manieren eines Weltmannes verband. Für sie erschien er als einer aus jener Menschengruppe, von denen Dante sagt, sie suchten sich durch die Anbetung der Schönheit zu vervollkommnen.

So wie Gautier, war er einer, für den „die sichtbare Welt existierte".

Und gewiß war das Leben für ihn die erste, die größte Kunst, und alle übrigen Künste schienen nur die Vorschulen dazu. Natürlich hatte auch die Mode, durch die das in Wahrheit Phantastische einen Augenblick Allgemeingut wird, und das Dandytum, das auf seine Art ein Versuch ist, der Schönheit ein völlig modernes Gepräge zu geben, Reiz für ihn. Seine Art, sich zu kleiden, und die besonderen Stile, die er von Zeit zu Zeit annahm, hatten einen ausgesprochenen Einfluß auf die jungen Elegants der Bälle in Mayfair und an den Fenstern der Pall-Mall-Klubs, die ihn in allem, was er tat, imitierten und seine anmutigen Geckereien, so wenig er sie selbst auch ernst nahm, nachzuahmen versuchten.

Während er aber nur zu bereit war, die Stellung, die ihm unmittelbar nach seiner Volljährigkeit geboten wurde, anzunehmen, und in der Tat einen besonderen Genuß in dem Gedanken fand, für das London seiner Zeit das zu werden, was für das Rom des Kaisers Nero der Verfasser des Satyrikon gewesen war, wünschte er doch im Innersten seines Herzens mehr zu sein als ein Arbiter elegantiarum, den man über das Tragen eines Schmuckstückes, über das Binden einer Krawatte oder die Haltung des Stockes befragte. Er suchte eine neue Lebensanschauung auszuarbeiten, die ihre innerlich begründete Philosophie und ihre geordneten Prinzipien haben und in der Vergeistigung der Sinne die höchste Vervollkommnung erreichen sollte.

Die Verehrung der Sinne ist oft und mit viel Berechtigung geschmäht worden, da die Menschen ein natürliches, instinktives Angstgefühl vor Leidenschaften und Empfindungen haben, die stärker scheinen als sie selbst und die sie mit weniger hoch organisierten Lebensformen zu teilen sich

bewußt sind. Und doch schien es Dorian Gray, als ob die wahre Natur der Sinne noch nie verstanden worden sei und daß sie nur deshalb wild und tierisch geblieben seien, weil die Welt immer daran gedacht hätte, sie durch Aushungerung zu bändigen, oder durch Schmerzen zu töten, statt bestrebt zu sein, sie zu den Elementen einer neuen vergeistigten Welt zu machen, der ein edler Schönheitstrieb ihr Gepräge geben sollte. Wenn er auf den Gang der Menschen durch die Weltgeschichte zurückblickte, verfolgte ihn ein Gefühl des unersetzlichen Verlustes. Soviel war aufgegeben worden und im ganzen so nutzlos! Es hatte wahnsinnige, eigenwillige Entsagungen gegeben, ungeheuerliche Formen der Selbstquälerei und der Selbstverleugnung, deren Ursprung die Furcht und deren Ergebnis Erniedrigungen von unsäglich schrecklicherer Art waren, als jene nur eingebildeten Erniedrigungen, vor denen sich die Menschen in ihrer Unwissenheit flüchten wollten, da doch die Natur in ihrer wunderbaren Ironie den Eremiten hinausjagt, daß er mit den wilden Tieren der Wüste speise, und dem Einsiedler die Tiere des Feldes zu Gefährten gibt.

Ja, es mußte, wie Lord Henry es prophezeit hatte, ein neuer Hedonismus kommen, um das Leben neu zu erschaffen und es von jenem strengen, häßlichen Puritanertum zu erretten, das in unseren Tagen eine sonderbare Auferstehung feiert. Gewiß sollte auch er dem Geiste dienen; aber niemals sollte er eine Theorie oder ein System annehmen, das das Opfer irgendeines leidenschaftlichen Erlebnisses forderte. Das wahre Ziel dieses Hedonismus sollte die Erfahrung selbst sein und nicht die Früchte der Erfahrungen, mochten sie nun süß oder bitter sein. Von dem Aszetentum, das die Sinne tötet, oder von der gemeinen Ausschweifung, die sie abstumpft, sollte dies neue Leben nichts wissen. Aber es sollte die Menschen lehren, sich für

die großen Momente des Lebens ſammeln, da das Leben ſelbſt doch nur ein Moment iſt.

Nur wenige unter uns gibt es, die nicht manchmal, bevor es dämmert, aufgewacht ſind, entweder nach einer jener traumloſen Nächte, die uns faſt in den Tod verliebt machen, oder nach einer jener Nächte voll Schrecken und mißgeſtalteter Luſt, wo durch die Kammern des Gehirns Phantome flattern, die ſchrecklicher ſind als die Wirklichkeit ſelbſt und die das lebendige Leben erfüllt, das in allem Grotesken lauert und das der gotiſchen Kunſt ihre ewige Kraft gibt; denn dieſe Kunſt, ſo möchte man glauben, iſt beſonders die Kunſt derer, deren Geiſt durch krankhafte Träume verwirrt worden iſt. Allmählich ſchleichen bleiche Finger durch die Vorhänge, und ſie ſcheinen zu erzittern. In ſchwarzen, phantaſtiſchen Formen kriechen düſtere Schatten in die Winkel des Zimmers und kauern dort. Draußen regen ſich die Vögel in den Zweigen, oder man hört den Schritt der Menſchen, die an die Arbeit gehen, oder das Seufzen und Stöhnen des Windes, der von den Bergen kommt und um das ſtille Haus fährt, als fürchte er, die Schläfer zu wecken und müſſe doch den Schlaf aus ſeiner purpurnen Höhle hervorrufen. Schleier nach Schleier aus feiner, dunkler Gaze hebt ſich, und allmählich erhalten die Dinge ihre Formen und Farben zurück, und wir ſehen mit an, wie die Dämmerung der Welt ihre alte Geſtalt zurückgibt. Die bleichen Spiegel bekommen die Kraft zurück, das Leben widerzuſtrahlen. Die flammenloſen Kerzen ſtehen, wo wir ſie gelaſſen haben, und neben ihnen liegt das halbaufgeſchlagene Buch, das wir ſtudiert, oder die auf Draht geheftete Blume, die wir auf dem Ball getragen, oder der Brief, den zu leſen wir uns gefürchtet oder den wir zu oft geleſen haben. Nichts ſcheint geändert. Aus den unwirklichen Schatten der Nacht tritt das wirkliche Leben, das wir kannten, wieder hervor. Wir

müſſen es aufnehmen, wo wir es abgebrochen haben, und uns beſchleicht das fürchterliche Gefühl der Notwendigkeit, unſere Energien weiter zu verbrauchen in derſelben ermüdenden Reihe ſtereotyper Gewohnheiten, oder vielleicht eine wilde Sehnſucht, daß ſich unſere Augen eines Morgens auf eine Welt öffnen möchten, die im Dunkel zu unſerer Luſt neu erſchaffen worden wäre, eine Welt, in der die Dinge friſche Formen und Farben hätten, verändert ſeien oder andere Geheimniſſe bärgen, eine Welt, in der die Vergangenheit nur einen geringen oder gar keinen Platz hätte oder doch wenigſtens in keiner bewußten Form von Verpflichtung oder Reue weiterlebte, da doch ſelbſt die Erinnerung an die Freude ihre Bitterkeit hat und das Gedächtnis des Genuſſes ſeinen Schmerz.

Die Schaffung ſolcher Welten ſchien Dorian Gray die wahre Aufgabe des Lebens oder wenigſtens eine ſeiner wahren Aufgaben; und auf ſeiner Suche nach Empfindungen, die zugleich neu und genußreich wären und jenes Element der Seltſamkeit enthielten, das für die Romantik ſo weſentlich iſt, nahm er oft gewiſſe Arten zu denken an, die, wie er ſelbſt wußte, ſeinem Weſen fremd waren, gab ſich ihren feinen Einflüſſen hin und verließ ſie dann, wenn er ihre Farbe aufgeſogen und ſeine intellektuelle Neugierde befriedigt hatte, mit jener ſonderbaren Gleichgültigkeit, die nicht unvereinbar iſt mit einem wirklich glühenden Temperament, die vielmehr nach der Meinung gewiſſer moderner Pſychologen oft eine Bedingung dafür iſt.

Einmal ging ein Gerücht, er wolle den römiſch-katholiſchen Glauben annehmen; und gewiß beſaß das katholiſche Ritual immer eine große Anziehungskraft für ihn. Das tägliche Meßopfer, das in Wirklichkeit viel gewaltiger wirkt als alle Opfer der Alten Welt, regte ihn ebenſoſehr durch ſeine hochmütige Verachtung der Sinnfälligkeit auf, wie

durch die primitive Einfachheit seiner Elemente und das ewige Pathos der menschlichen Tragödie, die es zu symbolisieren suchte. Er liebte es, auf dem kalten Marmorboden niederzuknien und den Priester zu beobachten, wie er in seiner steifen, blumengestickten Stola langsam mit weißen Händen den Vorhang vom Tabernakel wegzog, oder die laternenförmige, edelsteingeschmückte Monstranz in die Höhe hob, die jene bleiche Hostie enthielt, von der man zuzeiten wirklich beinahe denken möchte, es sei der Panis coelestis, das Brot der Engel, oder wie er in den Gewändern der Christuspassion die Hostie in den Kelch tauchte und um seiner Sünden willen sich die Brust schlug. Die rauchenden Weihrauchfässer, die die ernsten Knaben in ihren Spitzen- und Scharlachmänteln gleich großen vergoldeten Blumen in der Luft schwangen, übten einen tiefen Reiz auf ihn. Wenn er die Kirche verließ, pflegte er staunend die dunkeln Beichtstühle anzublicken, und dann sehnte er sich, im düstern Schatten eines solchen zu sitzen und den Männern und Frauen zu lauschen, wie sie durch das abgegriffene Gitter die wahre Geschichte ihres Lebens flüsterten.

Aber er beging nie den Irrtum, seine geistige Entwicklung durch irgendeine förmliche Annahme eines Glaubens oder Systems zu hemmen oder irrtümlich für ein Haus, in dem man leben konnte, einen Gasthof zu halten, der nur zum kurzen Aufenthalt einer Nacht taugt, oder sogar nur einiger Stunden einer Nacht, in der keine Sterne leuchten und der Mond verborgen ist. Die Mystik mit ihrer wunderbaren Kraft, gewöhnliche Dinge uns seltsam erscheinen zu lassen, und jenes innerliche Widerstreben, gegen alle äußere Gesetzmäßigkeit, das sie immer zu begleiten scheint, reizte ihn einen Sommer lang. Und dann neigte er sich den materialistischen Lehrern der deutschen Darwinistischen Bewegung zu und fand einen besonderen Genuß darin, die Gedanken

und Leidenschaften der Männer auf eine perlgroße Zelle im Gehirn zurückzuleiten, oder auf einen weißen Nerv im Körper, hatte seine Freude an der Vorstellung der absoluten Abhängigkeit des Geistes von gewissen physischen Bedingungen, mochten sie krankhaft oder gesund, normal oder voller Gebrechen sein. Aber wie es schon früher von ihm hieß, keine Lebenstheorie war von irgendeiner Bedeutung für ihn, verglichen mit dem Leben selbst. Er fühlte innerlich, in welche Sackgasse alle verstandesmäßige Spekulation führt, wenn sie von Handlung und Experiment geschieden ist. Er wußte, daß die Sinne nicht weniger als die Seele ihre geistigen Geheimnisse zu offenbaren haben.

Und so erforschte er einmal das Wesen der wohlriechenden Düfte und die Geheimnisse ihrer Bereitung, destillierte schwer duftende Öle und verbrannte wohlriechendes Gummi aus dem Osten. Er erkannte, daß es keine Stimmung des Geistes gab, die nicht ihr Seitenstück im sinnlichen Leben fand, und wollte die wirkliche Beziehung zwischen beiden entdecken, denn er wollte wissen, weshalb der Weihrauch den Menschen mystisch stimme, Ambra die Leidenschaften aufrühre, der Veilchenduft die Erinnerung an tote Liebe erwecke, der Moschus das Gehirn verwirre, der Tschampak die Phantasie beflecke. Oft versuchte er, eine genaue Psychologie der Düfte auszuarbeiten und die bestimmten Einwirkungen süßschmeckender Wurzeln, duftender, vollsamiger Blüten, aromatischen Balsams, dunkler, wohlriechender Hölzer zu untersuchen: des Baldrians, der Übelkeit erregt, der Hovenie, die wahnsinnig macht, und der Aloe, die imstande sein soll, die Schwermut der Seele zu vertreiben.

Zu einer anderen Zeit gab er sich ganz der Musik hin und gab in einem langen, verdunkelten Saal, dessen Wände aus olivengrünem Lack und dessen Decke rot und golden gemustert war, Konzerte, bei denen tolle Zigeunerinnen

kleinen Zithern wilde Musik entlockten oder ernste Männer aus Tunis in gelben Tüchern die gespannten Saiten ungeheurer Lauten zupften, während grinsende Neger eintönig auf kupferne Trommeln schlugen und schlanke, turbanbedeckte Indier auf scharlachroten Matten hockten, auf langen Schilf- oder Messingpfeifen bliesen und große Brillenschlangen oder schreckliche Hornvipern beschworen oder zu beschwören schienen. Zuweilen erregten ihn der grelle Rhythmus und die schrillen Mißtöne barbarischer Musik, wenn Schuberts Anmut oder Chopins süßes Schmachten oder selbst die mächtigen Harmonien Beethovens an seinem Ohr vorbeiklangen. Aus allen Teilen der Welt sammelte er die merkwürdigsten Instrumente, die sich finden ließen, in den Gräbern toter Geschlechter oder unter den wenigen wilden Stämmen, die noch die Berührung mit der westlichen Kultur überlebt haben, und er liebte es, sie zu betasten und zu versuchen. Er besaß jenes mysteriöse Jurupari der Rio-Negro-Indianer, das die Frauen nicht anblicken dürfen und selbst junge Männer erst dann, wenn sie vorher gefastet und sich gegeißelt haben, die irdenen Klappern der Peruaner, die den schrillen Ton des Vogelschreis haben, und Flöten aus Menschenknochen, wie sie Alphonso de Ovalle in Chile hörte, und die klingenden grünen Jaspissteine, die bei Cuzco gefunden werden und einen Ton von sonderbarer Süße hervorbringen. Er besaß bemalte Kürbisse, in denen Kiesel waren, die, wenn man sie schüttelte, klapperten; die lange Zinke der Mexikaner, in die der Spieler nicht hineinbläst, sondern durch die er die Luft einatmet; die rauhe „Ture" der Amazonenstämme, die die Wachen ertönen lassen, die den ganzen Tag auf hohen Bäumen sitzen, und die, wie man sagt, auf eine Entfernung von drei Meilen gehört werden kann; die „Teponaztli", die zwei zitternde Zungen aus Holz hat, und auf die man mit Stöcken schlägt, die mit

Kautschuk eingeschmiert werden, das aus dem milchigen Saft von Pflanzen gewonnen wird; die Votivglocken der Azteken, die in Büscheln, wie Trauben hängen, und eine große zylinderförmige Trommel, bespannt mit der Haut von großen Schlangen gleich der, die Bernal Diaz sah, als er mit Cortez in den mexikanischen Tempel eintrat, und von deren wehklagendem Tone er uns eine so lebendige Beschreibung hinterlassen hat. Die phantastische Art dieser Instrumente wirkte berückend auf ihn, und er empfand einen sonderbaren Genuß bei dem Gedanken, daß die Kunst ebenso wie die Natur ihre Ungeheuer hat, Dinge von bestialischer Gestalt und mit gräßlichen Stimmen. Nach einiger Zeit wurde er allerdings ihrer wieder müde und saß dann wieder in seiner Loge in der Oper, entweder allein oder mit Lord Henry, hörte mit hinreißendem Genuß den Tannhäuser und erkannte in dem Vorspiel zu diesem großen Kunstwerk eine Verkörperung der Tragödie seiner Seele.

Ein anderes Mal warf er sich auf das Studium der Edelsteine und erschien bei einem Maskenfest als Anne de Joyeuse, Admiral von Frankreich, in einem Kleide, das mit fünfhundertsechzig Perlen bedeckt war. Diese Neigung nahm ihn jahrelang gefangen; ja vielleicht kann man sagen, daß sie ihn nie verlassen hat. Er verbrachte oft einen langen Tag damit, die verschiedenen Steine, die er gesammelt hatte, aus ihren Schachteln zu nehmen und wieder zu ordnen. Da war der olivengrüne Chrysoberyll, der im Lampenlicht rot wird, der Cymophan mit seinen drahtgleichen Silberlinien, der pistazienfarbene Peridot, rosenrote und weingelbe Topase, scharlachfarbene Karfunkelsteine mit zitternden, viermal geänderten Sternen, flammenrote Kaneelsteine, orangene und violette Spinelle und Amethyste mit ihren wechselnden Schichten von Rubin und Saphir. Er liebte das rote

Gold des Sonnensteins, die perlfarbene Weise des Mondsteins und den gebrochenen Regenbogen des milchigen Opals. Er verschaffte sich aus Amsterdam drei Smaragde von außerordentlicher Größe und wunderbarem Reichtum der Farbe und besaß einen Türkis de la vieille roche, um den ihn alle Kenner beneideten.

Er entdeckte auch wunderbare Geschichten, die sich an Edelsteine knüpften. In Alphonsos „Clericalis disciplina" war eine Schlange erwähnt, die Augen aus wirklichen Hyazinthsteinen hatte, und in der romantischen Geschichte Alexanders hieß es von dem Eroberer Emathias, er habe im Tale des Jordan Schlangen mit Ringen aus wirklichen Smaragden, die ihnen auf dem Rücken wuchsen, gefunden. Im Gehirn des Drachen war nach der Mitteilung des Philostratus ein Edelstein, und dadurch, daß man ihm goldene Lettern und ein scharlachrotes Gewand zeigte, konnte das Ungeheuer in einen magischen Schlaf versetzt und getötet werden. Nach der Meinung des großen Alchimisten Pierre de Boniface macht der Diamant den Menschen unsichtbar und der indische Achat ihn beredt. Der Karneol beschwichtigt den Zorn, der Hyazinth schläfert ein, und der Amethyst scheucht den Weindunst weg. Der Granat vertreibt die Dämonen, und der Hydrophit nimmt dem Monde seine Farbe. Der Selenit nimmt mit dem Monde zu und ab, und der Melokeus, der die Diebe entdeckt, läuft nur an, wenn ihn das Blut junger Ziegen berührt. Leonardus Camillus hat einen weißen Stein gesehen, den man aus dem Gehirn einer eben getöteten Kröte genommen hatte, und der ein sicheres Gegengift war. Der Bezoar, den man im Herzen des arabischen Hirsches findet, ist ein Zauber, der von der Pest heilen kann. In den Nestern arabischer Vögel kommt der Aspilat vor, der nach der Angabe des Demokrit seinen Träger vor jeder Feuersgefahr bewahrt.

Der König von Ceilan ritt bei seiner Krönungsfeier mit einem roten Rubin in der Hand durch seine Stadt. Die Tore zum Palaste Johannes des Priesters waren „gefertigt aus Karneol, in den das Horn der Hornviper graviert war, was die Wirkung hatte, daß kein Mensch Gift hineinbringen konnte". Über dem Giebel waren zwei „goldene Äpfel, die zwei Karfunkelsteine enthielten", so daß das Gold am Tage glänzen konnte und die Karfunkelsteine in der Nacht. In Lodges seltsamem Roman „Eine amerikanische Perle" heißt es, in dem Schlafzimmer der Königin konnte man gewahren „alle keuschen Frauen der Welt, getrieben in Silber, wie sie in schöne Spiegel aus Chrysolith, Karfunkelsteinen, Saphiren und grünen Smaragden blicken". Marco Polo hatte gesehen, wie die Einwohner von Zipangu den Toten rosenfarbene Perlen in den Mund stecken. Ein Seeungeheuer hatte sich in die Perle verliebt, die ein Taucher dem König Perozes brachte, hatte den Dieb getötet und sieben Monate über den Verlust des Edelsteins getrauert. Als die Hunnen den König in eine Grube lockten, warf er den Stein hinweg — so erzählt Prokopius die Geschichte —, und er wurde nie wieder gefunden, obwohl der Kaiser Anastasius fünf Zentner Goldstücke dafür bot. Der König von Malabar hatte einmal einem Venezianer einen Rosenkranz aus dreihundertvier Perlen gezeigt, eine Perle für jeden Götzen, den er verehrte.

Als der Herzog von Valentinois, der Sohn Alexanders VI., Ludwig XII. von Frankreich besuchte, war nach der Angabe des Brantôme sein Pferd mit goldenen Blättern bedeckt, und sein Barett trug doppelte Reihen von Rubinen, die ein mächtiges Licht ausstrahlten. Karl von England ritt in Steigbügeln, die mit vierhunderteinundzwanzig Diamanten besetzt waren. Richard II. hatte einen Rock, der mit Balasrubinen besetzt war, und den man auf dreißigtausend Mark

ſchätzte. Hall beſchreibt Heinrich VIII. auf ſeinem Wege zur Krönung nach dem Tower: er trug „eine Jacke aus erhabenem Gold, die Bruſt beſtickt mit Diamanten und anderen Edelſteinen, und um den Hals ein mächtiges Gehänge aus ſchweren Rubinen“. Die Favoriten Jakobs I. trugen Ohrringe aus Smaragden, die in Goldfiligran gefaßt waren. Eduard II. gab dem Piers Gaveſton eine Rüſtung aus rotem Golde, mit Hyazinthſteinen beſetzt, eine Halsberge aus goldenen Roſen, in die Türkiſe gefaßt waren, und eine mit Perlen überſäte Sturmhaube. Heinrich II. trug mit Edelſteinen beſetzte Handſchuhe, die bis zum Ellbogen reichten, und hatte einen Falkenierhandſchuh, den zwölf Rubinen und zweiundfünfzig große Perlen zierten. Der Herzogshut Karls des Kühnen, des letzten Burgunderherzogs ſeines Geſchlechts, war mit birnenförmigen Perlen behangen und mit Saphiren überſtreut.

Wie erleſen war einſt das Leben geweſen! Wie prächtig in ſeinem Pomp und Schmuck! Auch nur von dem Reichtum toter Zeiten zu leſen war ſchon wunderbar.

Dann wieder wandte er ſeine Aufmerkſamkeit den Stickereien zu und den Gobelins, die in den froſtigen Räumen der nördlichen Völker Europas die Stelle der Fresken vertraten. Als er ſich in dieſes Thema verſenkte, — und er beſaß immer eine außerordentliche Fähigkeit, ſich für den Augenblick von jeder Tätigkeit, die er ausübte, ganz einnehmen zu laſſen — wurde er faſt traurig, bei dem Gedanken an die Verderbnis, die die Zeit ſchönen und wunderbaren Dingen bereitete. Er wenigſtens war dem entronnen. Sommer folgte auf Sommer, die gelben Narziſſen hatten geblüht und waren viele Male verwelkt, ſchreckliche Nächte wiederholten die Geſchichte ihrer Schande. Er aber war unverändert. Kein Winter zerſtörte ſein Antlitz oder befleckte ſeinen blütengleichen Reiz. Wie anders war das mit

materiellen Dingen! Wohin waren sie gekommen? Wo war das große krokusfarbene Gewand, auf dem die Götter die Giganten bekämpft hatten, das von braunen Mädchen der Athene zur Freude gestickt worden war? Wo das große Zeltdach, das Nero über das Kolosseum in Rom hatte breiten lassen, dieses titanische Purpursegel, auf dem der Sternenhimmel dargestellt war und Apollo, wie er einen Wagen führt, den weiße Hengste mit goldenen Zügeln leiten? Er sehnte sich, die merkwürdigen Tischdecken zu sehen, die für den Sonnenpriester gefertigt und auf denen alle Leckerbissen und Speisen ausgebreitet waren, die man für ein Festmahl nur wünschen kann; das Bahrtuch des Königs Hilperich mit seinen dreihundert goldenen Bienen; die phantastischen Kleider, die die Entrüstung des Bischofs von Pontus erregten und auf denen „Löwen, Panther, Bären, Hunde, Wälder, Felsen, Jäger — kurz alles, was ein Maler von der Natur abmalen kann", dargestellt war; und den Rock, den Karl von Orleans einmal getragen hatte, auf dessen Ärmel die Verse eines Gedichtes gestickt waren, das begann: „Madame, je suis tout joyeux", während die Noten hierzu mit goldenen Fäden eingestickt waren und jeder Notenkopf — man machte sie damals noch viereckig — aus vier Perlen gebildet war. Er las von dem Zimmer, das man im Palast von Reims für den Gebrauch der Königin Johanna von Burgund hergerichtet hatte, „das ausgeschmückt war mit dreizehnhunderteinundzwanzig gestickten Papageien und gekrönt mit dem Wappen des Königs, dazu fünfhundertein-undsechzig Schmetterlinge, deren Flügel auf ähnliche Weise mit dem Wappen der Königin ornamentiert waren, das Ganze in Gold gearbeitet". Katharina von Medici hatte sich ein Trauerbett machen lassen aus schwarzem Samt, mit Mondsicheln und Sonnenscheiben betupft. Seine Vorhänge waren aus Damast, und auf dem goldenen und silbernen

Grunde waren Zweige und Girlanden gestickt, die Ränder waren mit Perlenstickereien befranst, und es stand in einem Zimmer, das mit einem Silbertuch bespannt war, auf dem die Devise der Königin in geschorenem, schwarzem Samt angebracht war. Ludwig XIV. hatte in seinem Gemach goldgestickte, fünfzehn Fuß hohe Karyatiden. Das Staatsbett Sobieskis, des Königs von Polen, war aus Smyrna-Goldbrokat, und mit Türkisen waren Verse aus dem Koran hineingestickt. Die Füße waren aus vergoldetem Silber, schön getrieben und reich mit Medaillons aus Email und Edelsteinen besetzt. Es war bei der Belagerung von Wien im türkischen Lager erbeutet worden, und die Fahne Mohammeds war unter dem schimmernden Gold seines Baldachins angebracht.

So sammelte er ein ganzes Jahr lang die auserlesensten Muster von Textilkunst und Stickereien, die er auftreiben konnte. Er bekam zierliche Delhimusseline, in die goldene Palmblätter kunstreich eingewebt und die mit irisierenden Käferflügeln benäht waren; die Gazen aus Dhaka, die man im Osten ihrer Durchsichtigkeit wegen „gewebte Luft", „rinnendes Wasser" und „Abendtau" nennt; seltsam gemusterte Tücher aus Java; kunstvoll gearbeitete, gelbe chinesische Tapeten; Bücher, die in lohfarbigen Atlas oder hellblaue Seide gebunden und in Lilienblüten, Vögel und Bilder hineingepreßt waren, gewebte Schleier mit ungarischen Spitzen; sizilianische Brokate und steife spanische Sammete; georgische Arbeit mit ihren goldenen Münzen und japanische Fukusas mit ihrem grüngetönten Gold und ihren wunderbar gefiederten Vögeln.

Er hatte auch eine besondere Vorliebe für kirchliche Gewänder, wie überhaupt für alles, was mit dem religiösen Ritual zusammenhing. In den langen Kästen aus Zedernholz, die die westliche Galerie seines Hauses einrahmten, hatte er viele seltene, schöne Proben des wirklichen Gewandes

der „Christusbraut" angehäuft, die sich in Purpur, in Edelsteine und feines Linnen kleiden muß, um den bleichen, abgezehrten Körper zu verhüllen, der ermattet ist von den Leiden, die sie sucht, und verwundet von selbst zugefügten Schmerzen. Er besaß einen prachtvollen Chorrock aus karminroter Seide und goldgesticktem Damast, geziert mit einem fortlaufenden Muster aus goldenen Granatäpfeln, die auf sechsblättrigen Blüten saßen, und neben die auf jeder Seite ein Tannenzapfen in Staubperlen gestickt war. Die Goldborten waren in Felder geteilt, auf denen Szenen aus dem Leben der Jungfrau dargestellt waren, und die Krönung der Jungfrau war in farbiger Seide oben gestickt; es war eine italienische Arbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Ein anderer Chorrock war aus grünem Samt, bestickt mit herzförmigen Akanthusblättern, aus denen langgestielte weiße Blüten hervorsprühten. Die Details waren in silbernen Fäden und farbigen Kristallen ausgearbeitet. Auf der Spange war der Kopf eines Seraphs in erhabener Goldarbeit. Die Goldborten waren in roter und goldener Seide kunstvoll auf geblümtem Tuch gewebt und mit den Medaillons vieler Heiligen und Märtyrer geschmückt, unter denen der heilige Sebastian hervorragte. Er hatte auch Meßgewänder aus ambrafarbiger Seide und blauer Seide und goldenem Brokat und aus gelbem Seidendamast und Goldstoff, bedeckt mit Darstellungen aus der Passion und der Kreuzigung Christi und mit Löwen, Pfauen und anderen Emblemen bestickt; Dalmatiken aus weißem Atlas und rosa Seidendamast, geziert mit Tulpen, Ritterſporn und Lilienblüten; Altardecken aus scharlachrotem Samt und blauem Linnen; und viele Meßdecken, Decktücher für den Abendmahlskelch und Schweißtücher. In den mystischen Diensten, zu denen diese Dinge verwandt wurden, lag etwas, das seine Einbildungskraft anfeuerte.

Denn dieſe Schätze, wie überhaupt alles, das er in ſeinem wunderbaren Hauſe ſammelte, waren für ihn nur Mittel zum Vergeſſen, Formen, durch die er für eine Zeit der Angſt entrinnen konnte, die ihm oft faſt zu groß erſchien, als daß er ſie hätte ertragen können. An die Wand des einſamen, verſchloſſenen Raumes, in dem er einen ſo großen Teil ſeiner Jugend verbracht hatte, hatte er mit ſeinen eigenen Händen das fürchterliche Bild gehängt, deſſen Züge ihm die wahrhafte Erniedrigung ſeines Lebens zeigten, und darüber hatte er als Vorhang die Decke aus Purpur und Gold angebracht. Wochenlang ging er nicht dahin, vergaß die gräßliche Malerei und hatte wieder ſein leichtes Herz, ſeine wunderbare Fröhlichkeit, ſeine Kraft zu leidenſchaftlicher Verſenkung ins Leben. Dann aber ſchlich er plötzlich in der Nacht aus dem Hauſe, ging zu ſchaurigen Orten in der Nähe von Blue ate Fields und blieb dort tagelang, bis man ihn hinwegjagte. Bei ſeiner Rückkehr ſaß er dann vor dem Bilde, einmal voll Haß gegen dieſes und gegen ſich ſelbſt, ein anderes Mal aber erfüllt von dem Stolze auf das eigene Weſen, der der halbe Reiz der Sünde iſt, und lächelte mit geheimer Luſt den verunſtalteten Schatten an, der die Laſt zu tragen hatte, die eigentlich für ihn beſtimmt war.

Nach einigen Jahren konnte er es nicht aushalten, lange von England weg zu ſein und gab das Landhaus auf, das er in Trouville mit Lord Henry zuſammen beſeſſen hatte, und ebenſo das kleine weißgemauerte Haus in Algier, wo ſie mehr als einmal den Winter verbracht hatten. Er konnte es nicht ertragen, von dem Bilde getrennt zu ſein, das ein ſolcher Teil ſeines Lebens war und fürchtete auch, während ſeiner Abweſenheit könne irgend jemand Zutritt in das Zimmer bekommen trotz der ſorgfältig gearbeiteten Riegel, die er an der Türe hatte anbringen laſſen.

Er war sich vollauf bewußt, daß es nichts verraten würde. Zwar bewahrte das Bild unter all der Gemeinheit und Häßlichkeit seines Antlitzes noch eine deutliche Ähnlichkeit mit ihm, aber was konnte man daraus erfahren? Er würde jeden auslachen, der den Versuch machte, ihn deswegen zu schmähen. Er hatte das Bild ja nicht gemalt. Was ging es ihn an, wie gemein und schändlich es aussah? Ja, selbst wenn er ihnen die Geschichte erzählte, würde man ihm glauben?

Und doch hatte er Angst. Manchmal, wenn er in seinem großen Hause in Nottinghamshire war und die eleganten jungen Leute seines Standes, die seinen Kreis bildeten, einlud und die Grafschaft durch den ausschweifenden Luxus und den prunkhaften Glanz seines Lebens in Erstaunen setzte, manchmal verließ er dann plötzlich seine Gäste, eilte zurück in die Stadt, um nachzusehen, ob niemand an die Türe gerührt habe und ob das Bild noch da sei. Wie, wenn es jemand gestohlen hätte? Der bloße Gedanke daran erfüllte ihn mit kaltem Schrecken. Gewiß würde dann die Welt sein Geheimnis erfahren. Vielleicht ahnten sie es schon.

Denn während er viele bezauberte, gab es doch nicht wenige, die ihm mißtrauten. Er wäre fast durchgefallen worden in einem Westend-Klub, zu dessen Mitgliedschaft ihn seine soziale Stellung und Geburt vollständig berechtigten, und man erzählte, bei einer gewissen Gelegenheit, als er von einem Freund in das Rauchzimmer des Churchill-Klubs eingeführt wurde, seien der Herzog von Berwick und ein anderer Herr demonstrativ aufgestanden und hinausgegangen. Sonderbare Geschichten waren über ihn im Umlauf, als er sein fünfundzwanzigstes Jahr vollendet hatte. Man raunte sich zu, daß man ihn in einer elenden Kneipe in einem entlegenen Winkel von Whitechapel mit fremden

Matroſen habe zechen ſehen, und daß er ſich zu Dieben und Falſchmünzern geſelle und die Geheimniſſe ihres Gewerbes kenne. Seine Gewohnheit, auf eine ſonderbare Weiſe manchmal zu verſchwinden, wurde bekannt, und wenn er dann wieder in Geſellſchaft erſchien, flüſterten ſich die Männer in den Ecken Bemerkungen zu oder gingen an ihm mit einem ſpöttiſchen Lächeln oder kühlen forſchenden Augen vorbei, als hätten ſie ſich vorgenommen, ſein Geheimnis zu entdecken.

Von dieſen Unverſchämtheiten und Verſuchen der Beleidigung nahm er natürlich keine Notiz, und für das Gefühl der meiſten Leute war ſein offenes, heiteres Weſen, ſein reizendes, knabenhaftes Lächeln und die unendliche Grazie der wunderbaren Jugend, die ihn nie zu verlaſſen ſchien, an ſich eine genügende Antwort auf die Verleumdungen — denn dafür hielt man es —, die über ihn im Umlauf waren. Doch bemerkte man, daß Leute, die mit ihm früher ſehr intim verkehrt hatten, ihn nach einer Zeit zu meiden anfingen. Frauen, die ihn unbändig geliebt hatten und um ſeinetwillen allen ſozialen Vorurteilen getrotzt und die Konvention verachtet hatten, konnte man vor Scham oder vor Entſetzen bleich werden ſehen, wenn Dorian Gray in ein Zimmer trat.

Doch dieſe Skandale, die man ſich zuraunte, erhöhten in den Augen vieler nur ſeinen ſeltſamen und gefährlichen Reiz. Auch ſein großer Reichtum bot eine gewiſſe Sicherheit. Die Geſellſchaft, wenigſtens die ziviliſierte Geſellſchaft, iſt niemals gern bereit, etwas Schlechtes von denen zu glauben, die zugleich reich und anziehend ſind. Sie begreift inſtinktiv, daß Manieren wichtiger ſind als Moral, und nach ihrer Meinung iſt die höchſte Ehrbarkeit weniger wert als der Beſitz eines guten Küchenchefs. Schließlich iſt es auch ein ſehr armſeliger Troſt, wenn man hört, daß der Mann, der einem

ein schlechtes Diner oder einen elenden Wein gegeben hat, in seinem Privatleben unantastbar ist. „Selbst die größten Tugenden können nicht für lauwarme Entrees entschädigen", bemerkte Lord Henry einmal, als man über diese Sache sprach; und für seine Ansicht läßt sich vielleicht sehr viel vorbringen. Denn die Gesetze der guten Gesellschaft sind oder sollten doch dieselben sein wie die der Kunst. Form ist für sie unbedingt wesentlich. Sie sollte die Würde einer Zeremonie haben ebenso wie deren Unwirklichkeit und die Unaufrichtigkeit eines romantischen Schauspiels mit dem Witz und der Schönheit verbinden, die für uns das Entzücken solcher Stücke ausmachen. Ist denn Unaufrichtigkeit wirklich etwas so Furchtbares? Ich glaube nicht. Sie ist nur ein Mittel, durch das wir unsere Persönlichkeit vervielfältigen können.

Das war wenigstens die Meinung Dorian Grays. Er wunderte sich über die fade Psychologie derer, die die Individualität eines Menschen als etwas Einfaches, Beständiges, Verläßliches und Einheitliches auffassen. Für ihn war der Mensch ein Wesen mit tausend Leben und tausend Gefühlen, ein kompliziertes, vielgestaltiges Geschöpf, das seltsame Erbschaften überkommener Gedanken und Leidenschaften in sich trug und dessen Fleisch von den ungeheuerlichen Leiden der schon Verstorbenen angesteckt war. Er liebte es, durch die kahle, kalte Bildergalerie seines Landsitzes zu schlendern und die verschiedenen Porträte der Menschen anzusehen, deren Blut in seinen Adern floß. Da war Philip Herbert, den Francis Osborne in seinen Memoiren über die Herrscherzeit der Königin Elisabeth und des Königs Jakob als einen beschreibt, „den der ganze Hof seines hübschen Gesichtes wegen liebte, der das aber nicht lange behielt." War es das Leben des jungen Herbert, das er manchmal führte? Hatte irgendein merkwürdiger Giftkeim von Kör-

per zu Körper seinen Weg genommen, bis er ihn selbst erreicht hatte? War es irgendein dumpfes Gefühl dieser verwelkten Anmut gewesen, die ihn damals in Basil Hallwards Atelier so jäh, eigentlich ohne Grund, jenen wahnsinnigen Wunsch hatte aussprechen lassen, der sein Leben so verändert hatte? Dann war da in einem goldgestickten, roten Wams, einem mit Edelsteinen geschmückten Überrock mit eingefaßter Krause und Handstulpen Sir Anthony Sherard; zu seinen Füßen war seine Rüstung, silbern und schwarz, aufgestapelt. Was war das Vermächtnis dieses Mannes? Hatte ihm der Geliebte der Johanna von Neapel ein Erbteil der Sünde und Schande hinterlassen? Waren seine eigenen Handlungen nur die Träume, die der Tote nicht in Handlungen umzusetzen gewagt hatte? Hier lächelte von einer verblaßten Leinwand Lady Elisabeth Devereux in ihrer Gazehaube, dem Brustschmuck aus Perlen und den roten Schlitzärmeln. Sie hielt eine Blume in der rechten Hand, und die linke klammerte sich um ein emailliertes Gehänge aus weißen und Damaszener Rosen. Auf einem Tisch an ihrer Seite lag eine Mandoline und ein Apfel. Auf ihren kleinen, spitzen Schuhen saßen große, grüne Rosetten. Er kannte ihr Leben und die seltsamen Geschichten, die man über ihre Liebhaber erzählte. Hatte er etwas von ihrem Temperament? Diese ovalen Augen mit den schweren Lidern schienen ihn neugierig anzublicken. Wie war es mit George Willoughby mit seinem gepuderten Haar und seinen phantastischen Schönheitspflästerchen? Wie böse er aussah! Das Gesicht war mürrisch und dunkelfarbig, und die sinnlichen Lippen schienen in Verachtung zusammengekniffen. Feine Spitzenmanschetten fielen über die mageren gelben Hände, die mit Ringen überladen waren. Er war im achtzehnten Jahrhundert ein Stutzer gewesen und in seiner Jugend ein Freund von Lord Ferrars. Wie war es mit dem zweiten

Lord Beckenham, dem Genossen des Prinzregenten in seiner wildesten Zeit und einem der Zeugen seiner geheimen Heirat mit Mrs. Fitzherbert? Wie stolz und hübsch war er mit seinen kastanienbraunen Locken und der anmaßenden Haltung! Welche Leidenschaften hatte er ihm vermacht? Die Welt hatte ihn für schändlich gehalten. Er hatte die Orgien in Carlton House veranstaltet. Der Stern des Hosenbandordens strahlte von seiner Brust. Neben ihm hing das Bild seiner Gemahlin, einer bleichen, dünnlippigen Frau in schwarzem Kleide. Auch ihr Blut wirbelte in ihm. Wie merkwürdig schien das alles! Da war noch seine Mutter mit ihrem Lady-Hamilton-Gesicht und ihren feuchten, wie vom Wein benetzten Lippen — er wußte, was er von ihr hatte. Von ihr hatte er seine Schönheit und seine Leidenschaft für die Schönheit anderer. Sie lachte ihn an in ihrem weiten Bacchantinnenkleide. Im Haar waren Weinblätter. Aus dem Becher, den sie hielt, schäumte der Purpur. Die Fleischfarbe der Malerei war verblaßt, aber noch waren die Augen wunderbar in ihrer Tiefe und ihrem Farbenglanz. Sie schienen ihm überall hin zu folgen.

Aber man hatte Vorfahren in der Literatur ebensogut wie in der eigenen Rasse, und viele von ihnen standen einem vielleicht näher in ihrer Art, in ihrem Temperament und hatten einen Einfluß, dessen man sich gewiß noch bewußter war. Es gab Zeiten, wo es Dorian Gray erschien, als ob die ganze Weltgeschichte nur ein Bericht seines eigenen Lebens sei, nicht wie er es in der Tat und durch die Zufälle bestimmt lebte, sondern wie es seine Phantasie für ihn erschaffen hatte, so wie es in seinem Gehirn und in seinen Leidenschaften war. Er fühlte, daß er sie alle gekannt hatte, diese merkwürdigen, schrecklichen Gestalten, die über die Bühne des Lebens geschritten waren und der Sünde einen so hellen Glanz gegeben hatten und das Böse so reich an

tiefen Reizen erſcheinen ließen. Er ſpürte, daß auf irgendeine geheimnisvolle Weiſe ihr Leben auch das ſeine geweſen ſei.

Der Held des wunderbaren Romans, der ſein Leben ſo beeinflußt hatte, hatte dieſen merkwürdigen Einfall auch gekannt. Im ſiebenten Kapitel erzählt er, wie er mit Lorbeer gekrönt, damit ihn der Blitz nicht treffe, als Tiberius in einem Garten von Capri dageſeſſen und die ſchmachvollen Bücher der Elephantis geleſen habe, während Zwerge und Pfauen um ihn herum ſtolzierten und der Flötenſpieler den Schwinger der Weihrauchpfanne verſpottete; wie er als Caligula mit den grünbluſigen Jockeis in ihren Ställen gezecht und in einer elfenbeinernen Krippe mit einem edelſteinbeſtirnten Roſſe ein Mahl genommen habe; wie er als Domitian durch einen Gang mit Marmorſpiegeln gewandert ſei und mit tief in ihren Höhlen liegenden Augen nach dem Widerſchein des Schwertes geſucht habe, das ſeine Tage enden ſollte, krank vor Langeweile, dem ſchrecklichen Taedium vitae, das jene überkommt, denen das Leben nichts zu verſagen hat; und wie er durch einen hellen Smaragd auf die blutroten Schlächtereien des Zirkus geblickt habe und dann in einer Karoſſe aus Perlen und Purpur, gezogen von ſilberbeſchlagenen Maultieren, durch die Granatäpfelſtraße zu einem goldenen Hauſe gefahren ſei, und als er vorbeikam, die Leute habe Nero Cäſar rufen hören; und wie er ſich als Heliogabal das Geſicht geſchminkt, unter Weibern am Spinnrocken gewebt und den Mond aus Karthago habe kommen laſſen, um ihn in myſtiſcher Ehe der Sonne zu vermählen.

Immer und immer wieder las Dorian dieſes phantaſtiſche Kapitel und die zwei anderen, die ihm unmittelbar folgten, in denen wie auf wunderlichen Gobelins oder kunſtreich gearbeiteten Emaillen die greulich ſchönen Geſtalten jener dargeſtellt waren, die Laſter und Blut und Überdruß zu Ungeheuern oder Narren gemacht hatte: Filippo, der

Herzog von Mailand, der sein Weib getötet und ihre Lippen mit scharlachrotem Gift gefärbt hatte, damit ihr Geliebter von dem toten Geschöpf, das er liebkoste, den Tod saugen möge; der Venezianer Pietro Barbi, bekannt als Paul II., der in seiner Eitelkeit den Beinamen Formosus annehmen wollte und dessen Tiara im Werte von zweimalhunderttausend Gulden mit einer furchtbaren Sünde erkauft worden war; Gian Maria Visconti, der Hunde gebrauchte, um sie auf lebende Menschen zu jagen, und dessen Leichnam von einer Dirne, die ihn geliebt hatte, mit Rosen bedeckt ward; der Borgia auf seinem Schimmel, der Brudermord neben ihm zu Roß, und sein Mantel mit dem Blute Perottos befleckt; Pietro Riario, der junge Kardinal-Erzbischof von Florenz, das Kind und der Liebling Sixtus' IV., dessen Schönheit nur von seiner Lasterhaftigkeit noch übertroffen wurde, und der Leonora von Aragon in einem Zelt aus weißer und karmesinfarbener Seide empfing, das voll Nymphen und Zentauren war, und der einen Knaben in Gold hüllte, damit er bei dem Feste als Ganymed oder Hylas aufwarte; Etzelin, dessen Schwermut nur durch den Anblick des Todes geheilt werden konnte und der eine Leidenschaft für rotes Blut hatte, wie andere Menschen für roten Wein — den man den Sohn des Teufels hieß und der seinen eigenen Vater beim Würfeln betrogen hatte, als er mit ihm um seine Seele spielte; Giambattista Cibo, der aus Hohn den Namen Innozentius annahm und in dessen erstarrte Adern ein jüdischer Arzt das Blut von drei Jünglingen spritzte; Sigismondo Malatesta, der Liebhaber der Isotta, der Herr von Rimini, dessen Bild in Rom verbrannt wurde, weil er ein Feind Gottes und der Menschen war, der Polyssena mit einem Tuche erdrosselte, der Ginevra d'Este in einem Smaragdbecher Gift gab und einer schändlichen Leidenschaft zu Ehren, einen heidnischen Tempel zur Anbetung für die

Christen baute; Karl VI., der das Weib seines Bruders so ungestüm liebte, daß ihn ein Aussätziger vor dem Irrsinn, der ihn überkommen werde, warnte und der, als sein Geist krank geworden war und sich verwirrt hatte, nur durch sarazenische Karten, auf denen Liebe, Tod und Wahnsinn abgebildet waren, Linderung erhalten konnte; und in seinem gezierten Wams, seinem edelsteingeschmückten Barett und den akanthusgleichen Locken Grifonetto Baglioni, der Astorre mit seiner Braut umbrachte und Simonetto mit seinem Pagen, und dessen Liebreiz so groß war, daß, als er sterbend auf dem gelben Platze in Perugia lag, seine Widersacher das Schluchzen ankam und Atalanta, die ihn verflucht hatte, ihn segnete.

In alledem war ein schrecklicher Reiz. Er sah diese Gestalten bei Nacht, und auch während des Tages verwirrten sie seine Vorstellungen. Die Renaissance kannte seltsame Arten, zu vergiften, zu vergiften durch einen Helm, den man aufsetzte, oder eine angezündete Fackel, einen bestickten Handschuh oder einen edelsteinbesetzten Fächer, eine vergoldete Riechbüchse oder eine Bernsteinkette. Dorian Gray war von einem Buche vergiftet worden. Es gab Augenblicke, in denen er die Sünde lediglich als eine Art ansah, seinen Schönheitsbegriff zu verwirklichen.

Zwölftes Kapitel

Es war am 9. November, dem Vorabend seines achtunddreißigsten Geburtstages, wie er sich oft nachher erinnerte.

Er ging gegen elf Uhr von Lord Henry, bei dem er gespeist hatte, nach Hause und war, da die Nacht kalt und

neblig war, in einen schweren Pelz gehüllt. An der Ecke von Grosvenor Square und South Audley Street ging im Nebel ein Mann sehr eilig an ihm vorbei, der den Kragen seines grauen Ulsters aufgeschlagen hatte. Er trug eine Reisetasche in der Hand. Dorian erkannte ihn. Es war Basil Hallward. Ein seltsames Angstgefühl, für das er keinen Grund angeben konnte, überkam ihn. Er ließ nicht merken, daß er ihn erkannt hatte, und ging rasch in der Richtung seines eigenen Hauses weiter.

Aber Hallward hatte ihn gesehen. Dorian hörte, wie er auf dem Trottoir stehen blieb und ihm dann nacheilte. Ein paar Augenblicke später lag eine Hand auf seinem Arm.

„Dorian, was für ein außerordentlich glücklicher Zufall! Ich habe seit neun Uhr in Ihrem Bibliothekszimmer auf Sie gewartet. Schließlich habe ich mit Ihrem müden Diener Mitleid gehabt, und als er mich hinausließ, schickte ich ihn zu Bett. Ich fahre mit dem Mitternachtszuge nach Paris und hatte den ganz besonderen Wunsch, Sie noch vor meiner Abreise zu sehen. Als Sie vorbeigingen, erkannte ich Sie oder vielmehr Ihren Pelz. Aber ich war doch nicht ganz sicher. Haben Sie mich nicht erkannt?"

„Bei dem Nebel, lieber Basil? Ich kann nicht einmal Grosvenor Square erkennen. Ich denke, mein Haus ist hier irgendwo in der Nähe, aber ich bin ganz und gar nicht sicher. Es tut mir leid, daß Sie verreisen. Ich habe Sie ja eine Ewigkeit nicht gesehen. Aber Sie kommen doch wohl bald wieder?"

„Nein; ich bleibe sechs Monate von England fort. Ich will mir ein Atelier in Paris nehmen, mich dort einschließen, bis ich ein großes Bild, das ich im Kopfe habe, fertig gemacht habe. Aber ich wollte nicht über mich mit Ihnen reden. Da sind wir an Ihrer Tür. Lassen Sie mich einen Augenblick herein. Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Es wird mir eine große Freude sein. Aber versäumen Sie Ihren Zug auch nicht?“ sagte Dorian Gray langsam, als er die Treppe hinaufging und mit seinem Schlüssel die Tür öffnete.

Das Lampenlicht kämpfte mit dem Nebel, und Hallward sah auf die Uhr. „Ich habe noch eine Menge Zeit“, antwortete er. „Der Zug geht 12,15, und es ist erst Punkt elf Uhr. Um die Wahrheit zu sagen: ich war gerade auf dem Weg in den Klub, um Sie zu suchen, als ich Sie traf. Mein Gepäck wird mich, wie Sie sehen, nicht sehr aufhalten. Die schweren Sachen habe ich vorausgeschickt; hier in der Tasche ist alles, was ich bei mir habe. Und nach Victoria-Station kann ich leicht in zwanzig Minuten kommen!“

Dorian sah ihn lächelnd an. „Für einen Maler von Welt eine merkwürdige Art, zu reisen! Eine Handtasche und ein Ulster! Kommen Sie herein, sonst dringt der Nebel ins Haus! Und merken Sie sich: über Ernsthaftes wird nicht gesprochen. Nichts ist heutzutage ernst, wenigstens sollte es nichts sein.“

Hallward schüttelte, während er eintrat, den Kopf und folgte Dorian in die Bibliothek. Dort brannte in dem offenen Kamin ein helles Holzfeuer. Die Lampen waren angezündet, und ein offener holländischer silberner Likörkasten stand mit ein paar Sodawasserflaschen und großen geschliffenen Glasbechern auf einem kleinen eingelegten Tisch.

„Sie sehen, Ihr Diener hat es mir bequem gemacht, Dorian. Er hat mir alles gegeben, was ich wollte, sogar Ihre besten Zigaretten mit Goldmundstück. Er ist ein gastfreundliches Wesen. Ich mag ihn viel lieber als den Franzosen, den Sie früher hatten. Was ist übrigens aus dem Franzosen geworden?“

Dorian zuckte die Achseln. „Ich glaube, er hat Lady Radleys Kammerjungfer geheiratet und sie in Paris als eng-

lische Schneiderin etabliert. Ich höre, daß Anglomanie drüben gegenwärtig sehr in Mode ist. Scheint mir recht albern von dem Franzosen, nicht wahr? Aber wenn Sie sich recht erinnern, er war wirklich kein schlechter Diener. Ich mochte ihn zwar nie, aber ich hatte keinen Grund zur Klage. Man bildet sich oft Dinge ein, die ganz verrückt sind. Er war mir wirklich sehr ergeben und schien ganz traurig, als er fortging. Wollen Sie noch einen Brandy und Soda? Oder würden Sie lieber Wein und Selterwasser haben? Ich nehme immer Wein und Selterwasser. Es ist also gewiß welcher im Nebenzimmer."

„Danke, ich nehme nichts mehr", sagte der Maler, legte seine Mütze und seinen Rock ab und warf sie auf die Reisetasche, die er in den Winkel des Zimmers gestellt hatte. „Und jetzt, mein lieber Freund, möchte ich mit Ihnen ernsthaft sprechen. Werden Sie nur nicht böse. Sie machen es mir nur noch schwerer."

„Was soll das alles?" rief Dorian verdrießlich und warf sich auf das Sofa. „Ich hoffe, es handelt sich nicht um mich. Ich habe heute nacht genug von mir. Ich wünschte, ich wär' ein anderer."

„Es handelt sich um Sie", antwortete Hallward mit seiner ernsten, tiefen Stimme, „und ich muß es Ihnen sagen. Ich werde Sie nur eine halbe Stunde aufhalten."

Dorian seufzte und zündete eine Zigarette an. „Eine halbe Stunde", flüsterte er.

„Das ist nicht viel von Ihnen verlangt, Dorian. Ich rede wirklich nur um Ihretwillen. Ich halte es für recht, daß Sie endlich die Dinge wissen, die schrecklichen Dinge, die über Sie in London gesagt werden."

„Ich will nichts davon wissen. Ich habe Tratsch über andere Leute sehr gern, aber Tratsch über mich interessiert mich gar nicht. Er hat nicht den Reiz der Neuheit."

„Es muß Sie interessieren, Dorian. Jeder Gentleman ist an seinem guten Ruf interessiert. Sie können doch nicht wollen, daß die Leute von Ihnen wie von einem niedrigen und abscheulichen Menschen reden. Natürlich, Sie haben Ihre Stellung, Ihren Reichtum und all dergleichen. Aber Stellung und Reichtum sind nicht alles. Auf mein Wort, ich glaube von den Gerüchten nichts. Wenigstens kann ich es nicht glauben, wenn ich Sie sehe. Die Sünde steht jedem Menschen auf dem Gesicht geschrieben. Man kann sie nicht verhüllen. Die Menschen schwatzen manchmal von geheimen Lastern. So etwas gibt es nicht. Wenn ein unseliger Mensch ein Laster hat, so sieht man es an den Linien seines Mundes, an seinen herabfallenden Augenlidern, selbst an der Form seiner Hände. Jemand — ich will seinen Namen nicht nennen, aber Sie kennen ihn — kam voriges Jahr zu mir und wollte, daß ich ihn male. Ich hatte ihn nie vorher gesehen und damals nie etwas von ihm gehört; erst seitdem hat man mir eine Menge von ihm erzählt. Er bot mir einen fabelhaften Preis. Ich habe ihn zurückgewiesen. An der Form seiner Finger war etwas, das ich haßte. Jetzt weiß ich, daß ich ganz recht hatte mit dem, was ich über ihn dachte. Das Leben, das er führt, ist fürchterlich. Aber von Ihnen, Dorian, mit Ihrem reinen, hellen, unschuldigen Gesicht und Ihrer wunderbar unberührten Jugend kann ich nichts Böses glauben. Und doch: ich sehe Sie sehr selten. Sie kommen jetzt nicht mehr in mein Atelier, und wenn ich nicht mit Ihnen zusammen bin und alle die gräßlichen Dinge höre, die die Leute sich über Sie zuflüstern, dann weiß ich nicht, was ich sagen soll. Dorian, warum verläßt ein Mann wie der Herzog von Berwick das Zimmer im Klub, in das Sie eintreten? Warum wollen so viele Leute in London nicht zu Ihnen kommen oder Sie in ihr Haus laden? Sie waren doch früher mit Lord Staveley befreun-

det. Ich traf ihn vorige Woche bei einem Diner. Ihr Name tauchte im Gespräch auf in Verbindung mit den Miniaturen, die Sie der Dudley-Ausstellung geliehen haben. Staveley zog die Lippen kraus und sagte: es mag ja sein, daß er einen sehr künstlerischen Geschmack hat, aber er ist ein Mann, den kein reines Mädchen kennen lernen sollte und mit dem keine anständige Frau in einem Zimmer sein sollte. Ich gab ihn zu bedenken, daß ich Ihr Freund sei, und fragte ihn, was er meine. Er sagte es mir. Er sagte es mir vor allen Leuten gerade heraus. Es war schrecklich. Warum ist Ihre Freundschaft solch ein Unglück für junge Leute? Da war der unselige Bursch in der Leibgarde, der Selbstmord begangen hat. Sie waren sein bester Freund. Da war Sir Henry Ashton, der England mit einem befleckten Namen verlassen mußte. Sie und er waren unzertrennlich. Was ist es mit Adrian Singleton und seinem furchtbaren Ende? Was mit dem einzigen Sohn Lord Kents und seiner Zukunft? Ich traf seinen Vater gestern in St. James Street. Er schien von der Schande und dem Unglück gebrochen. Was mit dem jungen Herzog von Perth? Was für ein Leben hat er jetzt? Welcher Gentleman will noch mit ihm verkehren?"

„Hören Sie auf, Basil, Sie sprechen von Dingen, von denen Sie nichts wissen", sagte Dorian Gray, der sich auf die Lippen biß, und in seiner Stimme lag ein Ton unsäglicher Verachtung. „Sie fragen mich, warum Berwick aus dem Zimmer geht, wenn ich eintrete. Er tut das, weil ich jeden Winkel seines Lebens kenne, nicht weil er das meine begreift. Wie kann bei dem Blut, das er in den Adern hat, seine Vergangenheit rein sein! Sie fragen mich nach Henry Ashton und dem jungen Perth. Habe ich den einen seine Laster, den anderen seine Ausschweifungen gelehrt? Wenn Kents ungeratener Sohn sich sein Weib von der Straße

holt, was geht es mich an? Wenn Adrian Singleton den Namen seines Freundes auf einen Wechsel schreibt, bin ich sein Hüter? Ich weiß, wie die Leute in England tratschen. Die Mittelklassen führen die moralischen Vorurteile bei ihren plumpen Diners spazieren und flüstern über das, was sie die Ausschweifungen der Höhergestellten nennen, um den Anschein zu erwecken, daß sie in der guten Gesellschaft verkehren und mit den Leuten, die sie durchhecheln, intim sind. In unserem Lande genügt es, daß ein Mann Vornehmheit und Geist hat, damit sich jede gemeine Zunge an ihm wetzt. Was für eine Art Leben führen denn diese Leute, die den Moralischen spielen, selbst? Mein lieber Freund, Sie vergessen, daß wir im Heimatlande der Heuchelei leben."

„Dorian," rief Hallward aus, „darum handelt es sich nicht. Ich weiß selbst, wie schlecht es um England bestellt ist und daß die englische Gesellschaft verrottet ist. Gerade deshalb aber will ich, daß Sie gut sind. Und das sind Sie nicht gewesen. Man hat ein Recht darauf, einen Mann nach der Wirkung zu beurteilen, die er auf seine Freunde übt. Ihre Freunde scheinen alles Gefühl für Ehre, für Tugend, für Reinheit zu verlieren. Sie haben sie mit einer wahnsinnigen Genußsucht angefüllt. Dieselben sind tief gesunken, und Sie haben sie dahin geführt, und doch können Sie lächeln, wie Sie jetzt lächeln. Und Schlimmeres kommt noch. Ich weiß, daß Sie und Henry unzertrennlich sind. Schon aus dem Grunde, wenn aus keinem anderen, hätten Sie den Namen seiner Schwester nicht zum Schimpfwort machen dürfen!"

„Nehmen Sie sich in acht, Basil. Sie gehen zu weit."

„Ich muß sprechen und Sie müssen zuhören, ja, Sie sollen zuhören. Als Sie Lady Gwendolen kennengelernt haben, hatte sie nicht einmal der leiseste Hauch der üblen Nachrede berührt. Gibt es jetzt eine einzige anständige Frau

in London, die mit ihr durch den Park fahren würde? Ja, sie darf ja nicht einmal bei ihren Kindern wohnen. Dann sind da andere Geschichten — Gerüchte, daß man Sie in der Dämmerung aus schrecklichen Häusern hat herausschleichen sehen, daß Sie sich verkleidet in den elendesten Kneipen von London herumtreiben. Ist das wahr? Kann das wahr sein? Als ich es das erstemal hörte, lachte ich. Jetzt höre ich es und schaudere. Wie ist es mit Ihrem Landhause und dem Leben, das dort geführt wird? Dorian, Sie wissen nicht, was man alles über Sie sagt. Ich will nicht behaupten, daß ich Ihnen keine Predigt halten will. Ich erinnere mich, daß Henry einmal gesagt hat, jeder Mensch, der einmal den Pastor spielen will, sagt zunächst immer, er wolle nicht predigen, und bricht dann sein Wort. Ich will Ihnen eine Predigt halten. Ich möchte Sie ein solches Leben führen sehen, daß die Welt Sie achtet. Ich will, daß Sie einen reinen Namen und einen guten Ruf haben. Ich will, daß Sie sich von den gräßlichen Menschen, mit denen Sie jetzt zusammen sind, losmachen. Zucken Sie nicht so mit den Achseln. Seien Sie nicht so gleichgültig. Sie üben einen wunderbaren Einfluß aus. Lassen Sie ihn zum Guten und nicht zum Bösen wirken. Man sagt, Sie verderben jeden Menschen, mit dem Sie intim werden, und im Augenblick, wo Sie ein Haus betreten, tritt Schande irgendeiner Art mit ein. Ich weiß nicht, ob das so ist oder nicht. Wie soll ich es auch wissen? Aber man sagt es von Ihnen. Man sagt mir Dinge, die ich nicht mehr anzweifeln kann. Lord Gloucester war einer meiner besten Freunde in Oxford. Er hat mir den Brief gezeigt, den ihm seine Frau geschrieben hat, als sie allein in ihrer Villa in Mentone starb. Ihr Name war da in die fürchterlichste Beichte, die ich je gelesen habe, verwickelt. Ich sagte ihm, daß das lächerlich sei, daß ich Sie durch und durch kenne und daß Sie unfähig wären, so etwas

zu tun. Daß ich Sie kenne! Ich fragte mich: Kenne ich Sie denn? Bevor ich darauf eine Antwort geben kann, müßte ich Ihre Seele sehen."

„Meine Seele sehen", murmelte Dorian Gray. Dann stand er vom Sofa auf, fast weiß vor Schrecken.

„Ja", antwortete Hallward ernst in tiefschmerzlichem Ton. „Ihre Seele sehen! Aber das kann nur Gott."

Ein bitter höhnisches Lachen brach von den Lippen des Jüngeren. „Sie sollen sie selbst sehen, noch heute nacht!" rief er aus und nahm eine Lampe vom Tisch. „Kommen Sie, es ist das Werk Ihrer eigenen Hand. Warum sollten Sie es nicht sehen? Sie können nachher allen Leuten davon erzählen, wenn Sie wollen. Niemand wird Ihnen glauben. Und wenn sie Ihnen glaubten, würden sie mich deswegen nur um so lieber haben. Ich kenne unsere Zeit besser als Sie, obwohl Sie so langweilig darüber schwätzen. Kommen Sie, sage ich. Sie haben genug über Verderbnis geredet. Jetzt sollen Sie sie von Angesicht zu Angesicht sehen."

In jedem Wort, das er sprach, klang wahnsinniger Stolz. Er stampfte in seiner knabenhaften, unverschämten Art mit dem Fuß auf den Boden. Er empfand eine schreckliche Lust bei dem Gedanken, daß ein anderer nun sein Geheimnis teilen solle und daß nur der Maler des Bildes, das der Ursprung all seiner Schande gewesen war, für den Rest seines Lebens die Last der gräßlichen Erinnerung seiner Tat mit sich herumtragen werde.

Er trat näher zu ihm heran und sah ihm fest in die ernsten Augen. „Ja, ich werde Ihnen meine Seele zeigen. Sie sollen sehen, was, wie Sie glauben, nur Gott sehen kann."

Hallward schrak zurück. „Das ist Blasphemie, Dorian. Sie dürfen solche Dinge nicht aussprechen. Sie sind schrecklich und sinnlos."

„Glauben Sie?“ Er lachte wieder.

„Ich weiß es. Was ich heute abend gesagt habe, habe ich zu Ihrem Besten gesagt. Sie wissen, daß ich Ihnen immer ein guter Freund war.“

„Rühren Sie mich nicht an. Sagen Sie, was Sie noch zu sagen haben.“

Ein schmerzliches Zucken ging über das Gesicht des Malers. Er hielt einen Augenblick ein, und ein jähes Mitleid überkam ihn. Welches Recht hatte er schließlich, in Dorian Grays Leben einzugreifen? Wenn er nur den kleinsten Teil von dem getan hatte, wovon die Gerüchte sprachen, was mußte er gelitten haben! Dann richtete er sich auf, ging zum Kamin hinüber und stand da, versunken in den Anblick der brennenden Holzscheite mit ihrer schneeweißen Asche und ihren zuckenden Feuerherzen.

„Ich warte, Basil“, sagte der junge Mann mit harter, klarer Stimme.

Er drehte sich um. „Was ich noch zu sagen habe, ist das: Sie müssen mir eine Antwort auf die fürchterlichen Anklagen geben, die gegen Sie erhoben werden. Wenn Sie mir sagen, daß sie von Anfang bis zu Ende unwahr sind, dann werde ich Ihnen glauben. Leugnen Sie ab, Dorian! Sagen Sie, sie sind nicht wahr! Können Sie nicht sehen, was ich durchmache? O Gott, sagen Sie nicht, daß Sie schlecht sind, verderbt und schändlich!“

Dorian lächelte. Er zog verächtlich die Lippen kraus. „Kommen Sie hinauf, Basil“, sagte er ruhig. „Ich führe ein Tagebuch meines Lebens, Tag für Tag, und es verläßt das Zimmer, in dem es geschrieben wird, niemals. Ich will es Ihnen zeigen, wenn Sie mit mir kommen.“

„Ich komme mit Ihnen, Dorian, wenn Sie es wollen. Ich merke, daß ich meinen Zug versäumt habe. Aber daran liegt nichts. Ich kann morgen fahren. Aber verlangen Sie

von mir nicht, daß ich heute nacht irgend etwas leſe. Was ich will, iſt eine einfache Antwort auf meine Frage."

„Die ſoll Ihnen oben werden. Ich könnte ſie Ihnen hier nicht geben. Sie werden nicht lange zu leſen haben."

Dreizehntes Kapitel

Er verließ das Zimmer und begann die Treppe hinaufzugehen. Baſil Hallward folgte ihm dicht auf dem Fuße. Sie gingen leiſe, wie es Menſchen bei Nacht inſtinktiv tun. Die Lampe warf phantaſtiſche Schatten auf die Mauer und die Treppe. Der Wind, der ſich erhoben hatte, ließ einige Fenſter klappern.

Als ſie den letzten Abſatz erreicht hatten, ſtellte Dorian die Lampe auf den Boden, nahm den Schlüſſel heraus und drehte ihn im Schloß. „Sie beſtehen darauf, eine Antwort zu bekommen, Baſil?" fragte er mit leiſer Stimme.

„Ja."

„Ich freue mich, ſie Ihnen geben zu können", antwortete er lächelnd. Dann fügte er ziemlich ſcharf hinzu: „Sie ſind der einzige Menſch auf der Welt, der alles über mich wiſſen darf. Sie haben mehr in meinem Leben zu ſchaffen gehabt, als Sie glauben." Er nahm dann die Lampe, öffnete die Tür und ging voraus. Ein kalter Luftzug ſtrich an ihnen vorbei, und das Licht zuckte einen Augenblick in einer düſtern, gelben Farbe auf. Er erzitterte. „Schließen Sie die Täre hinter ſich", flüſterte er, während er die Lampe auf den Tiſch ſtellte.

Hallward blickte ſich erſtaunt um. Das Zimmer ſah aus, als ſei es ſeit Jahren nicht bewohnt worden. Ein fadenſcheiniger flämiſcher Gobelin, ein verhängtes Bild, ein alter

italienischer Cassone, ein fast leerer Bücherschrank — das war außer einem Stuhl und einem Tisch die ganze Einrichtung. Als Dorian Gray eine halb abgebrannte Kerze, die auf dem Kamin stand, angezündet hatte, sah er, daß der ganze Raum mit Staub bedeckt war und der Teppich durchlöchert. Eine Maus lief trippelnd hinter der Täfelung her. Ein dumpfer Modergeruch lag in der Luft.

„Sie glauben also, daß Gott allein die Seele sehen kann, Basil? Ziehen Sie den Vorhang zurück, und Sie werden meine sehen."

Er sprach das mit einer Stimme, die kalt und grausam war.

„Sie sind verrückt, Dorian, oder Sie spielen Komödie", murmelte Hallward zornig.

„Sie wollen nicht? Dann muß ich es selbst tun", sagte der Jüngere; und er riß den Vorhang von der Stange und schleuderte ihn zu Boden.

Ein Schreckensschrei kam von den Lippen des Malers, als er im düstern Licht das gräßlich grinsende Gesicht auf der Leinwand erblickte. In diesen Zügen war etwas, das ihn mit Ekel und Abscheu erfüllte. Gott im Himmel, es war Dorian Grays eigenes Antlitz, das er sah. Das Schreckliche, was es auch bedeuten mochte, hatte die prachtvolle Schönheit noch nicht ganz zerstört. Noch war etwas Gold in dem gelichteten Haar und etwas Scharlachrot auf dem sinnlichen Mund. Die verquollenen Augen hatten noch etwas von ihrem lieblichen Blau behalten, die edlen Linien waren von den geschwungenen Nasenflügeln und dem schön gebauten Hals noch nicht ganz verschwunden. Ja, es war Dorian selbst. Aber wer hatte das Bild gemalt? Er glaubte, den Strich seines eigenen Pinsels zu erkennen, und der Rahmen war von ihm selbst gezeichnet. Der Gedanke war ungeheuerlich, und doch fürchtete er sich. Er nahm die

brennende Kerze und hielt sie gegen das Bild. In der linken Ecke stand sein eigener Name in großen hellroten Lettern.

Es war irgendeine elende Parodie, eine niederträchtige, gemeine Satire. Er hatte dies Bild nicht gemalt. Und doch, es war sein eigenes Bild. Er wußte es jetzt. Es war, als ob sich sein Blut in einem Augenblick aus Feuer in einen Eisklumpen verwandelt hätte. Sein eigenes Bild! Was sollte es bedeuten? Warum hatte es sich verändert? Er drehte sich um und sah Dorian Gray mit den Augen eines Kranken an. Sein Mund zuckte, und seine trockne Zunge schien keinen Laut hervorbringen zu können. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie klebte von feuchtem Schweiß.

Der junge Mann lehnte gegen den Kamin und beobachtete ihn mit jenem merkwürdigen Ausdruck, den man auf den Gesichtern von Menschen sieht, die von dem Spiel eines großen Künstlers gefesselt sind. In seinem Gesicht sah man weder wirklichen Schmerz noch wirkliche Lust. Da war nur die Leidenschaft des Zuschauers und höchstens in den Augen ein triumphierendes Zucken. Er hatte die Blume aus dem Knopfloch genommen und roch daran oder tat doch so.

„Was bedeutet das?" rief Hallward schließlich. Seine eigene Stimme klang ihm schrill und seltsam in die Ohren.

„Vor vielen Jahren, als ich noch ein Knabe war," sagte Dorian Gray, während er die Blume in seinen Händen zerdrückte, „haben Sie mich getroffen, mir geschmeichelt und mich gelehrt, auf meine Schönheit eitel zu sein. Eines Tages stellten Sie mich einem Ihrer Freunde vor, der mir das Wunder der Jugend erklärte. Und damals beendeten Sie ein Bild von mir, das mir das Wunder der Schönheit offenbarte. In einem Augenblick des Wahnsinns — und ich

weiß noch jetzt nicht, ob ich ihn bedauere oder nicht — sprach ich einen Wunsch aus, vielleicht würden Sie es ein Gebet nennen ..."

„Ich erinnere mich. Wie gut erinnere ich mich ... Nein, das ist unmöglich. Das Zimmer ist feucht. Moder ist in die Leinwand gekommen. In den Farben, die ich benutzt habe, war irgendein elendes Gift. Ich sage Ihnen, so etwas ist unmöglich."

„Ach, was ist unmöglich?" flüsterte Dorian, ging zum Fenster hinüber und preßte seine Stirn gegen die kalte, nebelfeuchte Scheibe.

„Sie sagten mir, Sie hätten es zerstört."

„Ich habe mich geirrt. Es hat mich zerstört."

„Ich kann nicht glauben, daß es mein Bild ist."

„Erkennen Sie denn nicht Ihr Ideal darin?" fragte Dorian bitter.

„Mein Ideal, wie Sie es nennen ..."

„Wie Sie es nannten."

„In dem war nichts Böses, nichts Schändliches. Sie waren für mich ein Ideal, wie ich ihm nie wieder begegnen werde. Das ist aber das Gesicht eines Fauns."

„Es ist das Gesicht meiner Seele."

„Herr im Himmel, was für ein Ding habe ich angebetet! Es hat die Augen eines Teufels."

„In jedem von uns ist Himmel und Hölle, Basil", rief Dorian mit einer wilden, verzweifelten Gebärde.

Hallward wendete sich wieder zu dem Bilde und starrte es an. Er rief aus: „Mein Gott, wenn es wahr ist und Sie das aus Ihrem Leben gemacht haben, dann müssen Sie noch schlechter sein, als die, die gegen Sie sprechen, glauben." Er hielt das Licht wieder vor die Leinwand und betrachtete sie. Die Oberfläche schien ganz unzerstört und so, wie er sie gelassen hatte. Von innen war also die Fäulnis, das

Entsetzliche gekommen. Infolge einer sonderbaren inneren Belebung fraß der Aussatz der Sünde die ganze Gestalt hinweg. Die Verwesung eines Leichnams in einem feuchten Grabe konnte nicht so fürchterlich sein.

Seine Hand zitterte, und die Kerze fiel aus dem Leuchter auf den Boden und lag flackernd da. Er trat mit dem Fuß darauf und löschte sie aus. Dann warf er sich in den wackligen Stuhl, der am Tische stand, und vergrub sein Gesicht in den Händen.

„Großer Gott, Dorian, was für eine Lehre, was für eine furchtbare Lehre!"

Es kam keine Antwort, aber er konnte den andern am Fenster schluchzen hören.

„Beten Sie, Dorian, beten Sie", flüsterte er. „Was war es doch, was man uns in unserer Kindheit gelehrt hat? ‚Führe uns nicht in Versuchung! Vergib uns unsere Sünden! Nimm unser Unrecht von uns!' Wir wollen das zusammen sagen. Das Gebet Ihres Stolzes ist erfüllt worden. Das Gebet Ihrer Reue wird auch erfüllt werden. Ich habe Sie zu sehr geliebt. Ich bin dafür jetzt gestraft. Sie haben sich selbst zu sehr geliebt. Wir haben beide unsere Strafe."

Dorian Gray drehte sich langsam um und sah ihn mit tränenschimmernden Augen an. „Es ist zu spät, Basil", flüsterte er.

„Es ist nie zu spät, Dorian", sagte Hallward. „Wir wollen niederknien und sehen, ob wir uns nicht an ein Gebet erinnern können. Steht nicht irgendwo ein Vers: ‚Und wären deine Sünden wie Scharlach, so will ich sie weiß machen wie Schnee'?"

„Diese Worte haben für mich keinen Sinn mehr."

„Still, sagen Sie das nicht. Sie haben genug Böses in Ihrem Leben getan. Mein Gott, sehen Sie nicht, wie uns das fürchterliche Ding anstarrt?"

Dorian Gray blickte nach dem Bild, und plötzlich überkam ihn ein unbezwinglicher Haß auf Basil Hallward, als sei er ihm von dem Bild auf der Leinwand eingegeben, von diesen grinsenden Lippen in sein Ohr gewispert worden. Die heiße Leidenschaft eines gejagten Tieres wallte in ihm, und er haßte den Mann, der da an dem Tisch saß, mehr als er in seinem ganzen Leben irgend etwas gehaßt hatte. Er sah sich wild um. Auf der Platte des bemalten Kastens, der ihm gegenüberstand, glitzerte etwas. Sein Blick fiel darauf. Er erkannte, was es war. Ein Messer, das er vor einigen Tagen mit hinaufgenommen hatte, um ein Stück Schnur durchzuschneiden, und das er vergessen hatte. Er ging langsam darauf los, an Hallward vorbei. Wie er hinter ihm war, ergriff er das Messer und drehte sich um. Hallward rührte sich in seinem Stuhl, als wollte er aufstehen. Er stürzte sich auf ihn, bohrte ihm das Messer tief in die große Ader hinter dem Ohr und preßte den Kopf des Mannes auf den Tisch herunter, immer und immer wieder zustoßend.

Man hörte ein unterdrücktes Stöhnen und den fürchterlichen Tod eines Mannes, der in seinem Blute erstickt. Dreimal schlugen die ausgestreckten Arme zuckend um sich, fuhren grotesk steife Finger durch die Luft. Er stieß noch zweimal zu, aber der Mann rührte sich nicht mehr. Etwas begann auf dem Boden zu tröpfeln. Er wartete einen Augenblick und drückte den Kopf immer noch herab. Dann warf er das Messer auf den Tisch und horchte.

Er konnte nichts hören als das eintönige Tröpfeln auf den fadenscheinigen Teppich. Er öffnete die Tür und ging auf den Flur hinaus. Das Haus war vollständig ruhig. Niemand war auf. Über die Brüstung gebeugt, stand er einige Augenblicke da und sah hinab in die schwarze Dunkelheit. Dann nahm er den Schlüssel heraus, ging in das Zimmer zurück und schloß sich darin ein.

Das Weſen ſaß noch immer in dem Stuhl mit gebeugtem Kopf über den Tiſch gelehnt, mit gekrümmtem Rücken und langen phantaſtiſchen Armen. Wäre nicht der rote, klaffende Riß im Nacken geweſen und die dunkle Lache, die ſich allmählich auf dem Tiſch erweiterte, ſo hätte man glauben können, der Mann ſchlafe bloß.

Wie ſchnell war das alles geſchehen! Er fühlte ſich merkwürdig ruhig, ging zum Fenſter, öffnete es und trat auf den Balkon hinaus. Der Wind hatte den Nebel weggeblaſen, und der Himmel ſah aus wie der Schweif eines ungeheuren Pfaus, beſetzt mit Myriaden von goldenen Augen. Er blickte hinab und ſah, wie der Poliziſt ſeine Runde machte und den langen Strahl ſeiner Laterne auf die Türen der ſchweigſamen Häuſer gleiten ließ. Das rotgelbe Licht eines vorbeifahrenden Wagens erglomm an der Straßenecke und verſchwand dann. Ein Weib in einem wehenden Schal ſchob ſich langſam an dem Gitter des Platzes vorbei. Sie taumelte im Gehen. Dann und wann ſtand ſie ſtill und blickte zurück. Einmal begann ſie mit heiſerer Stimme zu ſingen. Der Schutzmann ging zu ihr hin und ſagte etwas. Sie humpelte lachend weg. Ein ſcharfer Luftzug fuhr über den Platz. Die Gasflammen zuckten und wurden blau, und die blattloſen Bäume ſchüttelten ihre ſchwarzen Zweige hin und her. Er ſchauderte und trat, das Fenſter ſchließend, zurück.

Als er bei der Türe war, drehte er den Schlüſſel um und öffnete ſie. Er blickte den Ermordeten nicht mehr an. Er empfand, daß das Geheimnis der ganzen Sache darin beſtehe, ſich die Situation nicht vorzuſtellen. Der Freund, der das verhängnisvolle Bild gemalt hatte, dem er all ſein Elend zu danken hatte, war aus ſeinem Leben verſchwunden. Das mußte genügen.

Dann dachte er an die Lampe. Es war eine ſehr merkwürdige mauriſche Arbeit, mattes Silber mit eingelegten

Arabesken aus glänzend poliertem Stahl, besetzt mit ungeschliffenen Türkisen. Sie könnte vielleicht von seinem Diener vermißt werden. Er könnte danach fragen. Er zögerte einen Augenblick, dann ging er zurück und nahm sie vom Tisch. Er mußte das tote Wesen sehen. Wie ruhig es war, wie furchtbar weiß die langen Hände aussahen! Er sah aus wie eine gräßliche Wachsfigur.

Nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, schlich er langsam hinunter. Das Holz knarrte, schien im Schmerz zu stöhnen. Er blieb mehrere Male stehen und wartete. Nein, alles war still. Man hörte nur den Widerhall seiner eigenen Schritte.

Als er in seinem Bibliothekszimmer war, erblickte er die Tasche und den Rock im Winkel. Die mußte irgendwo verborgen werden. Er öffnete ein Geheimfach, das in der Täfelung war, ein Fach, in dem er seine eigenen Verkleidungen aufbewahrte, und schob die Dinge hinein. Er konnte sie leicht später einmal verbrennen. Dann nahm er seine Uhr hervor. Es war zwanzig Minuten vor zwei.

Er setzte sich hin und begann nachzudenken. Jahr für Jahr, fast jeden Monat, werden in England Leute für das, was er getan hatte, gehenkt. Irgendein mörderischer Wahnsinn hatte in der Luft gelegen. Irgendein blutroter Stern war der Erde zu nahe gekommen ... Und doch, wie konnte man es ihm beweisen? Basil Hallward hatte das Haus um elf Uhr verlassen. Niemand hatte ihn wiederkommen sehen. Die meisten Diener waren in Selby Royal. Sein Kammerdiener war schlafen gegangen ... Paris! Ja. Basil war nach Paris gefahren. Mit dem Mitternachtszug, wie es seine Absicht gewesen war. Bei seinen merkwürdigen Gewohnheiten, seiner Zurückgezogenheit würden Monate vergehen, bevor irgendein Verdacht wach würde. Monate! Alles konnte lange vorher zerstört werden.

Ein plötzlicher Gedanke durchfuhr ihn. Er zog seinen Pelz an, setzte seinen Hut auf und ging in die Halle hinaus. Dort blieb er stehen, da er den langsamen, schweren Tritt des Schutzmanns draußen auf dem Pflaster hörte und das Flackern der Laterne sich im Fenster spiegeln sah. Er wartete und hielt den Atem an.

Nach einigen Augenblicken zog er den Riegel zurück und schlüpfte hinaus, das Tor ganz leise hinter sich zumachend. Dann zog er die Klingel. Nach etwa fünf Minuten kam sein Diener, halb angezogen und sehr verschlafen.

„Es tut mir leid, daß ich Sie wecken mußte, Francis," sagte er eintretend, „aber ich habe meinen Torschlüssel vergessen. Wieviel Uhr ist es?"

„Zehn Minuten nach zwei, gnädiger Herr", sagte der Diener mit einem blinzelnden Blick auf die Uhr.

„Zehn Minuten nach zwei? Schrecklich spät! Sie müssen mich morgen um neun Uhr wecken. Ich habe etwas zu tun."

„Zu Befehl, gnädiger Herr."

„Hat irgend jemand heute abend nach mir gefragt?"

„Mr. Hallward. Er hat hier bis elf Uhr gewartet und ging dann weg, um seinen Zug nicht zu versäumen."

„Es tut mir leid, daß ich ihn nicht gesehen habe. Sollen Sie mir etwas bestellen?"

„Nur, daß er von Paris aus schreiben würde, wenn er den gnädigen Herrn nicht im Klub treffen sollte."

„Schon gut, Francis. Vergessen Sie nicht, mich morgen um neun zu wecken."

Der Mann schlürfte die Stiege in seinen Pantoffeln hinab.

Dorian Gray warf Hut und Rock auf den Tisch und trat ins Bücherzimmer. Eine Viertelstunde ging er auf und ab mit zusammengekniffenen Lippen und dachte nach. Dann

nahm er das Adreßbuch von einem der Regale und begann die Seiten umzublättern. „Alan Campbell — — Hertford Street 152, Mayfair.“ Ja, das war der Mann, den er brauchte.

Vierzehntes Kapitel

Am nächsten Morgen um neun Uhr kam sein Diener mit einer Tasse Schokolade herein und öffnete die Läden. Dorian schlief ganz friedlich; er lag auf der rechten Seite, eine Hand unter seiner Wange. Er sah aus wie ein Knabe, der beim Spiel oder beim Lernen müde geworden ist.

Der Diener mußte ihn zweimal an der Schulter berühren, bevor er aufwachte, und als er dann die Augen öffnete, ging ein leichtes Lächeln über seine Lippen, als wäre er noch in einem entzückenden Traume befangen. Er hatte aber überhaupt nicht geträumt. Seine Nacht war weder von Bildern der Freude, noch von Bildern des Schmerzes verwirrt worden. Doch die Jugend lächelt auch ohne Grund. Das ist einer ihrer größten Reize.

Er drehte sich um, lehnte sich auf den Ellbogen und begann die Schokolade zu schlürfen. Die milde Novembersonne strömte in das Zimmer. Der Himmel war klar, eine heitere Wärme lag in der Luft. Es war fast wie ein Maimorgen.

Allmählich schlichen sich die Geschehnisse der vergangenen Nacht auf leisen, blutbefleckten Sohlen in sein Gehirn und bauten sich dort wieder mit fürchterlicher Deutlichkeit auf. Er erschauerte bei der Erinnerung an alles, was er erlitten hatte, und einen Augenblick lang kehrte der sonderbare Haß auf Basil Hallward wieder zurück, der ihn dazu getrieben hatte, den Freund, als er im Stuhl saß, zu töten; er wurde

kalt vor Leidenſchaft. Der Tote ſaß noch da oben und jetzt im hellen Sonnenlicht. Wie ſchrecklich das war! So gräßliche Dinge gehörten in die Dunkelheit, nicht an den Tag.

Er fühlte, daß er krank oder wahnſinnig werden würde, wenn er darüber brütete. Es gibt Sünden, deren Reiz mehr in der Erinnerung liegt als in dem Augenblicke, da man ſie begeht, und ſeltſame Siege, die dem Stolz mehr ſchmeicheln als der Leidenſchaft und dem Geiſt ein ſtärkeres Luſtgefühl geben, als es je die Sinne verſchaffen können. Aber das war keine von dieſen. Man mußte die Vorſtellung aus dem Geiſte verjagen, ſie mit Mohnſaft vergiften, ſie erſticken, da ſie einen ſonſt erſticken würde.

Als es halb ſchlug, fuhr er ſich mit der Hand über die Stirne, ſtand dann raſch auf und zog ſich mit faſt noch größerer Sorgfalt als gewöhnlich an, indem er ſehr viel Aufmerkſamkeit auf die Wahl ſeiner Krawatte und ſeiner Nadel verwandte und ſeine Ringe mehrmals wechſelte. Er verbrachte auch beim Frühſtück lange Zeit, koſtete von verſchiedenen Gerichten, ſprach mit ſeinem Diener über neue Livreen, die er den Bedienten in Selby machen laſſen wollte, und ſah ſeine Briefe durch. Bei einigen lächelte er. Drei ärgerten ihn. Einen las er mehrmals und zerriß ihn dann mit einem leichten Ärger. „Was für ein gräßliches Ding das Gedächtnis einer Frau iſt!“ hatte Lord Henry einmal geſagt.

Als er eine Schale ſchwarzen Kaffee getrunken hatte, trocknete er ſich die Lippen langſam mit einer Serviette ab, gab dem Diener ein Zeichen zu warten, ging zum Schreibtiſch hinüber und ſchrieb zwei Briefe. Einen ſteckte er in die Taſche, den anderen gab er dem Diener.

„Bringen Sie den nach Hertford Street 152, Francis, und wenn Mr. Campbell nicht in London iſt, laſſen Sie ſich ſeine Adreſſe geben.“

Sobald er allein war, zündete er eine Zigarette an und begann Skizzen zu machen, zeichnete zuerst Blumen, dann Architekturzierate und schließlich menschliche Gesichter. Plötzlich bemerkte er, daß jedes Gesicht, das er zeichnete, eine phantastische Ähnlichkeit mit Basil Hallward zu haben schien. Er runzelte die Stirn, stand auf, ging zum Bücherschrank und nahm, ohne zu wählen, ein Buch heraus. Er war fest entschlossen, an das Geschehene nicht früher zu denken, als es unbedingt notwendig war.

Als er sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte, sah er auf den Titel des Buches. Es waren Gautiers „Emaux et Camées", die Ausgabe von Charpentier auf japanischem Papier, mit Radierungen von Jacquemart. Der Einband war aus zitronengelbem Leder mit einem Muster von goldenem Fächerwerk und hineingetupften Granatäpfeln. Es war ein Geschenk Adrian Singletons. Als er die Blätter umschlug, fiel sein Auge auf das Gedicht über die Hand Lacenaires, die kalte gelbe Hand „du supplice encore mal lavée", mit ihrem roten Flaumhaar und ihren „doigts de faune". Er blickte auf seine eigenen weißen, spitzen Finger und schauderte unwillkürlich zusammen. Dann las er weiter, bis er zu den wunderbaren Versen auf Venedig kam:

„Sur une gamme chromatique,
Le sein de perles ruisselant,
La Vénus de l'Adriatique
Sort de l'eau son corps rose et blanc.

Les dômes, sur l'azur des ondes
Suivant la phrase au pur contour,
S'enflent comme des gorges rondes
Que soulève un soupir d'amour.

L'esquif aborde et me dépose,
Jetant son amarre au pilier,
Devant une façade rose,
Sur le marbre d'un escalier."

Wie ſchön die Verſe waren! Wenn man ſie las, hatte man die Empfindung, in einer ſchwarzen Gondel mit ſilbernem Vorderteil und lang herabhängenden Vorhängen durch die grünen Waſſerſtraßen dieſer roſenroten und perlfarbigen Stadt zu gleiten. Schon die Zeilen allein ſahen aus wie jene geraden, türkisblauen Linien, die einem folgen, wenn man nach dem Lido hinausfährt. Die plötzlichen Farbenblitze erinnerten an den Schimmer jener Vögel mit opal- und irisfarbenen Hälſen, die um den ſchlanken, wie eine Wabe durchlöcherten Kampanile flattern oder mit ſo vornehmer Anmut durch die düſtern, ſtaubigen Arkaden ſtelzen. Zurückgelehnt mit halbgeſchloſſenen Augen, ſagte er immer und immer wieder zu ſich:

„Devant une façade rose,
Sur le marbre d'un escalier."

Das ganze Venedig war in dieſen zwei Zeilen enthalten. Er dachte an den Herbſt, den er dort verbracht hatte, und eine wunderbare Liebe, die ihn zu wahnſinnigen, entzückenden Torheiten getrieben hatte. Es gab Romantik an jedem Ort. Aber Venedig hatte wie Oxford den Hintergrund für Romantik bewahrt, und für die wahre Romantik iſt der Hintergrund alles, faſt alles. Einen Teil der Zeit war Baſil mit ihm geweſen und war ganz toll vor Bewunderung für Tintoretto. Der arme Baſil! Was für eine ſchreckliche Art zu ſterben!

Er ſeufzte, nahm das Buch wieder auf und ſuchte zu vergeſſen. Er las von den Schwalben, die aus und ein fliegen in dem kleinen Café in Smyrna, wo die Hadjis ſitzen und ihre Bernſteinperlen zählen, und die Kaufleute im Turban ihre langen, quaſtenbehängten Pfeifen rauchen und ernſt miteinander ſprechen; er las von dem Obelisk auf der Place de la Concorde, der in ſeiner einſamen, ſonnenloſen Verban-

nung granitene Tränen weint und sich zurücksehnt nach dem heißen, lotusbedeckten Nil, wo es Sphinxen gibt, rosenrote Ibisse und weiße Geier mit goldenen Klauen, Krokodile mit kleinen Beryllaugen, die durch den grünen, dampfenden Schlamm kriechen; er fing an über die Verse nachzugrübeln, die Musik aus von Küssen beflecktem Marmor locken und von jener sonderbaren Statue erzählen, die Gautier einer Altstimme vergleicht, von dem „monstre charmant", das in dem Porphyrraum des Louvre steht. Aber nach einiger Zeit entfiel das Buch seinen Händen. Er wurde nervös, und ein gräßlicher Angstanfall überkam ihn. Was sollte geschehen, wenn Alan Campbell nicht in England war? Tage verstrichen unter Umständen, bevor er zurückkommen konnte. Vielleicht weigerte er sich, zu kommen. Was konnte er dann tun? Jeder Augenblick entschied über Leben und Tod.

Sie waren einmal sehr befreundet gewesen, vor fünf Jahren fast unzertrennlich. Dann war die Intimität plötzlich aus. Wenn sie sich in Gesellschaft trafen, lächelte nur noch Dorian Gray, niemals Alan Campbell.

Er war ein außerordentlich gescheiter junger Mann, wenn er auch kein wirkliches Gefühl für die Kunst hatte und das bißchen Sinn für die Dichtung, das er besaß, vollständig von Dorian stammte. Die intellektuelle Leidenschaft, die ihn beherrschte, war die Wissenschaft. In Cambridge hatte er einen großen Teil seiner Zeit mit Arbeiten im Laboratorium verbracht und war mit einem guten Examen in den Naturwissenschaften abgegangen. Noch jetzt war er dem Studium der Chemie ergeben. Er hatte ein eigenes Laboratorium, in dem er sich den ganzen Tag einzuschließen pflegte, zum großen Kummer seiner Mutter, die ihr Herz daran gesetzt hatte, daß er ins Parlament käme, und die eine unklare Vorstellung hatte, ein Chemiker sei ein Mensch, der Re-

zepte mache. Außerdem war er ein ausgezeichneter Muſiker und ſpielte ſowohl Geige als Klavier beſſer als die meiſten Dilettanten. Die Muſik hatte Dorian Gray und ihn auch zuerſt zuſammen gebracht — die Muſik und die unerklärliche Anziehungskraft, die Dorian ausüben konnte, wenn er es wünſchte, und in der Tat oft ausübte, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein. Sie hatten ſich bei Lady Berkſhire an dem Abend getroffen, als Rubinſtein dort ſpielte, und man ſah ſie dann immer zuſammen in der Oper und überall dort, wo gut geſpielt wurde. Achtzehn Monate dauerte dieſe Freundſchaft. Campbell war ſtets entweder in Selby Royal oder in Grosvenor Square. Für ihn wie für viele andere war Dorian Gray die Verkörperung alles Wunderbaren und Reizvollen im Leben. Ob dann ein Streit zwiſchen ihnen vorgefallen war oder nicht, wußte niemand; aber plötzlich bemerkten die Leute, daß ſie kaum miteinander ſprachen, wenn ſie ſich trafen, und daß Campbell aus jeder Geſellſchaft früh aufbrach, in der Dorian anweſend war. Er war verändert, merkwürdig melancholiſch bisweilen und ſchien die Muſik faſt zu haſſen; er ſpielte nie mehr ſelbſt, gab, wenn man ihn darum bat, als Entſchuldigung an, er gehe ſo ſehr in der Wiſſenſchaft auf, daß er keine Zeit zum Üben habe. Das war auch ſicher wahr. Er ſchien ſich jeden Tag mehr für biologiſche Studien zu intereſſieren, und ſein Name war ein paarmal in wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften in Verbindung mit gewiſſen merkwürdigen Experimenten genannt worden.

Das war der Mann, auf den Dorian wartete. Jede Sekunde blickte er auf die Uhr. Als die Minuten vergingen, wurde er furchtbar erregt. Schließlich ſtand er auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen wie ein ſchöner Vogel im Käfig. Er ſchritt weit aus und hatte etwas Lauerndes in ſeinem Gang. Seine Hände waren merkwürdig kalt.

Das Warten wurde unerträglich. Die Zeit schien mit bleiernen Füßen zu schleichen, während er von ungeheuren Stürmen dem zackigen Rand eines tiefen, schwarzen Abgrunds zugeschleudert wurde. Er wußte, was dort seiner harrte; er sah es leibhaftig, und schaudernd preßte er mit feuchten Händen seine brennenden Lider, als wolle er sein Gehirn der Sehkraft berauben und die Pupillen in ihre Höhlen zurückdrängen. Umsonst. Das Gehirn hat seine eigene Nahrung, mit der es sich mästet, und die Einbildungskraft, durch den Schrecken zum Grotesken gesteigert, krümmte sich vor Schmerz wie ein lebendes Wesen, tanzte wie eine widerwärtige Puppe auf einem Schaugerüst und grinste durch Masken. Dann blieb die Zeit auf einmal für ihn stehen. Ja, dieses blinde, langsam atmende Wesen kroch nicht mehr, die Zeit war tot und nun stürzten sich gräßliche Gedanken behend nach vorn, zerrten eine greuliche Zukunft aus dem Grabe und zeigten sie ihm. Er starrte darauf. Der Schrecken versteinerte ihn.

Endlich öffnete sich die Tür und der Diener trat ein. Er sah ihn mit gläsernen Augen an.

„Mr. Campbell, gnädiger Herr", sagte der Diener.

Ein Seufzer der Erleichterung kam von seinen trockenen Lippen, und die Farbe kehrte in seine Wangen zurück.

„Bitten Sie ihn, sofort hereinzukommen, Francis." Er fühlte, daß er wieder er selbst war. Der Anfall von Feigheit war vorbei.

Der Diener verbeugte sich und ging. Nach einigen Augenblicken trat Alan Campbell ein, mit strengem Gesicht und sehr bleich. Seine blasse Farbe wurde durch das kohlschwarze Haar und die dunklen Augenbrauen noch verstärkt.

„Alan, das ist freundlich von Ihnen ... Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind."

„Ich hatte die Absicht, nie wieder Ihr Haus zu betreten, Gray. Aber Sie schrieben, es handle sich um Leben oder Tod."

Seine Stimme war kalt und hart. Seine Sprache langsam und überlegt. Ein Zug von Verachtung lag in den festen, forschenden Augen, die er auf Dorian richtete. Er behielt die Hände in den Taschen seines Astrachanpelzes und schien die Bewegung, mit der er begrüßt worden war, nicht bemerkt zu haben.

„Ja, es handelt sich um Leben oder Tod. Und für mehr als einen, Alan. Setzen Sie sich."

Campbell nahm einen Stuhl am Tisch, und Dorian setzte sich ihm gegenüber. Die Augen der beiden Männer trafen sich. In denen Dorians lag unendliches Mitleid. Er wußte, daß das, was er tun werde, schrecklich sei.

Nach einem peinlichen Augenblick des Schweigens beugte er sich nach vorn und sagte sehr ruhig, die Wirkung jedes Wortes auf dem Gesicht des Mannes, den er hatte holen lassen, ablesend: „Alan, in einem verschlossenen Giebelzimmer dieses Hauses, in einem Zimmer, zu dem kein einziger Mensch außer mir Zutritt hat, sitzt ein toter Mann an einem Tisch. Er ist jetzt zehn Stunden tot. Rühren Sie sich nicht und sehen Sie mich nicht so an. Wer der Mann ist, warum er starb, wie er starb, sind Dinge, die Sie nichts angehen. Was Sie zu tun haben, ist ..."

„Hören Sie auf, Gray. Ich will nichts mehr wissen. Ob das, was Sie gesagt haben, wahr ist oder nicht, geht mich nichts an. Ich lehne es entschieden ab, mich in Ihr Leben einzumischen. Behalten Sie Ihre fürchterlichen Geheimnisse für sich! Sie interessieren mich nicht mehr."

„Alan, sie werden Sie interessieren müssen. Dies eine wenigstens. Es tut mir sehr leid um Sie, Alan, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Sie sind der einzige Mensch, der

imſtande iſt, mich zu retten. Ich bin gezwungen, Sie in dieſe Sache zu ziehen. Ich habe keine Wahl. Alan, Sie ſind ein Mann der Wiſſenſchaft. Sie verſtehen etwas von Chemie und dieſen Dingen. Sie haben Experimente gemacht. Was Sie zu tun haben, iſt: dieſes Weſen, das da oben iſt, zu zerſtören, ſo zu zerſtören, daß keine Spur davon übrigbleibt. Niemand hat dieſen Menſchen in mein Haus kommen ſehen. Man vermutet ihn im Augenblick in Paris. Monatelang wird er nicht vermißt werden. Wenn er vermißt wird, darf keine Spur von ihm hier gefunden werden. Alan, Sie müſſen ihn verwandeln, ihn und alles, was ihm gehört, zu einer Handvoll Aſche machen, die ich in die Luft ſtreuen kann."

„Sie ſind wahnſinnig, Dorian."

„Ah, wie ich darauf gewartet habe, daß Sie mich wieder Dorian nennen!"

„Sie ſind wahnſinnig, ſage ich Ihnen — wahnſinnig, daß Sie ſich einbilden, ich rühre auch nur einen Finger für Sie, wahnſinnig, daß Sie mir dies ungeheuerliche Geſtändnis machen. Was es auch iſt, ich will nichts damit zu tun haben. Glauben Sie, ich ſetzte meine Ehre für Sie aufs Spiel? Was geht es mich an, was für ein Teufelswerk Sie anrichten?"

„Es war ein Selbſtmord, Alan."

„Das freut mich. Aber wer hat ihn dazu getrieben? Sie, vermute ich."

„Weigern Sie ſich noch immer, das für mich zu tun?"

„Natürlich weigere ich mich. Ich will abſolut nichts damit zu tun haben. Es liegt mir gar nichts daran, was für ein Unglück über Sie kommt. Sie verdienen es gewiß. Es würde mir nicht leid tun, wenn ich Sie entehrt, öffentlich entehrt ſähe. Wie können Sie es wagen, mich, gerade mich von allen Menſchen auf der Welt in dieſe ſchrecklichen Dinge

mischen zu wollen? Ich hätte geglaubt, Sie wüßten mehr vom Charakter der Menschen. Ihr Freund, Lord Henry Wotton, kann Sie nicht viel Psychologie gelehrt haben, was er Sie auch sonst gelehrt hat. Nichts wird mich dazu bringen, auch nur einen Schritt zu tun, um Ihnen zu helfen. Sie sind an einen falschen Mann gekommen. Gehen Sie zu Ihren Freunden, nicht zu mir."

„Alan, es war Mord. Ich habe ihn umgebracht. Sie wissen nicht, was ich durch ihn gelitten habe. Was auch mein Leben ist, er hat mehr dazu getan, daß es so geworden und so zerstört worden ist, als der arme Henry. Er mag es nicht gewollt haben, die Wirkung ist dieselbe."

„Mord! Guter Gott, Dorian, sind Sie soweit gekommen? Ich werde Sie nicht anzeigen. Das ist nicht mein Amt. Aber auch, wenn ich mich nicht in die Sache mische, werden Sie gewiß gefaßt werden. Niemand begeht ein Verbrechen, ohne eine Dummheit dabei zu begehen. Ich will nichts damit zu tun haben."

„Sie müssen etwas damit zu tun haben. Warten Sie noch einen Augenblick, hören Sie mich an. Nur anhören, Alan. Alles, was ich von Ihnen verlange, ist ein gewisses wissenschaftliches Experiment. Sie gehen in Spitäler und Leichenhäuser, und das Schreckliche, das Sie dort tun, rührt Sie nicht. Wenn Sie in irgendeinem gräßlichen Sezier-saal oder in einem modrigen Laboratorium den Mann auf einem Metalltisch mit roten Röhren, aus denen das Blut ausfließen kann, liegen sähen, dann würden Sie ihn einfach als ein wunderbares Studienobjekt betrachten. Kein Härchen würde sich Ihnen sträuben. Sie hätten nicht das Gefühl, ein Unrecht zu tun. Im Gegenteil, Sie würden wahrscheinlich glauben, damit der menschlichen Gesellschaft eine Wohltat zu erweisen, die Summe der menschlichen Kenntnisse zu bereichern oder den intellektuellen Wissens-

drang zu befriedigen oder etwas dergleichen. Ich will nur, daß Sie tun sollen, was Sie oft vorher getan haben. In Wirklichkeit muß es viel weniger schrecklich sein, einen Leichnam zu zerstören als das, was Sie gewöhnlich machen. Und bedenken Sie: es ist der einzige Beweis gegen mich. Wenn der Körper entdeckt wird, bin ich verloren; und er wird gewiß entdeckt werden, wenn Sie mir nicht helfen."

„Ich habe keinerlei Wunsch, Ihnen zu helfen. Sie vergessen das. Die ganze Sache ist mir gleichgültig. Ich habe nichts mit ihr zu tun."

„Alan, ich beschwöre Sie. Denken Sie an die Lage, in der ich bin. Gerade ehe Sie gekommen sind, war ich fast ohnmächtig vor Schrecken. Vielleicht lernen Sie selbst einmal den Schrecken kennen. Nein, denken Sie nicht daran! Sehen Sie die Sache nur vom wissenschaftlichen Standpunkt an. Sie forschen doch sonst nicht nach, woher die Toten kommen, mit denen Sie experimentieren. Fragen Sie auch jetzt nicht. Ich habe Ihnen sowieso zu viel gesagt. Aber ich bitte Sie, tun Sie es. Wir waren doch einmal Freunde, Alan."

„Sprechen Sie nicht von den Tagen, Dorian. Sie sind tot."

„Die Toten verweilen manchmal. Der Mann oben geht nicht weg. Er sitzt am Tisch mit gebeugtem Haupt und ausgestreckten Armen. Alan! Alan, wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen, bin ich verloren. Sie werden mich aufhängen, Alan. Begreifen Sie das nicht? Sie werden mich hängen für das, was ich getan habe."

„Es hat keinen Sinn, diese Szene zu verlängern. Ich lehne es durchaus ab, etwas damit zu tun zu haben. Es ist wahnsinnig von Ihnen, mich darum zu bitten.

„Sie lehnen ab?"

„Ja."

„Ich beſchwöre Sie, Alan.“

„Es iſt vergeblich.“

Wiederum kam der mitleidige Blick in Dorian Grays Augen. Dann ſtreckte er die Hand aus, nahm ein Stück Papier und ſchrieb etwas darauf. Er las es zweimal durch, faltete es ſorgfältig zuſammen und ſchob es über den Tiſch. Nachdem er das getan hatte, ſtand er auf und ging zum Fenſter.

Campbell ſah ihn verwundert an, nahm dann das Papier und öffnete es. Als er es las, wurde ſein Geſicht geſpenſterhaft bleich und er fiel in ſeinen Stuhl zurück. Ein fürchterliches Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ihm war, als ob ſich ſein Herz in einem hohlen Loch zu Tode ſchlüge.

Nach zwei oder drei Minuten eines furchtbaren Schweigens drehte ſich Dorian um, ging zu dem andern hin, ſtellte ſich hinter ihn und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Es tut mir ſehr leid für Sie,“ flüſterte er, „aber Sie haben mir keine Wahl gelaſſen. Ich habe ſchon einen Brief geſchrieben. Hier iſt er. Sie ſehen die Adreſſe. Wenn Sie mir nicht helfen, werde ich ihn abſchicken. Sie wiſſen, was dann geſchieht. Aber Sie werden mir helfen. Jetzt können Sie nicht mehr nein ſagen. Ich habe verſucht, Ihnen das zu erſparen. Sie müſſen gerecht genug ſein, das zuzugeben. Sie waren hart, ſcharf, beleidigend. Sie haben mich behandelt, wie kein Menſch je gewagt hat, mich zu behandeln — wenigſtens kein lebender Menſch. Ich habe alles ertragen. Jetzt iſt es an mir, Bedingungen zu diktieren.“

Campbell vergrub ſein Geſicht in den Händen und erſchauerte.

„Ja, jetzt iſt an mir die Reihe, Alan. Sie wiſſen, was ich verlange. Die Sache iſt ganz einfach. Kommen Sie, regen

Sie ſich nicht auf. Die Sache muß geſchehen. Finden Sie ſich damit ab, tun Sie es."

Ein Stöhnen kam von Campbells Lippen, und er zitterte am ganzen Körper. Das Ticken der Uhr auf dem Kamin ſchien ihm die Zeit in getrennte Atome der Verzweiflung zu teilen, von denen jedes einzelne zu ſchrecklich war, als daß er es hätte ertragen können. Er hatte das Gefühl, als ob ein eiſerner Ring langſam um ſeine Stirn ſtraff geſpannt würde, als ob die Schande, mit der man ihn bedrohte, ſchon auf ihm läge. Die Hand auf ſeiner Schulter hatte das Gewicht von Blei. Sie war unerträglich. Sie ſchien ihn zu erdrücken.

„Alan, Sie müſſen ſich gleich entſcheiden."

„Ich kann es nicht tun", ſagte er mechaniſch, als könnten Worte etwas ändern.

„Sie müſſen. Sie haben keine Wahl. Laſſen Sie keine Zeit vergehen."

Er zögerte einen Augenblick. „Iſt ein Feuer in dem Raum oben?"

„Ja, ein Gasofen mit Aſbeſt."

„Ich muß nach Hauſe gehen und einiges aus dem Laboratorium holen."

„Nein, Alan, Sie dürfen das Haus nicht verlaſſen. Schreiben Sie auf ein Blatt Papier, was Sie brauchen, und mein Diener wird Ihnen die Sachen holen."

Campbell kritzelte ein paar Zeilen, trocknete ſie und ſchrieb auf das Kuvert den Namen ſeines Aſſiſtenten. Dorian nahm den Brief und las ihn ſorgfältig durch. Dann klingelte er und gab ihn dem Diener mit dem Auftrag, ſo raſch wie möglich zurückzukommen und die Sachen mitzubringen.

Als die Haustür ins Schloß fiel, zuckte Campbell nervös zuſammen, ſtand von ſeinem Stuhl auf und ging zum Kamin hinüber. Er zitterte in einer Art Schüttelfroſt. Nahe-

zu zwanzig Minuten sprach keiner der beiden Männer. Eine Fliege summte lärmend durch das Zimmer, und der Schlag der Uhr war wie der Fall eines Hammers.

Als es eins schlug, drehte sich Campbell um und sah, daß die Augen Dorian Grays mit Tränen gefüllt waren. In den reinen, edlen Zügen dieses traurigen Gesichts lag etwas, das ihn wütend machte. „Sie sind infam, ganz infam", flüsterte er.

„Ruhig, Alan. Sie haben mein Leben gerettet", sagte Dorian.

„Ihr Leben? Gott im Himmel, was für ein Leben ist das! Sie sind von Verderbnis zu Verderbnis geschritten, und jetzt haben Sie im Mord den Gipfel erreicht. Wenn ich tue, was ich jetzt tun werde, was Sie mich zu tun zwingen, so denke ich gewiß nicht an Ihr Leben."

„Ach, Alan," flüsterte Dorian seufzend, „ich wünschte, Sie hätten den tausendsten Teil des Mitleids mit mir, das ich mit Ihnen habe." Er drehte sich während dieser Worte um und stand da, in den Garten hinausblickend. Campbell gab keine Antwort.

Etwa nach zehn Minuten klopfte es an die Tür, und der Diener trat ein; er trug einen großen Mahagonikasten mit Chemikalien, dazu eine lange Rolle Stahl- und Platindraht und zwei merkwürdig geformte Eisenklammern.

„Soll ich die Sachen hier lassen, gnädiger Herr?" fragte er Campbell.

„Ja", antwortete Dorian. „Und es tut mir leid, Francis, aber ich habe noch einen Weg für Sie. Wie heißt der Mann in Richmond, der Selby mit Orchideen versorgt?"

„Harden, gnädiger Herr."

„Richtig, Harden. Sie müssen gleich nach Richmond fahren, Harden selbst aufsuchen und ihm sagen, er soll doppelt so viel Orchideen schicken, wie ich bestellt habe, und

zwar so wenig weiße wie möglich. Eigentlich will ich überhaupt keine weißen. Es ist ein schöner Tag, Francis, und Richmond ist ein hübscher Ort, sonst würde ich Sie damit nicht belästigen."

„Ganz zu Befehl, gnädiger Herr. Um wieviel Uhr soll ich zurück sein?"

Dorian sah Campbell an. „Wie lange wird Ihr Experiment dauern, Campbell?" fragte er mit ruhiger, gleichgültiger Stimme. Die Gegenwart einer dritten Person im Zimmer schien ihm außerordentlichen Mut zu verleihen.

Campbell runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. „Es wird ungefähr fünf Stunden in Anspruch nehmen", antwortete er.

„Dann ist es Zeit, wenn Sie um ein halb acht zurück sind, Francis. Doch halt: legen Sie meine Kleider zurecht, Sie können dann den Abend für sich haben. Ich speise nicht zu Hause, brauche Sie also nicht."

„Ich danke, gnädiger Herr", sagte der Diener und verließ das Zimmer.

„Alan, jetzt ist kein Augenblick zu verlieren. Wie schwer der Kasten ist! Ich werde ihn für Sie tragen, nehmen Sie die anderen Sachen." Er sprach sehr rasch und in befehlendem Tone. Campbell fühlte sich von ihm beherrscht. Sie verließen das Zimmer zusammen.

Als sie die oberste Stiege erreicht hatten, nahm Dorian den Schlüssel heraus und drehte ihn im Schloß um. Dann blieb er stehen. Ein Zug von Verwirrtheit trat in seinen Blick. Er schauderte. „Ich glaube, ich kann nicht hineingehen, Alan", flüsterte er.

„Das ist mir ganz gleichgültig. Ich brauche Sie nicht", sagte Campbell kalt.

Dorian öffnete die Tür zur Hälfte. Als er das tat, sah er, wie ihn das Gesicht seines Bildes im Sonnenlicht anschielte.

Davor lag auf dem Boden der herabgeriſſene Vorhang. Er erinnerte ſich, daß er in der vergangenen Nacht zum erſten Male vergeſſen hatte, die verhängnisvolle Leinwand zu verhüllen, und wollte eben nach vorn ſtürzen, als er mit einem Schauder zurückſchreckte.

Was war dieſer widerliche, rote Fleck, der naß und glänzend auf einer der Hände ſchimmerte, als hätte die Leinwand Blut geſchwitzt? Wie ſchrecklich das war! In dieſem Augenblick ſchien er ihm weit ſchrecklicher als das ſchweigſame Weſen, das, wie er wußte, über den Tiſch gebeugt war, das Weſen, deſſen grotesker, verunſtalteter Schatten auf dem befleckten Teppich ihm zeigte, daß es ſich nicht bewegt hatte, ſondern noch da war, wie er es verlaſſen hatte.

Er atmete tief, öffnete die Tür etwas weiter und ging mit halbgeſchloſſenen Augen und abgewendetem Kopf raſch hinein, entſchloſſen, auch nicht ein einziges Mal den Toten anzuſehen. Er bückte ſich dann, nahm den Vorhang aus Gold und Purpur auf und warf ihn gerade über das Bild.

Dann blieb er ſtehen, voll Angſt, ſich umzudrehen, und ſeine Augen richteten ſich auf die verſchlungenen Tapetenmuſter. Er hörte Campbell den ſchweren Kaſten hereinbringen, die Eiſenklammern und die anderen Geräte, die er für ſeine fürchterliche Arbeit verlangt hatte. Er fragte ſich, ob Campbell und Baſil Hallward einander je begegnet waren und wenn ja, welche Meinung ſie voneinander gehabt hätten.

„Laſſen Sie mich jetzt allein", ſagte eine ſtrenge Stimme hinter ihm.

Er drehte ſich um und lief hinaus, eben noch gewahrend, daß der Tote in ſeinen Seſſel zurückgelehnt worden war und daß Campbell in ein gelbes, ſchimmerndes Geſicht ſtarrte. Als er hinabging, hörte er, wie der Schlüſſel im Schloß gedreht wurde.

Es war lange nach sieben Uhr, als Campbell wieder in das Bibliothekszimmer trat. Er war bleich, aber vollständig ruhig. „Ich habe getan, was Sie von mir verlangt haben", sagte er leise. „Und jetzt adieu. Wir wollen uns nie wiedersehen."

Dorian sagte nur: „Sie haben mich vor dem Untergang gerettet, Alan. Ich kann das nicht vergessen."

Sobald ihn Campbell verlassen hatte, ging er nach oben. Ein schrecklicher Geruch von Salpetersäure war im Zimmer. Aber das Wesen, das am Tisch gesessen hatte, war fort.

Fünfzehntes Kapitel

An demselben Abend um ein halb neun Uhr wurde Dorian Gray, der aufs sorgsamste angezogen war und im Knopfloch einen großen Strauß Parmaveilchen trug, von sich tief verbeugenden Lakaien in den Salon Lady Narboroughs geführt. Auf seiner Stirne zitterten die überreizten Nerven, und er fühlte eine wahnsinnige Erregung, aber seine Gebärde, als er sich über die Hand der Wirtin beugte, war ebenso leicht und anmutig wie stets. Vielleicht sieht man nie so gelassen und sicher aus, als wenn man eine Rolle spielt. Gewiß hätte niemand, der Dorian Gray an diesem Abend gesehen hätte, geglaubt, daß er soeben eine Tragödie durchgemacht habe, die so schrecklich war wie irgendeine unserer Zeit. Diese feingeformten Finger konnten doch nie ein Messer umklammert haben, um eine Todsünde zu begehen, diese lächelnden Lippen nie Gott und die Tugend geschmäht haben. Er selbst mußte sich über die Ruhe seines Benehmens wundern. Einen Augenblick spürte er lebhaft die grauenvolle Lust eines Doppellebens.

Es war nur eine kleine Gesellschaft, ziemlich eilig von Lady Narborough veranstaltet. Die Wirtin war eine sehr gescheite Frau mit beträchtlichen Überbleibseln hervorragender Häßlichkeit, wie Lord Henry zu sagen pflegte. Sie war einem unserer langweiligsten Gesandten eine ausgezeichnete Frau gewesen, und nachdem sie ihren Gemahl, wie es sich geziemte, in einem marmornen Mausoleum, das nach ihren eigenen Zeichnungen erbaut worden war, bestattet und ihre Töchter an einige reiche, ziemlich ältliche Männer verheiratet hatte, widmete sie sich jetzt den Genüssen französischer Romane, französischer Kochkunst und französischen Esprits, wenn sie ihn bekommen konnte.

Dorian war einer ihrer besonderen Lieblinge, und sie sagte ihm immer, sie sei sehr froh darüber, ihn nicht früher kennengelernt zu haben. „Ich weiß, mein Lieber, ich hätte mich fürchterlich in Sie verliebt", pflegte sie zu sagen, „und hätte Ihnen schlankweg die Rose von der Brust weg zugeworfen. Es ist ein großes Glück, daß man zu der Zeit noch gar nicht an Sie dachte. Wie damals die Dinge lagen, habe ich nicht einmal eine Liebelei mit jemand gehabt. Aber das war nur die Schuld Narboroughs. Er war fürchterlich kurzsichtig, und es ist gar kein Vergnügen, einen Mann zu betrügen, der nie etwas sieht."

Ihre Gäste an diesem Abend waren ziemlich langweilig. Die Sache war so, erklärte sie Dorian hinter einem sehr schäbigen Fächer: eine ihrer verheirateten Töchter sei plötzlich zu Besuch gekommen und habe, was die Sache noch ärger machte, allen Ernstes ihren Mann mitgebracht. „Ich finde das sehr unfreundlich von ihr, mein Lieber", flüsterte sie ihm zu. „Natürlich bin ich jeden Sommer mit ihnen zusammen, wenn ich von Homburg zurückkomme. Aber eine alte Frau wie ich muß eben manchmal frische Luft haben, und außerdem rüttle ich sie dann etwas auf. Sie haben keine Ahnung,

was für ein Leben ſie dort führen. Es iſt das reine, unverfälſchte Landleben. Sie ſtehen früh auf, weil ſie ſo viel zu tun haben, und gehen früh zu Bett, weil ſie ſo wenig zu denken haben. In der ganzen Umgebung war ſeit der Zeit der Königin Eliſabeth kein Skandal, und infolgedeſſen ſchlafen ſie alle miteinander nach dem Diner ein. Sie ſollen aber nicht neben einem der beiden ſitzen, Sie ſollen neben mir ſitzen und mich amüſieren."

Dorian flüſterte ein anmutiges Kompliment und ſah ſich im Zimmer um. Ja, es war in der Tat eine langweilige Geſellſchaft. Zwei von den Anweſenden hatte er noch nie geſehen, und die anderen — da war Erneſt Harrowden, eine jener Mittelmäßigkeiten in mittleren Jahren, denen man in Londoner Klubs ſo häufig begegnet, die keine Feinde haben, die aber keiner ihrer Freunde leiden kann; dann Lady Ruxton, ein aufgeputztes Weib von ſiebenundvierzig Jahren mit einer Hakennaſe, die ſich immer anſtrengte, ſich zu kompromittieren, aber ſo ausgeſprochen häßlich war, daß zu ihrer großen Enttäuſchung nie jemand etwas Schlechtes von ihr glauben wollte; Mrs. Erlynne, eine aufdringliche Null mit einem entzückenden Liſpeln und venetianiſchrotem Haar; Lady Alice Chapman, die Tochter der Wirtin, eine ſchlecht gekleidete, langweilige Perſon mit einem jener charakteriſtiſchen engliſchen Geſichter, an die man ſich nie mehr erinnert, wenn man ſie einmal geſehen hat; und ihr Mann, ein rotwangiger, weißbärtiger Menſch, der, wie ſo viele ſeiner Kaſte, ſich einbildete, daß übertriebene Jovialität für den vollſtändigen Mangel an Einfällen ein Erſatz ſei.

Es tat ihm beinahe leid, daß er hingegangen war, bis Lady Narborough mit einem Blick auf die große goldene Pendeluhr, die ſich in geſchmackloſen Linien auf dem mauvebehängten Kamin ſpreizte, ausrief: „Wie häßlich von Henry Wotton, zu ſpät zu kommen! Ich habe heute früh auf

gut Glück zu ihm hinübergeschickt, und er hat fest versprochen, mich nicht sitzen zu lassen."

Es war ein Trost, daß Henry kommen sollte, und als sie die Tür dann öffnete und er seine langsame, musikalische Stimme irgendeine läppische Ausrede bezaubernd vorbringen hörte, schwand sein Unbehagen.

Trotzdem konnte er bei Tisch nichts essen. Platte nach Platte wurde unberührt weggetragen. Lady Narborough schalt ihn unaufhörlich, weil sie darin „eine Insulte gegen den armen Adolphe sah, der das ganze Menu eigens für ihn erfunden habe", und dann und wann blickte Lord Henry zu ihm hinüber, voll Staunen über sein Schweigen und sein zerstreutes Wesen. Von Zeit zu Zeit füllte der Diener sein Glas mit Champagner. Er trank hastig, und sein Durst schien zu wachsen.

„Dorian," sagte Lord Henry schließlich, als man das Chaud-froid herumreichte, „was ist heute abend mit Ihnen los? Sie sind ja ganz verstimmt."

„Ich glaube, er ist verliebt", sagte Lady Narborough „und hat Angst, es mir zu sagen, aus Furcht, daß ich eifersüchtig wäre. Er hat auch ganz recht."

„Liebe Lady Narborough," flüsterte Dorian lächelnd, „ich bin seit einer ganzen Woche nicht verliebt gewesen — genau gesagt, nicht seitdem Madame de Ferrol weg ist."

„Wie ihr Männer euch in diese Frau verlieben könnt!" rief die alte Dame. „Ich kann es wirklich nicht verstehen."

„Ach, Sie begreifen es nur deshalb nicht, weil sie Sie an die Zeit erinnert, wo Sie ein kleines Mädchen waren, Lady Narborough", sagte Lord Henry. „Sie ist das einzige Band zwischen uns und Ihren kurzen Kleidern."

„Sie erinnert sich wirklich nicht an meine kurzen Kleider, Lord Henry. Aber ich erinnere mich sehr gut an sie in Wien vor dreißig Jahren und wie dekolletiert sie damals war."

„Sie ist noch immer dekolletiert", antwortete er und nahm eine Olive in seine langen Finger. „Und wenn sie ein sehr schönes Kleid anhat, sieht sie aus wie eine Luxusausgabe eines schlechten französischen Romans. Sie ist wirklich wunderbar und voll Überraschungen. Ihre Begabung für Familienliebe ist ganz außerordentlich. Als ihr dritter Mann starb, wurde ihr Haar aus Trauer ganz goldgelb."

„Wie können Sie so etwas sagen, Henry!" rief Dorian.

„Es ist eine höchst romantische Erklärung", meinte die Wirtin lächelnd. „Aber ihr dritter Mann, Lord Henry? Sie wollen doch nicht sagen, daß Ferrol der vierte ist?"

„Doch, gerade das."

„Ich glaube kein Wort davon."

„Dann fragen Sie Mr. Gray. Er ist einer ihrer intimsten Freunde."

„Ist das wahr, Mr. Gray?"

„Sie selbst sagt es, Lady Narborough", erwiderte Dorian. „Ich fragte, ob sie wie Margarete von Navarra ihre Herzen einbalsamiert und am Gürtel hängen hat. Sie sagte mir, sie tue das nicht, weil keiner von ihnen überhaupt ein Herz gehabt habe."

„Vier Männer! Auf mein Wort, das ist trop de zèle."

„Trop d'audace sage ich ihr."

„Oh, sie hat Mut für alles, mein Lieber. Und was für ein Mensch ist Ferrol? Ich kenne ihn nicht!"

„Die Männer sehr schöner Frauen gehören zur Verbrecherklasse", sagte Lord Henry und nippte an seinem Weine.

Lady Narborough schlug ihn mit dem Fächer. „Lord Henry, es ist wirklich kein Wunder, daß die ganze Welt klagt, wie schlecht Sie sind."

„Aber welche ganze Welt sagt das?" fragte Lord Henry, seine Augenbrauen hebend. „Es kann nur die Nachwelt sein.

Denn dieſe Welt und ich, wir ſtehen ausgezeichnet miteinander."

„Alle meine Bekannten ſagen, daß Sie ſehr ſchlecht ſind!" rief die alte Dame, den Kopf ſchüttelnd.

Lord Henry ſah einige Augenblicke ernſt aus. „Es iſt ganz ungeheuerlich," ſagte er ſchließlich, „wie die Leute heutzutage herumgehen und hinter unſerem Rücken Dinge über uns ſagen, die vollſtändig wahr ſind."

„Iſt er nicht unverbeſſerlich?" rief Dorian und beugte ſich in ſeinem Stuhl vor.

„Ich hoffe", ſagte die Wirtin lachend. „Aber wenn Sie wirklich alle Madame de Ferrol in dieſer lächerlichen Weiſe anbeten, ſo werde ich mich verheiraten müſſen, um wieder in Mode zu kommen."

„Sie werden ſich nie wieder verheiraten, Lady Narborough", unterbrach Lord Henry. „Sie waren zu glücklich. Wenn eine Frau ſich wieder verheiratet, ſo tut ſie es, weil ſie ihren erſten Mann verabſcheute. Wenn ein Mann ſich wieder verheiratet, ſo tut er es, weil er ſeine erſte Frau anbetete. Die Frauen verſuchen ihr Glück, die Männer ſetzen ihres aufs Spiel."

„Narborough war nicht vollkommen!" rief die alte Dame.

„Wenn er es geweſen wäre, hätten Sie ihn nicht geliebt, teure Frau", war die Antwort. „Die Frauen lieben uns um unſerer Fehler willen. Wenn wir genug haben, vergeben ſie uns alles, ſelbſt unſeren Geiſt. Ich fürchte, Sie werden mich nie wieder zum Diner einladen, nachdem ich das geſagt habe, Lady Narborough, aber es iſt ganz wahr."

„Natürlich iſt es wahr, Lord Henry. Wenn wir Frauen euch nicht um eurer Fehler willen liebten, wohin kämet ihr? Nicht ein einziger von euch würde verheiratet ſein, und ihr wärt eine Geſellſchaft unglücklicher Junggeſellen. Das heißt,

Sie würde das nicht viel ändern. Heutzutage leben alle Ehemänner wie Junggesellen und alle Junggesellen wie Ehemänner."

„Fin de siècle", flüsterte Lord Henry.

„Fin du globe", entgegnete die Wirtin.

„Ich wollte, es wäre fin du globe", seufzte Dorian. „Das Leben ist eine große Enttäuschung."

„Ah, mein Lieber!" rief Lady Narborough und zog ihre Handschuhe an, „sagen Sie mir nicht, daß Sie das Leben erschöpft haben. Wenn ein Mann das sagt, weiß man, daß das Leben ihn erschöpft hat. Lord Henry ist ein sehr schlechter Mensch, und ich wünsche manchmal, ich wäre es auch gewesen. Aber Sie sind geschaffen, um gut zu sein — Sie sehen so gut aus. Ich muß für Sie eine hübsche Frau finden. Lord Henry, meinen Sie nicht, daß Mr. Gray heiraten sollte?"

„Ich sage ihm das immer, Lady Narborough", erwiderte Lord Henry mit einer Verbeugung.

„Dann müssen wir uns also nach einer guten Partie für ihn umsehen. Ich werde den Adelskalender heute nacht sorgfältig durchgehen und eine Liste der in Frage kommenden jungen Damen machen."

„Mit ihrem Alter, Lady Narborough?" fragte Dorian.

„Natürlich mit ihrem Alter, ein wenig retouchiert. Aber man darf nichts übereilen. Ich will, daß es genau das ist, was die ‚Morning-Post' eine passende Partie nennt, und ihr sollt beide glücklich werden."

„Was für einen Unsinn die Menschen doch über glückliche Ehen reden!" rief Lord Henry. „Ein Mann kann mit jeder Frau glücklich sein, solang er sie nicht liebt."

„Was für ein Zyniker Sie sind!" rief die alte Dame, schob ihren Stuhl zurück und nickte Lady Ruxton zu. „Sie müssen bald wieder kommen und mit mir speisen. Sie

sind wirklich eine wunderbare Nervenstärkung, viel besser als das, was mir mein Hausarzt verschreibt. Sie müssen mir sagen, was für Leute Sie treffen wollen. Es soll ein entzückender Abend werden."

„Ich liebe Männer, die eine Zukunft haben, und die Frauen, die eine Vergangenheit haben", antwortete er. „Oder meinen Sie, daß auf diese Weise eine Weibergesellschaft zustande käme?"

„Ich fürchte fast", sagte sie lachend, während sie aufstand. „Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Lady Ruxton," fuhr sie fort, „ich habe nicht bemerkt, daß Sie Ihre Zigarette noch nicht aufgeraucht haben."

„Nichts für ungut, Lady Narborough. Ich rauche viel zu viel. Ich werde mich in Zukunft einschränken müssen."

„Bitte tun Sie das nicht, Lady Ruxton", sagte Lord Henry. „Mäßigung ist eine unglückliche Sache. Genug ist so schlecht wie eine Mahlzeit, mehr als genug ist so gut wie ein Fest."

Lady Ruxton sah ihn neugierig an. „Lord Henry, Sie müssen einmal an einem Nachmittag kommen und mir das erklären. Es klingt wie eine verlockende Theorie", sagte sie, während sie aus dem Zimmer rauschte.

„Sitzen Sie mir ja nicht zu lange bei Ihrer Politik und Ihrem Tratsch!" rief Lady Narborough von der Türe aus, „sonst liegen wir uns oben sicher in den Haaren."

Die Männer lachten, und Mr. Chapman stand feierlich von dem Fußende des Tisches auf und setzte sich oben an. Dorian Gray wechselte seinen Sitz und setzte sich neben Lord Henry. Mr. Chapman begann mit sehr lauter Stimme über die parlamentarische Lage zu sprechen. Er bellte seine Gegner an. Das Wort „Doktrinär" — ein Wort voller Schrecken für den britischen Geist — tauchte von Zeit zu Zeit in seinen Mutausbrüchen auf. Eine alliterierende Vorsilbe diente als Redeschmuck. Er flaggte den Union Jack

auf dem Maste des Gedankens. Die angestammte Dummheit der Rasse — gesunder englischer Menschenverstand, nannte er sie wohlwollend — wurde als das Hauptbollwerk der Gesellschaft hingestellt.

Lord Henry zog lächelnd die Lippen kraus. Er drehte sich um und blickte Dorian an.

„Geht es Ihnen besser, mein Freund? Sie schienen beim Diner nicht in Ordnung zu sein."

„Ich bin ganz wohl, ich bin nur müde."

„Sie waren gestern abend entzückend. Die kleine Herzogin betet Sie an. Sie hat mir erzählt, daß sie nach Selby kommt."

„Sie hat mir versprochen, am zwanzigsten zu kommen."

„Wird Monmouth auch da sein?"

„Natürlich, Henry."

„Er langweilt mich fürchterlich, fast so sehr wie er sie langweilt. Sie ist sehr klug, zu klug für eine Frau. Es fehlt ihr der unbeschreibliche Reiz der Schwäche. Die Tonfüße machen erst das Gold des Götzen wertvoll. Ihre Füße sind sehr hübsch, aber es sind keine Tonfüße. Weiße Porzellanfüße, wenn Sie wollen. Sie sind schon im Feuer gewesen, und was das Feuer nicht zerstört, härtet es. Sie hat ihre Erfahrungen hinter sich."

„Wie lange ist sie verheiratet?" fragte Dorian.

„Sie sagt, eine Ewigkeit. Nach dem Adelskalender sind es wohl zehn Jahre. Aber zehn Jahre mit Monmouth müssen wie eine Ewigkeit gewesen sein, die Zeit mitgerechnet. Wer kommt sonst noch?"

„Die Willoughbys, Lord Rugby und seine Frau, unsere Wirtin, Geoffrey Clouston, die gewöhnliche Gesellschaft. Ich habe auch Lord Grotrian gebeten."

„Ich habe ihn sehr gern", sagte Lord Henry. „Viele Leute können ihn nicht leiden, ich finde ihn aber reizend. Dafür, daß seine Kleidung manchmal etwas überladen

ist, entschädigt er dadurch, daß er immer ganz überbildet ist. Er ist ein ganz moderner Typus.

„Ich weiß nicht, ob er kommen kann, Henry. Vielleicht muß er mit seinem Vater nach Monte Carlo."

„Was für eine Plage die Familie ist! Versuchen Sie doch, ihn zum Kommen zu bewegen. Übrigens, Dorian, Sie sind gestern abend sehr früh weggegangen. Sie haben uns vor elf Uhr verlassen. Was haben Sie dann getan? Sind Sie gleich nach Hause gegangen?"

Dorian sah rasch zu ihm hinüber und runzelte die Stirn. „Nein, Henry," sagte er schließlich, „es war schon fast drei als ich nach Hause kam."

„Waren Sie im Klub?"

„Ja", antwortete er. Dann biß er sich auf die Lippen. „Nein, das stimmt nicht, ich war nicht im Klub. Ich ging nur so herum. Ich habe vergessen, was ich getan habe. Wie neugierig Sie sind, Henry! Sie wollen immer wissen, was man getan hat. Ich will immer vergessen, was ich getan habe. Wenn Sie die genaue Zeit wissen wollen, ich bin um halb drei nach Hause gekommen. Ich hatte meinen Torschlüssel vergessen, und mein Diener mußte mir öffnen. Wenn Sie noch irgendeine Zeugenaussage zu meinen Gunsten wünschen, können Sie ihn ja fragen."

Lord Henry zuckte die Achseln. „Mein lieber Freund, was soll mir daran liegen? Wir wollen in den Salon hinauf. Nein, danke, Mr. Chapman, keinen Sherry. Dorian, Ihnen ist etwas zugestoßen. Sagen Sie mir, was es ist. Sie sind heute abend nicht Sie selbst."

„Kümmern Sie sich nicht um mich, Henry. Ich bin gereizt und schlecht gelaunt. Ich komme morgen oder an einem der nächsten Tage zu Ihnen. Bitte, entschuldigen Sie mich bei Lady Narborough. Ich gehe nicht mehr hinauf. Ich gehe nach Hause. Ich muß nach Hause."

„Schön, Dorian. Ich hoffe, ich sehe Sie morgen zum Tee. Die Herzogin kommt."

„Ich will versuchen, da zu sein, Henry", sagte er und verließ das Zimmer.

Als er nach Hause fuhr, merkte er, daß das Angstgefühl, das er erstickt zu haben glaubte, wiedergekehrt sei. Lord Henrys zufällige Fragen hatten ihm die Ruhe genommen, und er brauchte seine Kaltblütigkeit noch. Dinge, die Gefahr bringen konnten, mußten zerstört werden. Er schauerte zusammen. Der Gedanke, sie nur zu berühren, war ihm furchtbar.

Und doch mußte es geschehen. Er war sich darüber klar, und als er die Tür seines Bibliothekszimmers verschlossen hatte, öffnete er das geheime Fach, in das er Basil Hallwards Mantel und Tasche gesteckt hatte. Ein mächtiges Feuer brannte. Er legte noch ein Scheit Holz nach. Der Geruch der brennenden Kleider und des eingeäscherten Leders war entsetzlich. Er brauchte dreiviertel Stunden, um alles zu verbrennen. Schließlich fühlte er sich schwach und krank, und nachdem er einige Räucherkerzen aus Algier in einer durchbrochenen Kupferpfanne angezündet hatte, wusch er sich die Hände mit einem kühlen, moschusduftenden Essig.

Plötzlich schrak er zusammen. Seine Augen wurden merkwürdig hell, und er nagte nervös an der Unterlippe. Zwischen zwei Fenstern stand ein großer Florentiner Ebenholzschrank, mit Elfenbein und blauem Lapis eingelegt. Er beobachtete ihn, als wäre er ein lebendes Wesen, das fesseln und ängstigen könne, als schließe er etwas ein, das er zugleich sehnsüchtig begehrte und haßte. Sein Atem ging schnell. Eine wilde Gier überkam ihn. Er zündete eine Zigarette an und warf sie gleich weg. Seine Augenlider senkten sich so tief, daß die langen Wimpern fast die Wangen berührten. Aber er sah den Schrank immer noch an.

Schließlich erhob er sich von dem Sofa, auf dem er gelegen hatte, ging zum Schrank, schloß ihn auf und berührte eine geheime Feder. Ein dreieckiges Fach kam langsam zum Vorschein. Seine Finger bewegten sich instinktiv dagegen, griffen hinein und faßten etwas. Es war eine kleine chinesische Schachtel aus schwarzem Lack mit goldenen Tupfen, sehr sorgfältig gearbeitet, die Ecken mit gekrümmten Wellenlinien geziert; und an den seidenen Schnüren hingen runde Kristalle und Troddeln aus Metalldraht. Er öffnete sie. Eine grüne, glänzende, wachsige Masse von seltsam schwerem und durchdringendem Geruch lag darin.

Er zögerte einige Momente mit einem seltsam unbeweglichen Lächeln auf dem Gesicht. Dann schauerte er zusammen, obwohl die Luft im Zimmer fürchterlich heiß war, raffte sich auf und sah nach der Uhr. Es fehlten zwanzig Minuten an zwölf. Er legte die Schachtel zurück, schloß die Türen des Schrankes und ging in sein Schlafzimmer.

Als die Mitternacht metallene Schläge in die dumpfe Luft schickte, schlich Dorian Gray in ordinären Kleidern, ein Tuch um den Hals, leise aus dem Hause. In Bond Street fand er einen Wagen mit einem guten Pferd. Er winkte dem Kutscher und sagte ihm mit leiser Stimme eine Adresse.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Es ist zu weit für mich", brummte er.

„Da haben Sie einen Sovereign. Sie sollen noch einen halben haben, wenn Sie rasch fahren."

„Schön, Herr!" antwortete der Mann. „In einer Stunde sind wir da." Nachdem er sein Geld eingesteckt hatte, drehte er um und fuhr rasch der Themse zu.

Sechzehntes Kapitel

Ein kalter Regen begann zu fallen. Die flackernden Laternen sahen im tropfenden Nebel geisterhaft aus. Die zahlreichen Schenken wurden gerade geschlossen, und dunkle Männer und Frauen standen in zerstreuten Haufen vor den Türen. Aus einigen Wirtschaften drang das Geräusch fürchterlichen Lachens. In anderen zankten und grölten Trunkenbolde.

In den Wagen zurückgelehnt, den Hut über die Stirn gezogen, beobachtete Dorian Gray mit schlaffen Augen das gemeine Elend der Großstadt, und dann und wann wiederholte er sich die Worte, die ihm Lord Henry an jenem ersten Tage, als sie sich kennen gelernt hatten, gesagt hatte: „Man muß die Seele durch die Sinne, die Sinne durch die Seele heilen." Ja, das war das Geheimnis. Er hatte es oft versucht und wollte es jetzt wieder versuchen. Es gab Opiumkneipen, wo man Vergessen kaufen konnte, Kneipen des Schreckens, wo die Erinnerung an alte Sünden durch den Wahnsinn neuer zerstört wurde.

Der Mond hing tief am Himmel wie ein gelber Schädel. Von Zeit zu Zeit streckte eine große unförmige Wolke einen langen Arm nach ihm aus und verbarg ihn. Die Gaslampen wurden seltener und die Straßen enger und düsterer. Einmal verlor der Kutscher seinen Weg und mußte eine halbe Meile zurückfahren. Das Roß dampfte, als es in die Pfützen patschte. Die Seitenfenster des Wagens waren mit grauem Dunst beschlagen.

„Die Seele durch die Sinne heilen und die Sinne durch die Seele ..." Wie ihm die Worte in sein Ohr klangen! Ja, seine Seele war todkrank. Konnten die Sinne sie wirklich heilen? Unschuldiges Blut war vergossen worden. Welche Buße konnte es dafür geben? Ach, dafür gab es keine Buße

Aber wenn auch Vergebung unmöglich war, Vergessen war doch möglich. Und er war fest entschlossen, zu vergessen, die ganze Sache auszumerzen, sie zu zertreten, wie man eine Natter, die einen gebissen hat, zertritt. Welches Recht hatte Basil denn gehabt, zu ihm zu sprechen, wie er es getan hatte? Wer hatte ihn zum Richter über andere gemacht? Er hatte Dinge gesagt, die schrecklich waren, furchtbar, unerträglich.

Der Wagen rollte fort und schien von Schritt zu Schritt langsamer zu gehen. Er riß die Klappe auf und rief dem Kutscher zu, schneller zu fahren. Der gräßliche Hunger nach Opium fing an, in ihm zu nagen. Seine Kehle brannte, die feinen Hände preßten sich nervös ineinander. Er schlug wie toll mit seinem Stock auf das Pferd los. Der Kutscher lachte und peitschte. Er lachte zur Antwort, und der Mann schwieg.

Der Weg schien nicht zu enden, und die Straßen waren wie ein schwarzes Netz einer zappelnden Spinne. Die Eintönigkeit wurde unerträglich, und als der Nebel dichter wurde, empfand er Furcht.

Dann fuhren sie an einsamen Ziegeleien vorüber. Der Nebel wurde hier leichter, und er konnte die merkwürdigen, flaschenförmigen Trockenöfen mit ihren orangefarbigen fächerartigen Feuerzungen sehen. Ein Hund bellte, als sie vorbeifuhren, und weit weg in der Dunkelheit schrie eine ziellos umherfliegende Möwe. Das Pferd stolperte in einer Radspur, machte einen Seitensprung und fing dann an zu galoppieren.

Nach einiger Zeit verließen sie den Lehmweg, und der Wagen rüttelte über roh gepflasterte Gassen. Die meisten Fenster waren schwarz, aber dann und wann sah man die Silhouetten phantastischer Schatten hinter einem erleuchteten Fenster. Er sah sie neugierig an. Sie bewegten sich wie ungeheuerliche Marionetten, machten Gebärden wie Lebende.

Er haßte sie. Ein dumpfer Zorn war in seinem Herzen. Als sie um eine Ecke bogen, kreischte ihm ein Weib aus einer offenen Tür etwas zu, und zwei Männer rannten vielleicht hundert Meter hinter dem Wagen her. Der Kutscher schlug nach ihnen mit der Peitsche.

Man sagt, die Leidenschaft führe immer wieder dieselben Gedanken herauf. Und es ist wahr, daß in einer fürchterlichen ewigen Wiederholung die zerbissenen Lippen Dorian Grays jene feinen Worte von der Seele und den Sinnen formten und immer wieder formten, bis er in ihnen den vollsten Ausdruck seiner Stimmung gefunden und so durch die Zustimmung des Verstandes Leidenschaften gerechtfertigt hatte, die auch ohne solche Rechtfertigung sein Gefühl beherrscht hätten. Von Zelle zu Zelle seines Gehirns schlich der eine Gedanke; und die wilde Lebensgier, noch schrecklicher als jeder andere menschliche Hunger, gab jedem zitternden Nerv und Muskel frische Kraft. Das Häßliche, das er einst verabscheut hatte, weil es den Dingen Wirklichkeit gab, wurde ihm jetzt aus demselben Grunde teuer. Das Häßliche war das einzig Wirkliche. Das rohe Geschrei, die ekelhafte Kneipe, die wilde Heftigkeit eines zügellosen Lebens, die tiefe Verkommenheit der Diebe und Verbrecher waren in der intensiven Wirklichkeit ihrer Eindrücke mehr erfüllt vom Leben als alle anmutigen Formen der Kunst, die Traumschatten des Liedes. Sie waren, was er zum Vergessen brauchte. In drei Tagen würde er frei sein.

Plötzlich hielt der Mann mit einem Ruck am Ende einer schwarzen Gasse an. Über den niedrigen Dächern und gezackten Schornsteinen der Häuser konnte man die schwarzen Maste der Schiffe sehen. Fetzen von weißem Nebel hingen wie gespensterhafte Segel an den Segelstangen.

„Hier irgendwo, nicht?" fragte die rauhe Stimme des Kutschers.

Dorian schrak auf und blickte sich um. „Schon gut", antwortete er, stieg rasch aus, gab dem Kutscher das Geld, das er ihm versprochen hatte, und ging rasch dem Kai zu. Hier und da flammte eine Lampe am Heck eines großen Kauffahrers. Das Licht zitterte und glitzerte in den Pfützen. Ein roter Flimmer kam von einem nach auswärts bestimmten Schiff, das Kohlen lud. Das schlüpfrige Pflaster sah aus wie ein nasser Gummimantel.

Er ging rasch nach links zu und blickte sich dann und wann um, ob ihm niemand folgte. Nach sieben oder acht Minuten kam er zu einem kleinen, schäbigen Haus, das zwischen düsteren Fabriken eingekeilt war. In einem der obersten Fenster war Licht. Er blieb stehen und klopfte auf eine besondere Art an.

Nach einer kleinen Weile hörte er Schritte im Flur, und die Kette wurde losgemacht. Die Tür öffnete sich ruhig, und er trat hinein, ohne ein Wort zu der kauernden, verunstalteten Gestalt zu sagen, die sich in den Schatten drückte, als er vorbeiging. Am Ende des Flurs hing ein zerlumpter grüner Vorhang, der in dem stürmischen Luftzug, den er von der Straße mitbrachte, hin und her zuckte. Er schob ihn beiseite und trat in einen langen tiefen Raum, der aussah, als wäre er früher ein Tanzlokal dritten Ranges gewesen. Grell flackernde Gasflammen, die sich stumpf und unförmlich in den fliegenbeschmutzten Spiegeln ihm gegenüber abbildeten, hingen rundherum an den Wänden. Schmierige Reflektoren aus geripptem Zinn waren dahinter und brachten zitternde Lichtscheiben hervor. Der Boden war mit ockerfarbigen Sägespänen bedeckt, die an einzelnen Stellen zu Schmutz getreten waren und in denen sich schwarze Ringe von vergossenen Getränken abzeichneten. Ein paar Malaien kauerten an einem kleinen Kohlenofen, spielten mit knöchernen Spielmarken und zeigten, wenn sie sprachen, ihre weißen

Zähne. In einem Winkel, den Kopf in den Händen vergraben, lümmelte sich ein Matrose über den Tisch, und an dem bunt bemalten Büfett, das eine ganze Seite des Zimmers einnahm, standen zwei hagere Weiber und verlachten einen alten Mann, der mit einem Ausdruck des Ekels die Ärmel seines Rockes bürstete. „Er denkt, er hat sich Läuse geholt", lachte die eine, als Dorian an ihnen vorüberging. Der Mann sah sie erschreckt an und begann zu wimmern.

Am Ende des Zimmers war eine kleine Stiege, die in eine dunkle Kammer führte. Als Dorian rasch die drei wackligen Stufen hinabging, schlug ihm der schwere Geruch des Opiums entgegen. Er holte tief Atem, und seine Nasenflügel zitterten vor Lust. Als er eintrat, sah ihn ein junger Mann mit weichem Blondhaar an; er beugte sich über eine Lampe, an der er eine lange, dünne Pfeife anzündete, und nickte zögernd.

„Sie hier, Adrian?" flüsterte Dorian.

„Wo soll ich sonst sein?" antwortete er schlaff. „Keiner will mehr mit mir sprechen."

„Ich dachte, Sie hätten England verlassen?"

„Darlington wird nichts gegen mich tun. Mein Bruder hat den Wechsel schließlich gezahlt. George spricht auch nicht mehr mit mir ... Es liegt mir nichts daran", fügte er seufzend hinzu. „Solang man das Zeug da hat, braucht man keine Freunde. Ich glaube, ich habe zuviel Freunde gehabt."

Dorian zuckte zusammen und sah sich nach den grotesken Wesen um, die da in so phantastischen Stellungen auf den zerlumpten Matratzen lagen. Die verdrehten Glieder, der klaffende Mund, die starrenden glanzlosen Augen zogen ihn unwiderstehlich an. Er kannte das seltsame Paradies, in dem sie litten, und welche dumpfe Hölle sie das Geheimnis einer neuen Lust lehrte. Denen ging es besser als

ihm. Ihn hielten seine Gedanken gefangen. Die Erinnerung fraß wie eine fürchterliche Krankheit seine Seele weg. Von Zeit zu Zeit glaubte er die Augen Basil Hallwards auf sich gerichtet zu sehen. Er spürte, daß er hier nicht bleiben konnte. Die Anwesenheit von Adrian Singleton störte ihn. Er wollte irgendwo sein, wo ihn niemand kennen würde. Er wollte sich selber entfliehen.

„Ich gehe in das andere Lokal", sagte er nach einer Weile.

„Auf der Werft?"

„Ja."

„Die tolle Katze ist sicher dort. Sie wollen sie jetzt hier nicht mehr haben."

Dorian zuckte die Achseln. „Ich habe die Weiber, die einen lieben, satt. Weiber, die einen hassen, sind viel interessanter. Übrigens ist das Zeug dort besser."

„So ziemlich dasselbe."

„Mir schmeckt's besser. Kommen Sie mit, wir wollen etwas trinken. Ich muß etwas nehmen."

„Ich mag nichts", flüsterte der junge Mann.

„Kommen Sie nur."

Adrian Singleton stand träge auf und ging mit Dorian zum Büfett. Ein Mischling in zerfetztem Turban und schäbigem Ulster grinste ihnen einen widerlichen Gruß zu, als er zwei Gläser und eine Brandyflasche vor sich stellte. Die Weiber schwankten herbei und begannen zu schwatzen. Dorian drehte ihnen den Rücken zu und sagte leise etwas zu Adrian Singleton.

Ein Grinsen wie ein malaiischer Dolch verzerrte das Gesicht eines der Weiber. „Wir fühlen uns sehr geehrt heute nacht", höhnte sie.

„Um Gottes willen, redet nicht mit mir!" schrie Dorian und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Was wollt ihr? Geld? Da! Aber sprecht kein Wort mehr zu mir!"

Zwei rote Funken blitzten einen Augenblick in den verquollenen Augen des Weibes auf, dann verloschen sie wieder und ließen sie stumpf und gläsern erscheinen. Sie warf den Kopf zurück und raffte mit gierigen Fingern die Münzen auf dem Zahltisch zusammen. Ihre Gefährtin beobachtete sie neidisch.

„Es hat keinen Zweck", sagte Adrian Singleton seufzend. „Ich will nicht mehr zurück. Was liegt daran? Ich bin hier ganz glücklich."

„Wollen Sie mir schreiben, wenn Sie etwas brauchen?" fragte Dorian nach einer Weile.

„Vielleicht."

„Dann gute Nacht!"

„Gute Nacht!" antwortete der junge Mann, schritt die Treppe hinauf und wischte sich den vertrockneten Mund mit dem Taschentuch ab.

Dorian schritt zur Tür, einen schmerzlichen Zug im Gesicht. Als er den Vorhang beiseite zog, kam ein greuliches Lachen von den geschminkten Lippen des Weibes, das sein Geld genommen hatte. „Da geht der Teufelsbraten!" stieß sie mit einer rauhen Stimme hervor.

„Der Teufel hole dich!" antwortete er. „Nenne mich nicht so!"

Sie schnippte mit den Fingern. „Der Märchenprinz willst du genannt sein, nicht?" schrie sie hinter ihm her.

Bei diesen Worten sprang der schläfrige Matrose auf und blickte sich wild um. Das Geräusch der zufallenden Tür drang an sein Ohr. Er stürzte hinaus, als ob er ihn verfolgen wollte.

Dorian Gray ging rasch durch den herabtropfenden Regen den Kai entlang. Das Zusammentreffen mit Adrian Singleton hatte ihn seltsam bewegt, und er fragte sich, ob der Untergang dieses jungen Lebens wirklich seine Schuld

war, wie ihm Basil Hallward mit so schändlicher Beschimpfung gesagt hatte. Er biß sich auf die Lippen, und einige Augenblicke wurde sein Auge traurig. Aber schließlich, was ging es ihn an? Das Dasein war zu kurz, als daß man die Last fremder Sünden auf seine Schultern nehmen könnte. Jedermann mußte sein eigenes Leben leben und seinen eigenen Preis für das Leben zahlen. Das einzige Unglück war, daß man so oft für nur ein Vergehen zu zahlen hatte. Man mußte immer und immer wieder zahlen. In seinem Verkehr mit dem Menschen schloß das Schicksal die Rechnung nie ab.

Die Psychologen sagen, daß es Augenblicke gibt, in denen der Trieb zur Sünde oder dem, was die Welt Sünde nennt, einen Menschen so beherrscht, daß jeder Nerv des Körpers, jede Zelle des Gehirns von fürchterlichen Antrieben erfüllt zu sein scheint. Männer und Frauen verlieren in solchen Augenblicken die Freiheit ihres Willens. Sie bewegen sich automatisch ihrem schrecklichen Ende zu. Die Wahl ist ihnen genommen, und das Gewissen ist entweder tot oder, wenn es überhaupt lebt, so lebt es nur, um der Empörung Reiz und dem Ungehorsam einen besonderen Zauber zu verleihen. Denn alle Sünden sind, wie die Psychologen nicht müde werden uns zu sagen, Sünden des Ungehorsams. Als jener hohe Geist, der Morgenstern des Bösen, vom Himmel fiel, da fiel er als Rebell herab.

Verhärtet, die Gedanken allein auf das Böse gerichtet, mit befleckter Geist, einer Seele, die nach Empörung hungerte, eilte Dorian weiter, und während er ging, beschleunigte er seine Schritte immer mehr. Als er aber in einen düsteren Torweg einbog, der ihm oft genug als abgekürzter Weg zu dem übel berüchtigten Ort, den er jetzt aufsuchen wollte, gedient hatte, fühlte er sich plötzlich von rückwärts gefaßt, und bevor er Zeit hatte, sich zu verteidigen, wurde er gegen

eine Mauer geworfen und ſein Hals von einer brutalen Hand umklammert.

Er kämpfte wie ein Wahnſinniger um ſein Leben, und mit furchtbarer Anſtrengung machte er ſich aus den ihn umklammernden Fingern frei. Einen Augenblick ſpäter hörte er den Hahn eines Revolvers knacken und ſah den Glanz eines glatten Metallaufes geradeaus gegen ſeinen Kopf gerichtet und die dunkle Geſtalt eines kleinen, unterſetzten Mannes vor ſich.

„Was wollen Sie?“ keuchte er.

„Seien Sie ſtill“, ſagte der Mann. „Wenn Sie ſich rühren, ſchieße ich Sie nieder!“

„Sie ſind wahnſinnig. Was habe ich Ihnen getan?“

„Sie haben das Leben Sibyl Vanes zugrunde gerichtet!“ war die Antwort. „Und Sibyl Vane war meine Schweſter. Sie hat ſich getötet. Ich weiß es. Ihr Tod iſt Ihre Schuld. Ich habe geſchworen, daß ich Sie dafür töten werde. Jahrelang habe ich Sie geſucht. Aber ich hatte keinen Anhaltspunkt, keine Spur. Die zwei Menſchen, die Sie hätten beſchreiben können, waren tot. Ich wußte nichts von Ihnen als den Koſenamen, den ſie Ihnen gab. Heute nacht habe ich ihn durch Zufall gehört. Machen Sie Ihren Frieden mit Gott! Heute nacht ſollen Sie ſterben.“

Dorian Gray wurde faſt ohnmächtig vor Furcht. „Ich habe ſie nie gekannt“, ſtammelte er. „Ich habe nie von ihr gehört. Sie ſind verrückt.“

„Geſtehen Sie lieber Ihre Sünde ein, denn ſo gewiß ich James Vane bin, ſo gewiß ſollen Sie jetzt ſterben.“

Es war ein ſchrecklicher Augenblick. Dorian wußte nicht, was er ſagen oder tun ſollte.

„Auf die Knie!“ brummte der Mann. „Ich gebe Ihnen eine Minute, Ihren Frieden mit Gott zu machen, nicht mehr! Ich muß heute nacht an Bord nach Indien, und

zuerſt ſoll es geſchehen. Eine Minute, nicht eine Sekunde länger!"

Dorians Arme ſanken herab. Vom Schrecken gelähmt, wußte er ſich nicht zu helfen. Plötzlich zuckte eine jähe Hoffnung durch ſein Gehirn. „Warten Sie!" ſchrie er. „Wie lang iſt es her, daß Ihre Schweſter geſtorben iſt? Raſch, ſagen Sie!"

„Achtzehn Jahre", ſagte der Mann. „Warum fragen Sie mich? Was machen die Jahre?"

„Achtzehn Jahre!" lachte Dorian mit einem triumphierenden Ton in der Stimme auf. „Achtzehn Jahre! Bringen Sie mich unter die Laterne und ſehen Sie mir ins Geſicht!"

James Vane zögerte einen Augenblick und begriff nicht, was er meinte. Dann packte er Dorian Gray und ſchleifte ihn aus dem Torweg.

So trübe und flackernd das windverwehte Licht auch war, genügte es doch, ihm den furchtbaren Irrtum, in den er gefallen zu ſein ſchien, zu zeigen. Das Antlitz des Mannes, den er töten wollte, hatte all den Blütenreiz der Jugend, all die unbefleckte Reinheit der Jugend. Er ſchien kaum älter als ein Jüngling von zwanzig Lenzen, kaum älter, wenn er überhaupt älter als die Schweſter war, als ſie vor ſo vielen Jahren Abſchied genommen hatten. Es war klar, daß das nicht der Mann war, der ihr Leben zerſtört hatte.

Er ließ los und wankte zurück. „O Gott, o Gott!" rief er aus. „Und ich hätte Sie ermordet!"

Dorian Gray ſchöpfte tief Atem. „Sie waren hart dabei, ein furchtbares Verbrechen zu begehen, Mann", ſagte er mit einem ſtrengen Blick. „Laſſen Sie ſich das eine Warnung ſein, die Rache nicht ſelbſt zu übernehmen."

„Verzeihen Sie mir, Herr!" ſtammelte James Vane. „Ich habe mich täuſchen laſſen. Ein Wort, das ich zufällig

in der verfluchten Kneipe hörte, hat mich auf die falsche Spur geführt."

„Sie sollten lieber nach Hause gehen und den Revolver wegtun, sonst kommen Sie noch in Ungelegenheiten", sagte Dorian, drehte sich um und ging langsam die Straße hinunter.

James Vane stand schaudernd da. Er zitterte von Kopf bis Fuß. Nach einer kleinen Weile bewegte sich ein schwarzer Schatten, der längs der tröpfelnden Wand hingeglitten war, ins Licht hinaus und kam mit verstohlenen Schritten nahe zu ihm heran. Er spürte, daß eine Hand auf seinem Arm lag, und sah sich mit jähem Satz um. Es war eines der Weiber, das an der Bar getrunken hatte.

„Warum haben Sie ihn nicht umgebracht?" stieß sie hervor, ihr hageres Gesicht ganz nahe an dem seinen. „Ich wußte, daß Sie ihm folgten, als Sie aus der Kneipe fortrannten. Sie Narr! Sie hätten ihn umbringen sollen. Er hat einen Haufen Geld und ist so schlecht als irgendeiner."

„Er ist nicht der Mann, den ich suche", antwortete er. „Und ich will keines Menschen Geld. Ich will das Leben eines Menschen. Der Mann, dessen Leben ich will, muß jetzt an die Vierzig sein. Der da ist kaum mehr als ein Knabe. Ich danke Gott, daß sein Blut nicht an meinen Händen klebt."

Das Weib stieß ein bitteres Lachen aus. „Kaum mehr als ein Knabe!" höhnte sie. „Mensch, es ist fast achtzehn Jahre her, daß der Märchenprinz aus mir gemacht hat, was ich jetzt bin!"

„Das ist eine Lüge!" schrie James Vane.

Sie hob ihre Hand zum Himmel. „Bei Gott, ich sage die Wahrheit!" rief sie.

„Bei Gott?"

„Machen Sie mich kalt, wenn es nicht so ist. Er ist der Schlimmste von allen, die herkommen. Sie sagen, er habe sich dem Teufel für ein schönes Gesicht verkauft. Es sind nahe an achtzehn Jahre, daß ich ihn getroffen habe. Seitdem hat er sich kaum verändert. Ich um so mehr", fügte sie mit schmerzlichem Blinzeln hinzu.

„Können Sie das beschwören?"

„Ich schwöre es", wiederholte ihr dünner Mund. „Aber verraten Sie mich ihm nicht", winselte sie. „Ich habe Angst vor ihm. Geben Sie mir ein paar Groschen fürs Nachtquartier."

Mit einem Fluch stürzte er von ihr weg und rannte bis zur Straßenecke. Aber Dorian Gray war verschwunden. Als er zurückblickte, war auch das Weib schon weg.

Siebzehntes Kapitel

Eine Woche später saß Dorian Gray in dem Wintergarten von Selby Royal und sprach mit der hübschen Herzogin von Monmouth, die mit ihrem Manne, einem matt aussehenden sechzigjährigen Manne, zu seinen Gästen gehörte. Es war Teezeit, und das warme Licht der großen, spitzenverhängten Lampe, die auf dem Tische stand, erleuchtete das erlesene Porzellan und das getriebene Silber des Tafelgeschirrs. Die Herzogin schenkte den Tee ein; ihre weißen Hände bewegten sich zierlich zwischen den Tassen, und ihre vollen, roten Lippen lächelten über etwas, das ihr Dorian zugeflüstert hatte. Lord Henry lehnte sich in einen Rohrsessel, der mit Seide überzogen war, zurück und sah sie an. Auf einem pfirsichfarbenen Diwan saß Lady Narborough und gab vor, einer Beschreibung des Herzogs

zuzuhören, die dem letzten brasilianischen Käfer galt, den er seiner Sammlung einverleibt hatte. Drei junge Leute in eleganter Toilette boten den Damen Kuchen an. Die Gesellschaft bestand aus zwölf Personen, und für den nächsten Tag wurden noch mehr erwartet.

„Worüber sprecht ihr beide?" fragte Lord Henry, während er zu dem Teetisch hinüber ging und seine Tasse niederstellte. „Ich hoffe, Dorian hat Ihnen von meinem Plan, alles umzutaufen, erzählt, Gladys. Ich glaube, es ist eine ausgezeichnete Idee."

„Aber ich will keinen anderen Namen, Henry", erwiderte die Herzogin und sah ihn mit ihren wunderschönen Augen an. „Ich bin ganz zufrieden mit dem, den ich habe, und ich denke, auch Mr. Gray kann mit seinem zufrieden sein."

„Meine liebe Gladys, ich möchte beide Namen um keinen Preis ändern. Gestern pflückte ich mir eine Orchidee für sein Knopfloch. Es war eine prachtvoll gesprenkelte Blume, so wirkungsvoll wie die sieben Todsünden. In einem gedankenlosen Augenblick fragte ich einen der Gärtner, wie sie heiße. Er sagte mir, es sei ein schönes Beispiel von Robinsoniana oder irgendeine ähnliche gräßliche Bezeichnung. Es ist eine traurige Wahrheit, aber wir haben die Fähigkeit, den Dingen schöne Namen zu geben, verloren. Und doch sind Namen alles. Ich rege mich nie über Handlungen auf. Mein einziger Kampf geht um Worte. Das ist auch der Grund, weshalb ich den vulgären Realismus in der Literatur hasse. Der Mann, der imstande ist, einen Spaten einen Spaten zu nennen, sollte gezwungen werden, selbst einen zu handhaben. Es wäre die einzige Sache, zu der er gut wäre."

„Wie sollen wir Sie also nennen, Henry?" fragte sie.

„Er heißt Fürst Paradox", sagte Dorian.

„An dem Namen muß ihn jeder ſofort kennen!“ rief die Herzogin.

„Ich will ihn nicht“, ſagte Lord Henry lachend, während er in einen Fauteuil ſank. „Einem ſolchen Schild kann man nie wieder entgehen. Ich weiſe den Titel zurück.“

„Könige können nicht abdanken“, antworteten ihm ſchöne Lippen.

„Sie verlangen alſo, daß ich meinen Thron verteidige?“

„Ja.“

„Ich ſage die Wahrheiten von morgen.“

„Ich ziehe die Irrtümer von heute vor“, antwortete ſie.

„Sie entwaffnen mich, Gladys!“ rief er, indem er ſich von ihrer übermütigen Laune anſtecken ließ.

„Ich nehme Ihnen Ihren Schild, Henry, nicht Ihren Speer.“

„Ich kämpfe nie gegen Schönheit“, ſagte er mit einer leichten Bewegung ſeiner Hand.

„Das iſt Ihr Hauptfehler, Henry, glauben Sie mir. Sie ſchätzen die Schönheit viel zu hoch ein.“

„Wie können Sie das ſagen? Ich gebe gern zu, daß ich es für beſſer halte, ſchön zu ſein als gut. Aber auf der anderen Seite iſt niemand eher bereit zuzugeben, daß es beſſer iſt, gut zu ſein als häßlich.“

„Häßlichkeit iſt alſo eine der ſieben Todſünden!“ rief die Herzogin. „Wie ſteht es nun um das Gleichnis von den Orchideen?“

„Häßlichkeit iſt eine von den ſieben tödlichen Tugenden, Gladys. Sie als gute Tory dürfen ſie nicht unterſchätzen. Das Bier, die Bibel und die ſieben tödlichen Tugenden haben aus England gemacht, was es iſt.“

„Sie lieben alſo Ihre Heimat nicht?“ fragte ſie.

„Ich lebe in ihr.“

„Damit Sie ſie beſſer kritiſieren können.“

„Wollen Sie, daß ich mir das Urteil Europas über sie aneigne?“ fragte er.

„Was sagt man von uns?“

„Daß Tartüff nach England ausgewandert ist und dort einen Laden aufgemacht hat.“

„Ist das Wort von Ihnen, Henry?“

„Ich schenke es Ihnen.“

„Ich könnte nichts damit anfangen. Es ist zu wahr.“

„Sie brauchen keine Angst zu haben. Unsere Landsleute fühlen sich nie getroffen.“

„Sie sind praktisch.“

„Eher gerissen als praktisch. Wenn sie ihr Hauptbuch aufmachen, dann gleichen sie Dummheit durch Reichtum und Laster durch Heuchelei aus.“

„Und doch haben wir große Dinge vollbracht.“

„Große Dinge sind auf unsere Schultern gelegt worden, Gladys.“

„Wir haben ihre Last zu tragen vermocht.“

„Nur bis zur Börse.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube an die Rasse!“ rief sie.

„Sie repräsentiert das Überleben des Rücksichtslosen.“

„Sie hat das Zeug zur Entwicklung.“

„Der Verfall reizt mich mehr.“

„Und die Kunst?“ fragte sie.

„Ist eine Krankheit.“

„Die Liebe?“

„Eine Einbildung.“

„Religion?“

„Der moderne Ersatz für den Glauben.“

„Sie sind ein Skeptiker!“

„Niemals. Skeptizismus ist der Anfang des Glaubens.“

„Was sind Sie denn?“

„Definieren heißt beschränken.“

„Geben Sie mir den Ariadnefaden.“

„Fäden reißen. Sie würden Ihren Weg in dem Labyrinth verlieren.“

„Sie verwirren mich. Wir wollen von etwas anderem sprechen.“

„Unser Wirt ist ein entzückendes Gesprächsthema. Vor vielen Jahren nannte man ihn den Märchenprinzen.“

„Oh, erinnern Sie mich nicht daran!“ rief Dorian Gray.

„Unser Wirt ist recht unangenehm heute abend“, antwortete die Herzogin und wechselte die Farbe. „Er denkt wohl, Monmouth habe mich nur aus wissenschaftlichen Gründen geheiratet, weil ich das beste Beispiel eines modernen Schmetterlings bin.“

Dorian lachte. „Ich hoffe doch, er wird Sie nicht auf Stecknadeln aufspießen, Herzogin.“

„Das besorgt meine Kammerjungfer schon, Mr. Gray, wenn sie sich über mich ärgert.“

„Und worüber ärgert sie sich bei Ihnen, Herzogin?“

„Über die trivialsten Dinge, Mr. Gray. In der Regel, wenn ich zehn Minuten vor neun nach Hause komme und sage, daß ich um halb neun angezogen sein muß.“

„Wie unvernünftig von ihr! Sie sollten sie wegschicken.“

„Ich traue mich nicht, Mr. Gray. Sie erfindet meine Hüte. Erinnern Sie sich an den Hut, den ich auf Lady Hilstones Gartengesellschaft getragen habe? Sie erinnern sich nicht, aber es ist sehr nett von Ihnen, daß Sie so tun. Also der war geradezu aus nichts gemacht. Alle guten Hüte werden aus nichts gemacht.“

„Wie jeder gute Ruf, Gladys!“ unterbrach Lord Henry. „Jeder Erfolg, den man erzielt, schafft uns einen Feind. Man muß mittelmäßig sein, wenn man beliebt sein will.“

„Nicht bei den Frauen“, sagte die Herzogin und schüttelte den Kopf. „Und die Frauen regieren die Welt. Ich sage

Ihnen, wir können Mittelmäßigkeiten nicht vertragen. Wir Frauen, hat mir jemand gesagt, lieben mit den Ohren, gerade so wie ihr Männer mit den Augen liebt, wenn ihr überhaupt lieben könnt."

„Es scheint mir, daß wir überhaupt nichts anderes tun", flüsterte Dorian.

„Ach Sie, Mr. Gray, Sie lieben nie wirklich", antwortete sie mit spöttischer Trauer.

„Meine liebe Gladys!" rief Lord Henry. „Wie können Sie das sagen? Die Liebe lebt von der Wiederholung, und die Wiederholung verwandelt eine Begierde in Kunst. Übrigens jedesmal, wenn man liebt, ist es das erstemal, daß man überhaupt geliebt hat. Die Verschiedenheit des Objektes verändert die Einzigkeit der Leidenschaft nicht. Sie verstärkt sie nur. Wir können im Leben im besten Falle nur ein einziges großes Erlebnis haben, und das Geheimnis des Lebens ist es, dieses Erlebnis so oft wie möglich zu wiederholen."

„Selbst, wenn es eines ist, das einen verwundet hat, Henry?" fragte die Herzogin nach einer Pause.

„Dann erst recht", entgegnete Lord Henry.

Die Herzogin wandte sich um und sah Dorian Gray mit einem seltsamen Blick an. „Was sagen Sie dazu, Mr. Gray?" fragte sie.

Dorian zögerte einen Augenblick. Dann warf er den Kopf zurück und lachte. „Ich gebe Henry immer recht, Herzogin."

„Selbst wenn er unrecht hat?"

„Henry hat nie unrecht, Herzogin."

„Und macht seine Weisheit Sie glücklich?"

„Ich habe das Glück nie gesucht. Wer braucht Glück? Ich habe den Genuß gesucht."

„Und gefunden, Mr. Gray?"

„Oft, zu oft."

Die Herzogin seufzte. „Ich suche Frieden", sagte sie. „Und wenn ich jetzt nicht gehe und mich anziehe, bekomme ich ihn heute abend nicht."

„Lassen Sie mich Ihnen einige Orchideen bringen, Herzogin!" rief Dorian, sprang auf und ging den Wintergarten hinab.

„Sie flirten ganz schändlich mit ihm", sagte Lord Henry zu seiner Cousine. „Sie sollten sich lieber in acht nehmen. Er kann sehr faszinieren."

„Wenn er es nicht könnte, gäbe es keinen Kampf."

„Sind sich also zwei Griechen begegnet?"

„Ich bin auf der Seite der Trojaner. Sie fochten für ein Weib."

„Sie wurden besiegt."

„Es gibt ärgere Dinge als gefangen genommen werden", erwiderte sie.

„Sie lassen dem Pferd die Zügel schießen."

„Das Tempo gibt Leben", war die Antwort.

„Ich werde das heute abend in mein Tagebuch schreiben."

„Was?"

„Daß ein gebranntes Kind das Feuer liebt."

„Ich bin noch nicht einmal versengt. Meine Flügel sind unberührt."

„Sie benützen sie zu allem, nur nicht zum Fliegen."

„Der Mut ist von den Männern zu den Frauen gewandert. Es ist ein neues Erlebnis für uns."

„Sie haben eine Rivalin."

„Wen?"

Er lachte. „Lady Narborough", flüsterte er. „Sie betet ihn an."

„Sie erfüllen mich mit Furcht. Der Appell ans Altertum ist für uns Romantiker stets gefährlich."

„Romantiker? Sie haben alle Methoden der Wissenschaft."

„Die Männer haben uns erzogen."

„Aber nicht erklärt."

„Geben Sie eine Erklärung unseres Geschlechtes", forderte sie heraus.

„Sphinxe ohne Geheimnisse."

Sie sah ihn lächelnd an. „Wie lange Mr. Gray wegbleibt", sagte sie. „Wir wollen gehen und ihm helfen. Ich habe ihm nicht einmal die Farbe meines Kleides angegeben."

„Sie müssen Ihr Kleid seinen Blumen anpassen, Gladys."

„Das wäre eine vorzeitige Übergabe."

„Die romantische Kunst beginnt mit der höchsten Steigerung."

„Ich muß mir eine Möglichkeit zum Rückzug offen halten."

„Wie die Parther?"

„Sie fanden Schutz in der Wüste. Ich könnte das nicht."

„Frauen haben nicht immer die Wahl", antwortete er. Aber er hatte den Satz noch kaum zu Ende gesprochen, als von dem äußersten Winkel des Wintergartens ein unterdrücktes Stöhnen kam, dem das dumpfe Geräusch eines schweren Falles folgte. Alle schraken auf. Die Herzogin stand reglos vor Schrecken da. Mit ängstlichen Augen stürzte Lord Henry durch die wehenden Palmen und fand Dorian Gray, das Gesicht zur Erde auf den Ziegeln des Bodens, in einer todesähnlichen Ohnmacht.

Er wurde sofort in den blauen Salon gebracht und auf eines der Sofa gelegt. Nach einer kurzen Weile kam er zu sich und sah sich mit einem erstaunten Blick um.

„Was ist geschehen?" fragte er. „Ach ja — jetzt fällt mir's ein. Bin ich hier sicher, Henry?" Er begann zu zittern.

„Mein lieber Dorian," antwortete Lord Henry, „Sie haben nur eine Ohnmacht gehabt. Sie müssen sich übermüdet haben. Sie sollten nicht zum Diner kommen. Ich will Ihre Stelle versehen."

„Nein, ich will selbst kommen", sagte er, während er sich mühte, auf den Füßen zu stehen. „Ich komme lieber herunter. Ich darf nicht allein sein."

Er ging in sein Zimmer und zog sich an. Als er bei Tisch saß, war in seinem Gehaben eine wilde, unruhige Lustigkeit; aber dann und wann lief ein Angstschauer über ihn hin, wenn er sich erinnerte, daß er, gegen das Fenster des Wintergartens gepreßt wie ein weißes Tuch das Gesicht James Vanes, der ihm auflauerte, erblickt hatte.

Achtzehntes Kapitel

Am nächsten Tage verließ er das Haus nicht; er verbrachte den größten Teil der Zeit in seinem Zimmer, erschüttert von einer wilden Todesfurcht und doch dem Leben selbst gegenüber gleichgültig. Das Bewußtsein, verfolgt, gejagt, aufgespürt zu werden, begann ihn zu beherrschen. Wenn die Vorhänge nur im Wind erzitterten, schrak er zusammen. Die toten Blätter, die gegen die Butzenscheiben geweht wurden, schienen ihm seine eigenen vergeudeten Entschlüsse und ungestümen Gewissensbisse zu sein. Wenn er die Augen schloß, sah er wieder das Gesicht des Matrosen, wie es durch das nebelbeschlagene Glas blickte, und das Entsetzen schien ihm noch einmal die Hand aufs Herz zu legen.

Aber vielleicht war es nur seine Phantasie gewesen, die die Rache aus der Nacht heraufbeschworen und die gräßlichen Gestalten der Strafe vor ihn gestellt hatte. Das wirkliche

Leben war ein Chaos, aber in der Kraft der Einbildung war eine furchtbare Logik. Die Einbildungskraft hetzte die Gewissensbisse auf die Sünde. Die Einbildungskraft zeugte aus jedem Verbrechen neue scheußliche Ungeheuer. In der gewöhnlichen Welt der Tatsachen werden die Schlechten so wenig bestraft wie die Guten belohnt. Der Erfolg gehört den Starken. Unglück trifft die Schwachen. Das ist alles. Übrigens, wäre ein Fremder um das Haus herumgestrolcht, so hätte ihn einer der Diener oder Wächter entdeckt. Wären irgendwelche Fußtapfen auf den Beeten gefunden worden, so hätten es die Gärtner gemeldet. Ja, es war nur Einbildung gewesen. Sibyl Vanes Bruder war nicht zurückgekommen, um ihn zu töten. Er war auf seinem Schiff fortgesegelt, um in irgendeiner winterlichen See zu ertrinken. Vor ihm war er sicher. Der wußte nicht, wer er war, konnte es nicht wissen. Die Maske der Jugend hatte ihn gerettet.

Und doch, wenn es auch bloß Einbildung gewesen war, wie schrecklich, daß das Gewissen so fürchterliche Phantome erstehen lassen, ihnen sichtbare Form geben und sie vor unseren Augen bewegen konnte! Was für ein Leben würde er führen, wenn Tag und Nacht die Schatten seiner Verbrechen aus stillen Winkeln nach ihm spähen, ihn von geheimen Stellen aus höhnen, ihm in die Ohren flüstern würden, wenn er beim Mahle saß, ihn mit eisigen Fingern weckten, wenn er schlief! Als dieser Gedanke durch sein Hirn schlich, wurde er blaß vor Schrecken, und die Luft schien ihm plötzlich kälter zu sein. In welcher wildwahnsinnigen Stunde hatte er den Freund umgebracht! Wie gespenstisch war nur die Erinnerung an diese Szene! Er sah nun alles wieder. Jede gräßliche Einzelheit kam mit erhöhtem Schrecken in sein Gehirn zurück. Aus den schwarzen Höhlen der Zeit, schrecklich und in Scharlachrot gehüllt, er-

ſtand das Bild ſeiner Sünde. Als Lord Henry um ſechs Uhr eintrat, fand er den Freund ſchluchzend, wie wenn ihm das Herz brechen wollte.

Erſt am dritten Tage wagte er auszugehen. In der klaren, nadelduftenden Luft dieſes Wintermorgens ſchien etwas zu liegen, das ihm ſeine Fröhlichkeit und ſeine Lebensluſt wiedergab. Aber nicht nur die phyſiſchen Bedingungen ſeiner Umgebung hatten dieſen Wechſel veranlaßt. Seine eigene Natur hatte ſich gegen das Übermaß der Angſt empört, die ſeine ſonſt vollendete Ruhe zu zermalmen und zu zerſtören verſucht hatte. Bei feinen, ſubtil organiſierten Naturen iſt es immer ſo. Bei ihren heftigen Leidenſchaften gibt es nur ein Biegen oder Brechen. Entweder ſie erſchlagen den Menſchen oder ſie ſterben ſelbſt. Oberflächliche Leiden, oberflächliche Liebe können weiter leben. Große Liebe und große Leiden werden durch ihre eigene Fülle vernichtet. Dann hatte er ſich auch überzeugt, daß er das Opfer einer durch Schrecken verwirrten Einbildungskraft geweſen war, und ſah jetzt auf ſeine Angſt mit einer Art Mitleid und nicht geringer Verachtung zurück.

Nach dem Frühſtück ging er eine Stunde mit der Herzogin im Garten ſpazieren und fuhr dann durch den Park, um die Jagdgeſellſchaft zu treffen. Der zart gekräuſelte Reif lag wie Salz auf dem Raſen. Der Himmel ſah aus wie eine umgeſtülpte blaue Metallſchale. Eine dünne Eisſchicht ſäumte den ſeichten, ſchilfbewachſenen Teich.

Am Eingang des Tannenwaldes erblickte er Sir Geoffrey Clouſton, den Bruder der Herzogin, der eben zwei verſchoſſene Patronen aus ſeiner Flinte ſtieß. Er ſprang aus dem Wagen, ſagte dem Groom, er ſolle das Pferd nach Hauſe fahren, und ging dann durch das welke Farnkraut und das rauhe Geſtrüpp auf ſeinen Gaſt zu.

„Gute Jagd gehabt, Geoffrey?“ ſagte er.

„Nicht beſonders, Dorian. Die meiſten Vögel ſind wohl auf die Felder gegangen. Vielleicht wird es am Nachmittag beſſer, wenn wir auf friſchen Grund kommen.“

Dorian ſchlenderte neben ihm her. Die ſtarke, aromatiſche Luft, die braunen und roten Lichter, die im Wald flimmerten, die heiſeren Schreie der Treiber, die von Zeit zu Zeit laut wurden, und der ſcharfe Knall der Flinten, der folgte, das alles feſſelte ihn und erfüllte ihn mit einem Gefühl wunderbarer Freiheit. Er war beherrſcht von ſorgloſem Glück, von der hohen Gleichgültigkeit der Luſt.

Plötzlich fuhr aus einem Büſchel alten Graſes, vielleicht zwanzig Meter von ihnen weg, ein Haſe auf, die ſchwarzgeſprenkelten Löffel hoch erhoben und die langen hinteren Läufe nach vorn werfend. Er lief nach einem Erlendickicht. Sir Geoffrey legte das Gewehr an die Schulter. Aber in der beweglichen Anmut des Tieres lag etwas, das Dorian auf eine ſeltſame Weiſe entzückte, und er rief zugleich aus:

„Schießen Sie ihn nicht, Geoffrey. Laſſen Sie ihn laufen!“

„Was für ein Unſinn, Dorian“, ſagte ſein Begleiter lachend; und als der Haſe in das Dickicht ſetzte, ſchoß er. Man hörte zwei Schreie: den Schrei eines verwundeten Haſen, der ſchrecklich iſt, und den Schrei eines ſterbenden Mannes, der weit ärger iſt.

„Herr Gott, ich habe einen Treiber getroffen!“ ſchrie Sir Geoffrey. „Was für ein Eſel der Mann war, vor die Büchſen zu laufen! Hört auf zu ſchießen!“ rief er, ſo laut er konnte. „Ein Mann iſt verwundet.“

Der Wildhüter kam mit einem Stock in der Hand herbeigelaufen.

„Wo, Herr? Wo iſt er?“ ſchrie er. Im ſelben Augenblick hörte das Schießen auf der ganzen Linie auf.

„Hier!“ antwortete Sir Geoffrey ärgerlich und rannte auf das Dickicht zu. „Warum, um Himmels willen, halten

Sie Ihre Leute nicht zurück? Jetzt ist meine ganze Jagd für heute zum Teufel."

Dorian beobachtete sie, wie sie in die Erlenpflanzung eindrangen und die biegsamen, schwankenden Zweige zur Seite stießen. Nach ein paar Minuten kamen sie wieder heraus und zogen einen Körper ins Sonnenlicht. Er wandte sich entsetzt ab. Es schien ihm, als folge ihm das Unglück überallhin. Er hörte, wie Sir Geoffrey fragte, ob der Mann wirklich tot sei, und die bejahende Antwort des Hüters. Der Wald schien sich jäh mit Gesichtern zu beleben. Man hörte das Getrampel von unzähligen Füßen und das leise Summen von Stimmen. Ein großer Fasan mit kupferfarbiger Brust flog flatternd durch die Äste über ihren Köpfen.

Nach einigen Augenblicken, die ihm, verstört wie er war, endlose schmerzliche Stunden schienen, fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er schrak zusammen und wandte sich um.

„Dorian," sagte Lord Henry, „ich will den Leuten lieber sagen, daß die Jagd für heute zu Ende ist. Es würde nicht gut aussehen, weiter zu jagen."

„Ich wollte, sie wäre für immer zu Ende", antwortete er bitter. „Die ganze Sache ist gräßlich und grausam. Ist der Mann ...?" Er konnte den Satz nicht vollenden.

„Ich fürchte", antwortete Lord Henry. „Er hat die ganze Ladung in die Brust bekommen. Er muß gleich gestorben sein. Kommen Sie, wir wollen nach Hause gehen."

Sie schritten nebeneinander auf die Allee zu, vielleicht fünfzig Meter, ohne zu sprechen. Dann sah Dorian Lord Henry an und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Henry, das ist ein böses Vorzeichen, ein sehr böses Vorzeichen."

„Was?" fragte Lord Henry. „Oh — der Unglücksfall! Mein lieber Freund, da kann man nichts machen. Der Mann trägt ja selbst die Schuld. Warum ging er vor die

Flinten? Übrigens ist es nicht unsere Sache. Natürlich, für Geoffrey ist es ziemlich unangenehm. Es geht nicht an, Treiber niederzupfeffern. Die Leute denken dann, daß man ein Sonntagsjäger ist; und Geoffrey ist es nicht. Er schießt ganz ordentlich. Aber es hat keinen Sinn, über die Sache weiter zu reden."

Dorian schüttelte den Kopf. „Es ist ein böses Vorzeichen, Henry. Ich habe das Gefühl, daß einem von uns etwas Schreckliches zustoßen wird. Mir selbst vielleicht", fügte er hinzu und fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie einer, der Schmerzen hat.

Der Ältere lachte. „Die einzige schreckliche Sache in der Welt ist Langeweile, Dorian. Das ist die einzige Sünde, für die es keine Vergebung gibt. Aber wir werden darunter schwerlich zu leiden haben, außer wenn die Leute noch beim Diner über die Sache reden. Ich muß Ihnen sagen, daß das Thema Tabu ist. Und Vorzeichen — so etwas gibt es nicht. Das Schicksal schickt uns keine Herolde. Es ist zu weise oder zu grausam dazu. Übrigens, was auf der weiten Welt sollte Ihnen geschehen, Dorian? Sie haben alles, was ein Mann wünschen kann. Es gibt niemand, der nicht gern mit Ihnen tauschen würde."

„Es gibt niemand, mit dem ich nicht tauschen würde, Henry. Lachen Sie nicht so! Ich spreche die Wahrheit. Der elende Bauer, der gerade gestorben ist, war besser daran als ich. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Vor dem Sterben ängstige ich mich. Die ungeheuerlichen Flügel des Todes scheinen rings um mich herum in der bleiernen Luft zu schweben. Herr im Himmel, sehen Sie denn nicht, daß dort hinter dem Baum ein Mann auf mich wartet, mich beobachtet?"

Lord Henry sah in die Richtung, in die die zitternde Hand wies. „Ja," sagte er lächelnd, „ich sehe, daß der Gärtner

auf Sie wartet. Er will Sie wohl fragen, welche Blumen heute auf den Tisch kommen sollen. Wie lächerlich nervös Sie sind, mein Lieber! Sie müssen zu meinem Doktor gehen, wenn wir wieder in London sind."

Dorian seufzte erleichtert auf, als er den Gärtner näherkommen sah. Der Mann legte die Hand an den Hut, blickte zuerst zögernd auf Lord Henry und nahm dann einen Brief heraus, den er seinem Herrn gab. „Ihre Gnaden hat mir aufgetragen, auf eine Antwort zu warten", flüsterte er.

Dorian steckte den Brief in die Tasche. „Sagen Sie Ihrer Gnaden, daß ich komme", sagte er kühl. Der Mann drehte sich um und ging rasch dem Hause zu.

„Wie gerne die Frauen gefährliche Dinge tun!" sagte Lord Henry lachend. „Es ist eine ihrer Eigenschaften, die ich am meisten bewundere. Jede Frau ist bereit, mit jedem Menschen auf der Welt zu flirten, solang andere Leute zuschauen."

„Wie gerne Sie gefährliche Dinge sagen, Henry! In diesem Falle aber sind Sie auf dem Holzwege. Ich habe die Herzogin sehr gern, aber ich liebe sie nicht."

„Und die Herzogin liebt Sie sehr, aber Sie hat sie weniger gern. Sie beide passen also ausgezeichnet zusammen."

„Was Sie da sagen, ist Klatsch, Henry, und man hat eigentlich nie eine Grundlage für Klatsch."

„Die Grundlage für jeden Klatsch ist die Verläßlichkeit der Unmoral", sagte Lord Henry und zündete sich eine Zigarette an.

„Sie würden jeden von uns opfern, Henry, um einen Witz zu machen."

„Die Welt legt sich freiwillig auf den Opferaltar", war die Antwort.

„Ich wollte, ich könnte lieben!" rief Dorian, einen tiefen, pathetischen Ton in der Stimme. „Aber es scheint, ich habe

die Kraft zur Leidenschaft verloren, und vergessen, wie man begehrt. Ich bin zu sehr von mir selber eingenommen. Meine eigene Persönlichkeit ist eine Last für mich geworden. Ich möchte fliehen, weggehen, vergessen. Es war albern, daß ich überhaupt hergekommen bin. Ich glaube, ich werde nach Harvey telegraphieren, man soll die Jacht instand setzen. Auf einer Jacht ist man sicher."

„Vor was sicher, Dorian? Sie haben Sorgen. Warum sagen Sie mir nicht, was es ist? Sie wissen, daß ich Ihnen helfen möchte."

„Ich kann es nicht sagen", antwortete er traurig. „Ich vermute, es ist alles nur Einbildung. Der Unglücksfall hat mich aus dem Gleichgewicht gebracht. Ich habe eine schreckliche Ahnung, daß mir etwas Ähnliches zustößt."

„Unsinn!"

„Ich hoffe, es ist Unsinn, aber ich habe einmal das Gefühl. Ach, da kommt die Herzogin und sieht aus wie Artemis in einem Tailor-made-Kostüm. Sie sehen, wir sind zurück, Herzogin."

„Ich habe schon alles gehört, Mr. Gray", antwortete sie. „Der arme Geoffrey ist fürchterlich aufgeregt. Ich höre, Sie hatten ihn gebeten, den Hasen nicht zu schießen. Wie seltsam!"

„Ja, es war sehr merkwürdig. Ich kann nicht einmal sagen, warum ich es getan habe. Irgendeine Laune, vermute ich. Er sah aus wie das entzückendste kleine Wesen. Aber es tut mir leid, daß man Ihnen von dem Manne erzählt hat. Es ist ein peinliches Thema."

„Es ist ein langweiliges Thema", unterbrach Lord Henry. Es hat keinerlei psychologischen Wert. Wenn noch Geoffrey die Sache absichtlich getan hätte, dann wäre er interessant. Ich würde gern jemand kennen, der einen wirklichen Mord begangen hat."

„Wie schrecklich von Ihnen", antwortete die Herzogin. „Nicht wahr, Mr. Gray? Henry, Mr. Gray ist krank. Er wird ohnmächtig."

Dorian hielt sich gewaltsam aufrecht und lächelte. „Es ist nichts," antwortete er, „meine Nerven sind sehr in Unordnung. Das ist alles. Ich fürchte, ich bin heute morgen zu viel gegangen. Ich habe nicht gehört, was Henry gesagt hat. War es sehr arg? Sie müssen es mir ein anderes Mal erzählen. Ich muß Sie jetzt verlassen und mich hinlegen. Sie entschuldigen mich, nicht wahr?"

Sie waren an die große Treppe gekommen, deren Stufen aus dem Wintergarten auf die Terrasse führten. Als die Türe hinter Dorian geschlossen war, drehte sich Lord Henry um und sah die Herzogin mit seinen verschlafenen Augen an. „Lieben Sie ihn sehr?" fragte er.

Sie gab eine Weile keine Antwort und stand, auf die Landschaft blickend, da. „Ich möchte es selber wissen", sagte sie schließlich.

Er schüttelte den Kopf. „Wissen, wäre ein Unglück. Nur die Ungewißheit hat Reiz. Der Nebel macht die Dinge wunderbar."

„Man kann aber in ihm den Weg verlieren."

„Alle Wege enden am selben Fleck, meine liebe Gladys."

„Wie heißt der?"

„Enttäuschung."

„Sie war mein Debut im Leben", seufzte sie.

„Sie kam mit einer Krone zu Ihnen."

„Ich bin der Herzogskrone überdrüssig."

„Sie steht Ihnen gut."

„Nur in der Öffentlichkeit."

„Sie würde Ihnen fehlen", sagte Lord Henry.

„Ich werde mich von keiner Zinke trennen."

„Monmouth hat Ohren."

„Alter iſt ſchwerhörig.“

„War er nie eiferſüchtig?“

„Ich wollte, er wäre es geweſen.“

Er blickte ſich um, als ſuche er etwas.

„Was ſuchen Sie?“ fragte ſie.

„Den Knopf Ihres Floretts“, antwortete er. haben ihn fallen laſſen.“

„Ich habe noch die Maske.“

„Sie macht Ihre Augen noch hübſcher“, war die Antwort.

Sie lachte wieder. Ihre Zähne ſahen aus wie weiße Kerne in einer ſcharlachroten Frucht.

Oben in ſeinem Zimmer lag Dorian Gray auf einem Sofa, Schrecken in jeder Fieber ſeines zuckenden Körpers. Das Leben war plötzlich für ihn eine ſo ſchwere Laſt geworden, daß er es nicht mehr tragen konnte. Der gräßliche Tod des unglücklichen Treibers, der in dem Dickicht wie ein wildes Tier erſchoſſen war, ſchien ihm ſelbſt den Tod vorauszuſagen. Er war faſt ohnmächtig geworden bei dem zyniſchen Scherz, den Lord Henry in einer zufälligen Laune gemacht hatte.

Um fünf Uhr klingelte er ſeinem Diener und gab ihm den Auftrag, den Koffer für den Nachtſchnellzug nach London zu packen und den Wagen für halb neun vors Tor zu beſtellen. Er war entſchloſſen, nicht noch eine Nacht in Selby Royal zu ſchlafen. Es war ein Ort der böſen Vorzeichen. Der Tod ging dort am hellen Tage umher. Das Gras des Waldes war mit Blut befleckt.

Dann ſchrieb er ein paar Zeilen an Lord Henry, teilte ihm mit, daß er in die Stadt fahre, um den Doktor zu konſultieren, und bat ihn, ſeine Gäſte inzwiſchen zu unterhalten. Als er die Zeilen in ein Kuvert legte, klopfte es an die Tür, und der Diener teilte ihm mit, daß der Wildhüter

ihn sprechen wolle. Er runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen. „Schicken Sie ihn herein", murmelte er nach einigem Zögern.

Als der Mann eingetreten war, nahm Dorian sein Scheckbuch aus einer Lade und legte es vor sich hin.

„Ich vermute, Sie kommen wegen des Unglücksfalles von heute morgen, Thornton", sagte er und nahm eine Feder.

„Ja, Herr", antwortete der Wildhüter.

„War der arme Kerl verheiratet? Hatte er für Angehörige zu sorgen?" fragte Dorian mit einem gelangweilten Gesicht. „Wenn so, dann möchte ich nicht, daß sie in Not geraten, und will ihnen jede Summe geben, die Sie für notwendig halten."

„Wir wissen nicht, wer er ist, gnädiger Herr. Deshalb habe ich mir die Freiheit genommen, herzukommen."

„Sie wissen nicht, wer er ist?" sagte Dorian gleichgültig. „Wie meinen Sie das? War es nicht einer Ihrer Leute?"

„Nein, Herr, ich habe ihn nie früher gesehen. Er sieht aus wie ein Matrose."

Die Feder fiel aus Dorian Grays Hand, und er hatte das Gefühl, als höre sein Herz plötzlich zu schlagen auf. „Ein Matrose!" schrie er auf. „Sagten Sie, ein Matrose?"

„Ja, gnädiger Herr. Er sieht aus wie ein Matrose, die beiden Arme tätowiert und überhaupt die ganze Art ..."

„Hat man irgend etwas bei ihm gefunden?" fragte Dorian, beugte sich vor und sah den Mann mit erstaunten Augen an. „Irgend etwas, das seinen Namen sagt?"

„Nur Geld, gnädiger Herr. Nicht viel, und einen sechsläufigen Revolver. Keinerlei Namen. Der Mann sieht sonst anständig aus, aber etwas roh. Wir halten ihn für einen Matrosen."

Dorian ſprang auf die Füße. Eine furchtbare Hoffnung durchzuckte ihn. Er klammerte ſich wahnſinnig an ſie. „Wo iſt der Leichnam? Raſch, ich muß ihn ſofort ſehen.“

„Er liegt in einem leeren Stall bei den Hauptgebäuden, gnädiger Herr. Die Leute wollen ſo etwas nicht in ihren Häuſern haben. Sie ſagen, ein Leichnam bringt Unglück.“

„Bei den Hauptgebäuden! Gehen Sie ſofort hin und warten Sie dort auf mich. Sagen Sie einem der Stallknechte, er ſolle mein Pferd herbringen. Nein, laſſen Sie es, ich werde ſelbſt in den Stall gehen. Das wird raſcher gehen.“

Kaum eine Viertelſtunde ſpäter galoppierte Dorian die lange Allee, ſo raſch er konnte, entlang. Die Bäume ſchienen an ihm in geſpenſtiſchem Zuge vorbeizufliegen und wilde Schatten auf den Weg zu ſchleudern. Einmal ſcheute die Stute an einem weißen Pflock und warf ihn faſt ab. Er peitſchte ſie mit der Gerte auf den Hals. Sie durchſchnitt die dunkle Luft wie ein Pfeil. Die Steine ſprangen unter ihren Hufen.

Schließlich erreichte er die Stelle. Zwei Männer gingen im Hof herum. Er ſprang aus dem Sattel und warf einen von ihnen die Zügel zu. In dem fernſten Stall ſchimmerte ein Licht. Irgend etwas ſchien ihm zu ſagen, daß der Leichnam dort liege, und er ging raſch auf die Tür zu und legte die Hand aufs Schloß.

Er zögerte einen Augenblick und ſpürte, er ſei an der Schwelle einer Entdeckung, die ihm entweder das Leben neu geben oder es zerſtören würde. Dann ſtieß er die Tür auf und trat ein.

Auf einem Bündel Säcke in dem entfernteſten Winkel lag der tote Körper eines Mannes, bekleidet mit einem

rauhen Hemd und blauen Hosen. Ein getupftes Taschentuch war über sein Gesicht gebreitet. Eine elende Kerze, in eine Flasche gesteckt, flackerte daneben.

Dorian Gray schauerte. Er fühlte, daß er mit seiner Hand nicht dieses Taschentuch wegziehen könne, und rief nach einem der Leute.

„Nehmen Sie das Ding vom Gesicht weg. Ich will es sehen", sagte er und mußte sich an den Türpfosten anklammern.

Als es der Knecht getan hatte, machte er einen Schritt nach vorne. Ein Freudenschrei brach von seinen Lippen. Der Mann, der im Dickicht erschossen worden war, war James Vane.

Er stand einige Minuten da und sah auf den toten Körper. Als er nach Hause ritt, waren seine Augen voll Tränen, denn er wußte jetzt, daß er sicher war.

Neunzehntes Kapitel

„Es hat gar keinen Sinn, mir zu sagen, daß Sie jetzt gut werden wollen!" rief Lord Henry und tauchte seine weißen Finger in eine rote, mit Rosenwasser gefüllte Kupferschale. „Sie sind vollkommen, wie Sie sind. Bitte, ändern Sie sich nicht."

Dorian Gray schüttelte den Kopf. „Nein, Henry, ich habe zu viele gräßliche Dinge in meinem Leben getan. Ich will keine mehr tun. Ich habe gestern mit den guten Taten begonnen."

„Wo waren Sie gestern?"

„Auf dem Lande, Henry. Ich wohne ganz allein in einem kleinen Gasthof."

„Mein lieber Freund," sagte Lord Henry lächelnd, „jeder Mensch kann auf dem Lande gut sein. Es gibt dort keine Versuchungen. Das ist der Grund, warum Leute, die nicht in der Stadt wohnen, so vollständig unzivilisiert sind. Zivilisation ist wahrhaftig nicht leicht zu erreichen. Es gibt nur zwei Wege zu ihr. Der eine ist Bildung — der andere Verderbnis. Die Leute auf dem Lande haben zu beiden keine Gelegenheit, deshalb kommen sie nicht vorwärts."

„Bildung und Verderbnis", wiederholte Dorian. „Ich habe von beiden etwas kennen gelernt. Es scheint mir jetzt schrecklich, daß sie je zusammen gefunden werden. Denn ich habe ein neues Ideal, Henry. Ich will mich ändern. Ich glaube, ich habe mich schon geändert."

„Sie haben mir noch nicht gesagt, was Ihre gute Handlung war. Oder sagten Sie, daß Sie mehr als eine getan haben?" fragte der Freund, während er eine kleine rote Pyramide Erdbeeren mit großen Samenkörnern auf seinen Teller schüttete und durch einen muschelförmigen Sieblöffel weißen Zucker darauf streute.

„Ich kann es Ihnen sagen, Henry. Es ist keine Geschichte, die ich einem anderen erzählen könnte. Ich habe jemand verschont. Es klingt sehr eitel, aber Sie verstehen, was ich meine. Sie war sehr schön und auf eine wunderbare Art Sibyl Vane ähnlich. Ich glaube, das war der erste Reiz, den sie auf mich ausübte. Sie erinnern sich doch noch an Sibyl? Wie lang das her ist! Also Hetty gehörte natürlich nicht unserem Stand an. Sie war nur eine Dorfschöne. Aber ich habe sie wirklich geliebt. Ich weiß es bestimmt, daß ich sie geliebt habe. Diesen ganzen wunderbaren Monat Mai, den wir jetzt gehabt haben, habe ich sie zwei- oder dreimal in der Woche besucht. Gestern erwartete sie mich in einem kleinen Obstgarten. Die Apfelblüten fielen immer wieder auf ihr Haar herab, und sie lachte. Wir sollten heute

früh in der Dämmerung zusammen weggehen. Plötzlich entschloß ich mich, sie so blumengleich unberührt zu verlassen, wie ich sie gefunden hatte."

„Ich vermute, die Neuheit der Empfindung muß Ihnen ein ganz außerordentliches Lustgefühl verschafft haben, Dorian", unterbrach Lord Henry. „Aber ich kann Ihre Idylle für Sie zu Ende erzählen. Sie gaben ihr gute Lehren und brachen ihr Herz. Das ist der Anfang Ihrer Besserung."

„Henry, Sie sind schrecklich. Sie dürfen so furchtbare Dinge nicht sagen. Hettys Herz ist nicht gebrochen. Natürlich weinte sie und dergleichen. Aber keine Schande liegt auf ihr. Sie kann weiter leben wie Perdita in ihrem Garten, wo Pfefferminzkraut und Ringelblumen blühen."

„Und einem treulosen Florizel nachweinen", rief Lord Henry lachend und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. „Mein lieber Dorian, Sie haben die sonderbarsten Knabenlaunen. Glauben Sie, dieses Mädchen wird jemals mit einem Manne seines eigenen Standes zufrieden sein? Ich vermute, sie wird sich eines schönen Tages mit einem rohen Fuhrmann oder einem grinsenden Bauernlümmel verheiraten. Aber die Tatsache, daß Sie sie kennengelernt und geliebt hat, wird sie lehren, ihren Gatten zu verachten, und sie wird unglücklich sein. Wenn ich die Sache moralisch betrachte, kann ich also nicht finden, daß Ihre Entsagung sehr wertvoll war. Selbst als Anfang steckt nichts dahinter. Außerdem, woher wissen Sie, daß Hetty nicht in diesem Augenblick auf einem sternbeglänzten Mühlteich treibt, von lieblichen Wasserlilien umschlungen wie Ophelia?"

„Ich kann das nicht aushalten, Henry. Sie spotten über alles, und dann deuten Sie auf die ernsthaftesten Tragödien hin. Es tut mir jetzt leid, daß ich es Ihnen erzählt habe. Es ist auch gleich, was Sie mir sagen. Ich weiß, ich habe recht gehandelt. Die arme Hetty! Als ich heute früh an

dem Gut vorbeiritt, sah ich ihr weißes Gesicht am Fenster wie einen Jasminzweig. Wir wollen nicht weiter darüber reden, und Sie sollen nicht versuchen, mir klar zu machen, daß die erste gute Handlung, die ich seit Jahren getan habe, das erste kleine Opfer, das ich gebracht habe, in Wirklichkeit eine Art Sünde ist. Ich will mich jetzt bessern. Und ich werde mich bessern. Erzählen Sie mir etwas von sich. Was geht in der Stadt vor? Ich war seit Tagen nicht im Klub."

„Die Leute sprechen noch über das Verschwinden des armen Basil."

„Ich sollte denken, sie wären dessen allmählich müde geworden", sagte Dorian, während er sich etwas Wein einschenkte, mit leichtem Stirnrunzeln.

„Mein lieber Freund, sie reden erst seit sechs Wochen davon. Das englische Publikum ist wirklich der geistigen Anstrengung, mehr als ein Gesprächsthema alle drei Monate zu haben, nicht gewachsen. Immerhin, es hat in der letzten Zeit Glück gehabt. Es hat meine eigene Scheidung und Alan Campbells Selbstmord. Jetzt hat es ‚das geheimnisvolle Verschwinden eines Künstlers'. In Scotland Yard besteht man darauf, daß der Mann mit dem grauen Ulster, der mit dem Mitternachtszug am neunten November nach Paris fuhr, der arme Basil war, und die französische Polizei erklärt, daß Basil nie in Paris angekommen sei. Ich vermute, man wird uns etwa in vierzehn Tagen erzählen, daß er in San Franzisko gesehen worden ist. Es ist sonderbar, aber von jedem Menschen, der verschwindet, sagt man uns, daß er in San Franzisko gesehen worden ist. Das muß eine entzückende Stadt sein, die alle Reize des Jenseits besitzt."

„Was glauben Sie, ist Basil geschehen?" fragte Dorian, hielt seinen Burgunder gegen das Licht und wunderte sich, daß er diese Sache so ruhig besprechen konnte.

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Wenn Basil es für gut hält, sich zu verbergen, so ist das nicht meine Sache. Wenn er tot ist, so will ich nicht mehr an ihn denken. Der Tod ist das einzige, was mich in Schrecken versetzt. Ich hasse ihn."

„Warum?" fragte der Jüngere müde.

Lord Henry führte die vergoldete, gitterförmige Öffnung eines Riechbüchschens an seine Nase und sagte dann: „Ja, weil man heutzutage alles überleben kann, nur nicht den Tod. Der Tod und die Gewöhnlichkeit sind die zwei Tatsachen des neunzehnten Jahrhunderts, die man nicht wegerklären kann. Wir wollen den Kaffee im Musikzimmer trinken. Dorian, Sie müssen mir Chopin vorspielen. Der Mann, mit dem meine Frau davongerannt ist, spielte wunderbar Chopin. Die arme Viktoria! Ich habe sie sehr gern gehabt. Das Haus ohne sie ist recht einsam. Natürlich, das Eheleben ist nur eine Gewohnheit, eine schlechte Gewohnheit. Aber man bedauert den Verlust selbst der schlechtesten Gewohnheiten. Vielleicht bedauert man die am meisten. Sie sind ein so wesentlicher Teil unserer Persönlichkeit."

Dorian sagte nichts, sondern stand vom Tisch auf, ging in das Nebenzimmer, setzte sich zum Klavier und ließ seine Finger über das weiße und schwarze Elfenbein der Tasten streichen. Als der Kaffee hereingebracht worden war, hörte er auf, sah zu Lord Henry hinüber und sagte:

„Henry, ist es Ihnen je eingefallen, daß Basil ermordet worden ist?"

Lord Henry gähnte. „Basil war sehr beliebt und trug immer eine billige amerikanische Uhr. Warum hätte man ihn ermorden sollen? Er war nicht klug genug, um Feinde zu haben. Gewiß, er hatte ein wunderbares Genie als Maler. Aber ein Mann kann malen wie Velasquez und

doch unerhört langweilig sein. In Wirklichkeit war Basil ziemlich langweilig. Er hatte es nur ein einziges Mal zustande gebracht, mich zu interessieren, und das war, als er mir vor vielen Jahren einmal erzählte, daß er eine so ungestüme Leidenschaft für Sie habe und daß Sie das Leitmotiv seiner Kunst seien."

„Ich habe Basil sehr gern gehabt", sagte Dorian mit traurigem Klang in der Stimme. „Aber sagen denn die Leute nicht, daß er ermordet worden ist?"

„Ja, in einigen Zeitungen steht es. Es scheint mir aber durchaus nicht wahrscheinlich. Ich weiß, daß es fürchterliche Orte in Paris gibt, aber Basil war nicht der Mensch, der dahin ging. Er war nicht neugierig. Das war der Hauptfehler."

„Was würden Sie sagen, Henry, wenn ich Ihnen sagte, daß ich Basil ermordet habe?" fragte der Jüngere. Nachdem er das ausgesprochen hatte, beobachtete er ihn scharf.

„Mein lieber Freund, ich würde sagen, Sie nehmen eine Pose an, die nicht zu Ihnen paßt. Jedes Verbrechen ist ordinär, so wie alles Ordinäre ein Verbrechen ist. Die Fähigkeit, einen Mord zu begehen, liegt nicht in Ihnen, Dorian. Es sollte mir leid tun, wenn ich Ihre Eitelkeit durch dieses Urteil verletze, aber ich versichere Ihnen, es ist wahr. Das Verbrechen ist ein ausschließliches Vorrecht der niederen Stände. Ich will damit durchaus keinen Tadel aussprechen. Ich vermute einfach, daß das Verbrechen für sie ist, was die Kunst für uns, einfach eine Methode, sich außergewöhnliche Empfindungen zu verschaffen."

„Eine Methode, sich Empfindungen zu verschaffen? Glauben Sie also, daß ein Mann, der einmal einen Mord begangen hat, imstande wäre, dasselbe Verbrechen zu wiederholen? Das wollen Sie mir doch nicht einreden?"

„Oh, alles wird zu einem Vergnügen, wenn man es zu oft tut!“ rief Lord Henry lachend. „Das ist auch eines der wichtigsten Geheimnisse des Lebens. Dennoch bin ich der Meinung, daß der Mord immer ein Fehler ist. Man sollte nie etwas tun, worüber man nicht nach dem Essen reden kann. Aber wir wollen jetzt den armen Basil verlassen. Es wäre mir angenehm, wenn ich glauben könnte, daß er ein so romantisches Ende genommen hat, wie Sie durchblicken lassen; aber ich kann es nicht. Ich vermute, er ist auf einer Seinebrücke vom Omnibus gefallen und der Kondukteur hat den ganzen Skandal vertuscht. Ja, ich glaube wirklich, daß das sein Ende war. Ich sehe ihn jetzt auf dem Rücken liegen unter diesem trüben grünen Wasser, und die schweren Barken fahren über ihn hin, und lange Gräser verwickeln sich in sein Haar. Übrigens glaube ich nicht, daß er noch viel Gutes hervorgebracht hätte. In den letzten zehn Jahren ist seine Malerei recht mäßig geworden.“

Dorian seufzte, und Lord Henry ging durch das Zimmer und begann einem merkwürdigen Papageien aus Java, einem großen, graugefiederten Vogel mit rotem Kamm und Schwanz, der sich auf einem Bambusstab schaukelte, den Kopf zu streicheln. Als seine spitzen Finger ihn berührten, ließ er die weiße Haut seiner runzligen Lider über die schwarzen, verglasten Augen fallen und begann hin- und herzuschwingen.

„Ja,“ fuhr er fort, während er sich umdrehte und sein Taschentuch aus der Tasche nahm, „seine Malerei war ganz heruntergekommen. Ich hatte den Eindruck, als ob sie etwas eingebüßt hätte. Sie hat ihr Ideal verloren. Als ihr beide aufhörtet, intime Freunde zu sein, hörte er auf, ein großer Künstler zu sein. Was hat Sie auseinandergebracht? Ich vermute, er langweilte Sie. Wenn das der Fall war, dann hat er es Ihnen nie verziehen. Das ist

eine Gewohnheit langweiliger Menschen. Was ist übrigens aus dem wunderbaren Porträt geworden, das er von Ihnen gemalt hat? Ich kann mich nicht erinnern, es je wiedergesehen zu haben, seit es fertig wurde. Ja, ich erinnere mich jetzt, Sie haben mir vor Jahren erzählt, Sie hätten es nach Selby geschickt und es sei auf dem Weg gestohlen oder verloren worden. Haben Sie es nie wieder bekommen? Wie schade! Es war ein Meisterwerk. Ich erinnere mich, daß ich es kaufen wollte. Ich wünschte, ich hätte es getan. Es gehörte in Basils beste Zeit. Seitdem waren alle seine Arbeiten jene merkwürdige Mischung von schlechter Malerei und guten Absichten, die einen Mann berechtigt, ein repräsentativer britischer Künstler genannt zu werden. Haben Sie eigentlich deswegen annonciert? Sie hätten das tun sollen."

„Ich kann mich nicht mehr erinnern", antwortete Dorian. „Ich glaube, ich habe es getan. Aber, um die Wahrheit zu sagen, ich habe das Bild nie gemocht. Es tut mir leid, daß ich ihm gesessen habe. Schon die bloße Erinnerung daran ist mir verhaßt. Warum sprechen Sie davon? Es hat mich immer an ein paar merkwürdige Zeilen aus einem Theaterstück erinnert — aus Hamlet, glaube ich. Wie heißen sie?

‚Gleich dem Bilde eines Leides,
ein Antlitz ohne Herz.' —

Ja, so war es."

Lord Henry lachte. „Wenn ein Mann das Leben künstlerisch behandelt, dann ist sein Hirn das Herz", antwortete er und sank in seinen Sessel zurück.

Dorian Gray schüttelte den Kopf und schlug ein paar sanfte Akkorde auf dem Klavier an. „Gleich dem Bilde eines Leids, ein Antlitz ohne Herz", wiederholte er.

Der ältere Freund saß zurückgelehnt und sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an. „Übrigens, Dorian," sagte

er nach einer Weile, „was nützte es einem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und — wie heißt die Stelle doch? — verliere seine eigene Seele?“

Die Musik brach jäh ab. Dorian fuhr auf und starrte seinen Freund an. „Warum fragen Sie mich das, Henry?“

„Mein lieber Freund“, sagte Lord Henry und zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe, „ich habe Sie gefragt, weil ich vermutete, Sie könnten mir eine Antwort geben. Das ist alles. Ich ging letzten Sonntag durch den Park, und nahe bei dem Marble Arch stand eine kleine Gruppe schäbig aussehender Menschen, die irgendeinem ordinären Straßenprediger lauschten. Als ich vorbeiging, hörte ich, wie der Mann seinen Zuhörern diese Frage entgegenschrie. Die Sache berührte mich geradezu dramatisch. London ist sehr reich an sonderbaren Wirkungen dieser Art. Ein nasser Sonntag, ein ungeschlachter Christ in einem Regenmantel, ein Kreis von kränklich blassen Gesichtern unter dem lückenhaften Dach tropfender Regenschirme und ein wunderbarer Satz, von schrillen, hysterischen Lippen in die Luft geschleudert — das war auf seine Art wirklich sehr gut. Gerade eine Offenbarung. Ich dachte einen Augenblick daran, dem Propheten zu sagen, daß die Kunst eine Seele habe, aber nicht der Mensch; doch er hätte mich wohl nicht verstanden.“

„Nein, Henry. Die Seele ist eine furchtbare Gewißheit. Sie kann gekauft und verkauft und umgetauscht werden. Sie kann vergiftet werden oder vervollkommnet. In jedem von uns lebt eine Seele. Ich weiß es.“

„Sind Sie ganz sicher, Dorian?“

„Ganz sicher.“

„Dann muß es eine Einbildung sein. Die Dinge, von deren Wahrheit man ganz fest überzeugt ist, sind nie wahr. Das ist das Schicksal des Glaubens und die Weisheit der

Romantik. Wie ernſt Sie ſind! Seien Sie nicht ſo ernſthaft! Was haben Sie oder ich mit dem Aberglauben unſerer Zeit zu tun? Nein, wir haben den Glauben an die Seele aufgegeben ... Spielen Sie mir etwas vor. Spielen Sie eine Nokturne, Dorian, und während Sie ſpielen, ſagen Sie mir mit ganz leiſer Stimme, wie Sie es zuſtande gebracht haben, Ihre Jugend zu erhalten. Sie müſſen irgendein Geheimnis haben. Ich bin nur zehn Jahre älter als Sie und ich bin runzlig, welk und gelb. Sie ſind wirklich ein Wunder, Dorian. Sie haben nie entzückender ausgeſehen als heute abend. Sie erinnern mich an den Tag, an dem ich Sie kennen gelernt habe. Sie waren damals etwas frech, ſehr ſcheu und ganz außergewöhnlich. Seitdem haben Sie ſich natürlich verändert, aber nicht im Ausſehen. Ich wünſchte, Sie ſagten mir Ihr Geheimnis. Um meine Jugend zurückzubekommen, würde ich alles auf der Welt tun, außer mir Bewegung machen, früh aufſtehen oder ein ehrſames Leben führen. Jugend, nichts kommt ihr gleich! Es iſt abſurd, von der Unwiſſenheit der Jugend zu reden. Die einzigen Leute, deren Meinung ich jetzt mit einigem Reſpekt anhöre, ſind die, die viel jünger ſind als ich ſelbſt. Sie ſcheinen weit von mir zu ſein. Das Leben hat ihnen ſeine letzten Wunder enthüllt. Den Alten widerſpreche ich immer. Ich tue es aus Prinzip. Wenn Sie einen von ihnen um ſeine Meinung über etwas, das geſtern geſchehen iſt, fragen, dann gibt er Ihnen feierlich Aufſchluß über die Meinungen, die im Jahre 1820 umliefen, als die Leute hohe Halsbinden trugen, an alles glaubten und abſolut nichts wußten. Wie hübſch das iſt, was Sie ſpielen! Ich möchte wiſſen, ob es Chopin in Majorka geſchrieben hat, während das Meer um die Villa herumklagte und das Salz gegen die Fenſterſcheiben klatſchend ſprühte. Es iſt prachtvoll romantiſch. Was es für ein Segen iſt, daß es eine

einzige Kunſt gibt, die nicht Nachahmung iſt! Hören Sie nicht auf. Ich brauche heute abend Muſik. Ich bilde mir ein, daß Sie der junge Apollo ſind und ich Marſyas, der Ihnen zuhört. Dorian, ich habe meine eigenen Sorgen, von denen nicht einmal Sie etwas wiſſen. Die Tragödie des Alters iſt nicht, daß wir alt ſind, ſondern daß wir jung ſind. Ich bin jetzt manchmal ganz erſchrocken, wie aufrichtig ich ſein kann. Ach, Dorian, wie glücklich Sie ſind! Was für ein erleſenes Leben haben Sie gehabt! Sie haben tief aus allen Quellen getrunken! Sie haben die Trauben an Ihrem Gaumen zerdrückt. Nichts iſt Ihnen verſchloſſen geblieben. Und all das iſt Ihnen auch nicht mehr geweſen als der Klang der Muſik. Es hat Sie nicht zerſtört. Sie ſind heute noch derſelbe."

„Ich bin nicht derſelbe, Henry."

„Ja, Sie ſind derſelbe. Ich frage mich, wie Ihr Leben weiter gehen wird. Verderben Sie es nicht, indem Sie entſagen. Jetzt ſind Sie ein vollkommener Typus. Machen Sie ſich nicht unvollkommen. Sie ſind jetzt ganz fehlerlos. Sie brauchen den Kopf nicht zu ſchütteln. Sie wiſſen es ſelbſt. Und dann, Dorian, betrügen Sie ſich nicht ſelbſt. Das Leben wird nicht vom Willen oder von Abſichten beherrſcht. Das Leben iſt eine Angelegenheit der Nerven und Muskeln und der langſam herangebildeten Zellen, in denen ſich die Gedanken verbergen und die Leidenſchaft ihre Triebe träumt. Sie mögen ſich noch ſo ſehr einbilden, ſicher zu ſein, und ſich für ſtark halten. Ein zufälliger Farbenton in einem Zimmer oder am Morgenhimmel, ein ſonderbarer Geruch, den Sie einmal geliebt haben und der verſteckte Erinnerungen aufweckt, eine Zeile aus einem vergeſſenen Gedicht, auf die Sie plötzlich ſtoßen, ein paar Töne aus einem Muſikſtück, das Sie längſt nicht mehr ſpielen — glauben Sie mir, Dorian, von ſolchen Dingen hängt unſer Leben

ab. Browning hat einmal darüber geschrieben, aber unsere eigenen Empfindungen lehren es uns sehen. Es gibt Augenblicke, da durchzuckt mich der Geruch von weißem Flieder, und ich muß den sonderbarsten Monat meines Lebens wieder durchwandern. Ich wollte, ich könnte mit Ihnen tauschen, Dorian. Die Welt hat gegen uns beide gewettert, aber sie hat Sie immer geliebt. Sie wird Sie immer lieben. Sie sind der Typus dessen, was unsere Zeit sucht und was sie fürchtet, gefunden zu haben. Ich freue mich sehr, daß Sie nie irgend etwas getan haben, nie eine Statue gemeißelt oder ein Bild gemalt oder irgend etwas aus sich heraus produziert. Das Leben war Ihre Kunst. Sie haben sich selbst in Musik gesetzt. Ihre Tage sind Ihre Sonette."

Dorian stand vom Klavier auf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. „Ja, das Leben ist köstlich gewesen," flüsterte er, „aber dasselbe Leben werde ich nicht mehr haben. Und Sie sollen nicht mehr diese überspannten Dinge zu mir sagen. Sie wissen nicht alles von mir. Ich glaube, wenn Sie alles wüßten, würden selbst Sie von mir weggehen. Sie lachen ... Lachen Sie nicht!"

„Warum haben Sie aufgehört zu spielen, Dorian? Gehen Sie wieder ans Klavier und spielen Sie mir noch mal die Nokturne. Betrachten Sie den großen honigfarbenen Mond, der jetzt in der dunklen Luft hängt. Er wartet, daß Sie ihn bezaubern, und wenn Sie spielen, wird er sich der Erde nähern. Sie wollen nicht? Dann wollen wir in den Klub gehen. Es war ein reizender Abend, und wir müssen ihn schön beenden. Bei White wartet jemand, der heftig wünscht, Sie kennenzulernen. Der junge Lord Pool, der älteste Sohn von Bournemouth. Er kopiert schon Ihre Krawatten und hat mich angefleht, ihn Ihnen vorzustellen. Er ist ganz entzückend und erinnert mich ein wenig an Sie."

„Ich hoffe nicht“, ſagte Dorian mit einem traurigen Blick in den Augen. „Aber ich bin müde heute abend, Henry. Ich gehe nicht mehr in den Klub. Es iſt faſt elf, und ich will früh zu Bett.“

„Bleiben Sie. Sie haben nie ſo ſchön geſpielt wie heute abend. In Ihrem Anſchlag lag etwas Wunderbares. Mehr Ausdruck, als ich je von Ihnen gehört habe.“

„Das iſt, weil ich gut werden will“, antwortete er lächelnd. „Ich bin ſchon etwas verändert.“

„Für mich können Sie nie anders werden, Dorian“, ſagte Lord Henry. „Wir beide werden immer Freunde ſein.“

„Und doch haben Sie mich einmal mit einem Buch vergiftet. Ich ſollte Ihnen das nicht vergeben. Henry, verſprechen Sie mir, daß Sie nie mehr dieſes Buch jemand leihen werden. Es ſtiftet Unheil.“

„Mein lieber Junge, Sie fangen wirklich an, Moralpredigten zu halten. Bald werden Sie herumgehen wie der Bekehrte, der Wanderprediger, und die Menſchen vor all den Sünden warnen, deren Sie müde geworden ſind. Aber dazu ſind Sie viel zu entzückend. Und außerdem hat es keinen Zweck. Sie und ich, wir ſind, was wir ſind, und werden immer ſein, was wir ſein werden. Und vergiftet werden durch ein Buch — das gibt es gar nicht. Die Kunſt hat keinen Einfluß auf das Handeln. Sie vernichtet das Bedürfnis zu handeln. Sie iſt auf eine herrliche Art ſteril. Die Bücher, die die Leute unmoraliſch nennen, ſind die Bücher, die der Welt ihre eigene Schande vorhalten. Das iſt alles. Aber wir wollen nicht über Literatur reden. Kommen Sie morgen zu mir! Ich will um elf ausreiten. Wir könnten zuſammen reiten, und ich nehme Sie dann zum Lunch zu Lady Brankſome mit. Sie iſt eine entzückende Frau und will Ihren Rat über ein paar Gobelins, die ſie

kaufen möchte. Vergeſſen Sie nicht zu kommen. Oder wollen wir mit unſerer kleinen Herzogin zuſammen frühſtücken? Sie ſagt, ſie ſieht Sie jetzt nie. Sind Sie Gladys müde geworden? Ich dachte es mir. Ihre kluge Zunge geht einem auf die Nerven. Aber jedenfalls kommen Sie um elf."

„Soll ich wirklich kommen, Henry?"

„Auf jeden Fall. Der Park iſt jetzt reizend. Ich glaube nicht, daß es ſolchen Flieder gegeben hat ſeit dem Jahr, als ich Sie kennenlernte."

„Gut. Ich werde alſo um elf hier ſein", ſagte Dorian. „Gute Nacht, Henry!"

Als er auf der Türſchwelle war, zögerte er einen Augenblick, als hätte er noch etwas zu ſagen. Dann ſeufzte er und ging fort.

Zwanzigſtes Kapitel

Es war eine wunderſchöne Nacht, ſo warm, daß er den Überrock über den Arm nahm und nicht einmal das Seidentuch um den Hals legte. Als er nach Hauſe ſchlenderte, eine Zigarette rauchend, gingen zwei Herren im Frack an ihm vorbei. Er hörte, wie der eine dem anderen zuflüſterte: „Das iſt Dorian Gray." Er erinnerte ſich, wie er ſich früher gefreut hatte, wenn man ihn zeigte, anſtarrte oder über ihn ſprach. Jetzt war er es müde, ſeinen eigenen Namen zu hören. Der halbe Reiz des Dorfes, in dem er kürzlich ſo oft geweſen war, lag darin, daß niemand dort wußte, wer er war. Er hatte dem Mädchen, das er zur Liebe verlockt hatte, oft geſagt, daß er arm ſei, und ſie hatte es ihm geglaubt. Er hatte ihr einmal geſagt, daß er ſchlecht ſei, und ſie hatte ihn ausgelacht und geantwortet, ſchlechte Menſchen ſeien immer alt und häßlich. Was für ein Lachen ſie hatte! Ge-

rade wie eine ſingende Droſſel. Und wie hübſch war ſie in ihren Kattunkleidern und großen Hüten geweſen! Sie wußte nichts, aber ſie beſaß alles, was er verloren hatte.

Als er nach Hauſe kam, wartete der Diener auf ihn. Er ſchickte ihn zu Bett und warf ſich auf das Sofa in dem Bibliothekszimmer und begann über einiges von dem, was ihm Lord Henry geſagt hatte, nachzudenken.

War es wirklich wahr, daß man nie anders werden konnte? Er fühlte eine heftige Sehnſucht nach der makelloſen Reinheit ſeiner Jugend — ſeiner roſenweiſen Jugend, wie Lord Henry einmal geſagt hatte. Er wußte, daß er ſich befleckt hatte, ſeinen Geiſt mit Verderbnis gefüllt und ſein Gewiſſen mit Schrecken; daß er ein böſer Einfluß für andere geweſen war und eine ſchreckliche Luſt bei ſolchem Tun geſpürt hatte; daß von allen Leben, die das ſeine gekreuzt hatten, es die ſchönſten und vielverſprechendſten geweſen waren, die er in Schande gebracht hatte. Aber war das alles unabänderlich? War keine Hoffnung mehr für ihn?

Ah, in was für einem ungeheuerlichen Augenblick von Stolz und Leidenſchaft hatte er gebetet, daß das Bildnis die Laſt ſeiner Tage tragen und er den ungetrübten Glanz ewiger Jugend bewahren möge. Das war an all ſeinem Unglück ſchuld. Es wäre beſſer für ihn geweſen, wenn jede Sünde ſeines Lebens ihre gewiſſe und ſchnelle Strafe mit ſich gebracht hätte. In der Strafe lag Reinigung. Nicht „Vergib uns unſere Sünden", ſondern „Züchtige uns für unſere Miſſetaten" ſollte das Gebet des Menſchen zu einem allgerechten Gotte ſein.

Der merkwürdig geſchnitzte Spiegel, den ihm Lord Henry vor ſo vielen Jahren geſchenkt hatte, ſtand auf dem Tiſch, und die weißgliedrigen Liebesgötter lachten ringsherum wie ehedem. Er nahm ihn, ſo wie er es in jener ſchrecklichen Nacht getan hatte, als er zum erſten Male die Wandlung

in dem Bildnis bemerkt hatte, und mit unruhigen, tränenfeuchten Augen betrachtete er die glatte Fläche. Einmal hatte ihm jemand, der ihn wahnsinnig geliebt hatte, in einem tollen Brief zum Schluß geschrieben: „Die Welt ist anders, weil Sie aus Elfenbein und Gold sind. Die Linien Ihrer Lippen schreiben die Weltgeschichte aufs neue.“ Diese Sätze kamen ihm ins Gedächtnis zurück, und er wiederholte sie immer und immer wieder. Er haßte jetzt seine eigene Schönheit und warf den Spiegel auf den Boden und zerschmetterte ihn unter seiner Sohle in silberne Splitter. Seine Schönheit war es, die ihn zugrunde gerichtet hatte, und die Jugend, um die er gefleht hatte. Wären diese beiden Dinge nicht gewesen, so hätte sein Leben fleckenlos sein können. Die Schönheit war für ihn nur eine Maske gewesen, die Jugend nur ein Hohn. Was war denn die Jugend im besten Falle? Eine grüne, unreife Zeit, eine Zeit fader Launen und kranker Einfälle. Warum hatte er ihre Tracht angelegt? Die Jugend hatte ihn zugrunde gerichtet.

Es war besser, nicht an die Vergangenheit zu denken. Er mußte an sich selbst und seine Zukunft denken. James Vane war in einem namenlosen Grabe auf dem Kirchhof in Selby eingescharrt. Alan Campbell hatte sich eines Nachts in seinem Laboratorium erschossen, aber das Geheimnis, das ihm aufgezwungen worden war, hatte er nicht verraten. Die Erregung über Basil Hallwards Verschwinden würde bald vorbeigehen, ja sie ging schon vorbei. Er war vollständig sicher. Es war auch nicht der Tod Basil Hallwards, der am schwersten auf seinem Gemüt lastete. Es war der lebendige Tod seiner eigenen Seele, der ihn bedrückte. Basil hatte das Bildnis gemalt, das sein Leben verdorben hatte. Er konnte ihm das nicht vergeben. Basil hatte unerträgliche Dinge zu ihm gesprochen, und doch hatte er es geduldig ertragen. Der Mord war nur der Wahnsinn eines

Augenblicks gewesen. Was aber Alan Campbell anlangte, der Selbstmord war sein eigener Entschluß gewesen. Er hatte ihn gewählt. Das ging ihn nichts an.

Ein neues Leben! Das war es, was er brauchte. Das war es, worauf er wartete. Ja, er hatte es schon begonnen. Ein unschuldiges Wesen hatte er jedenfalls geschont. Nun wollte er nie wieder die Unschuld in Versuchung bringen. Er wollte gut sein.

Als er an Hetty Merton dachte, fing er an, sich zu fragen, ob sich das Bild in dem verschlossenen Raum oben geändert habe. Es konnte nicht mehr so schrecklich sein, wie es gewesen war. Vielleicht, wenn jetzt sein Leben rein würde, könnte es möglich sein, daß er jedes Zeichen böser Leidenschaften aus dem Antlitz tilge. Vielleicht waren die Zeichen des Bösen schon verschwunden. Er wollte hinauf und nachsehen.

Er nahm die Lampe vom Tisch und schlich hinauf. Als er die Tür aufriegelte, huschte ein frohes Lächeln über sein seltsam junges Gesicht und verweilte einen Augenblick auf seinen Lippen. Ja, er wollte gut sein, und das gräßliche Ding, das er hatte verbergen müssen, würde dann kein Schrecken mehr für ihn sein. Ihm war, als wäre diese Last schon von ihm genommen.

Er ging ruhig hinein, schloß die Tür hinter sich, wie das seine Gewohnheit war, und zog den Purpurvorhang von dem Bildnis. Ein Schrei voll Schmerz und Entrüstung kam von seinen Lippen. Er konnte keine Änderung sehen, außer daß in den Augen ein schlauer Ausdruck war und um den Mund die gebogene Runzel des Heuchlers. Das Ding war ekelhaft, vielleicht noch mehr als vordem, und der scharlachrote Tau, der die Hand befleckte, schien heller, mehr wie frisch vergossenes Blut. Er zitterte. War es also nur Eitelkeit gewesen, die ihn veranlaßt hatte, seine einzige gute Tat zu begehen? Oder die Begierde nach einer neuen Emp-

findung, wie Lord Henry mit seinem spöttischen Lachen angedeutet hatte? Oder der leidenschaftliche Hang, eine Rolle zu spielen, aus dem wir manchmal Dinge tun, die edler sind als wir selbst? Vielleicht all das zusammen? Warum war der rote Fleck jetzt größer, als er gewesen war? Er schien wie eine fürchterliche Krankheit sich über die runzligen Finger verbreitet zu haben. Es war Blut auf den Füßen, als wäre es herabgetropft — Blut selbst auf der Hand, die das Messer nicht gehalten hatte. Sollte er bekennen? Sollte das heißen, daß er bekennen sollte? Sich selbst aufgeben und zum Tode geführt werden? Er lachte. Er fühlte, daß der Einfall ungeheuerlich sei. Und dann, selbst wenn er bekannte, wer würde ihm glauben? Nirgends war eine Spur des Ermordeten. Alles, was ihm gehörte, war zerstört. Er selbst hatte, was unten war, verbrannt. Die Leute würden einfach sagen, daß er wahnsinnig sei. Sie würden ihn irgendwo einsperren, wenn er bei seiner Erzählung blieb ... Und doch, es war seine Pflicht, zu bekennen, öffentlich Buße zu tun, das Urteil der Welt zu erleiden. Es gab einen Gott, der die Menschen zwang, auf Erden so gut wie im Himmel ihre Sünden zu bekennen. Nichts, was er sonst tun konnte, würde ihn reinigen, bis er seine Sünde bekannt hätte. Seine Sünde? Er zuckte die Achseln. Der Tod Basil Hallwards lastete nur wenig auf ihm. Er dachte an Hetty Merton. Dieser Spiegel seiner Seele, auf den er blickte, war ein ungerechter Spiegel. Eitelkeit? Neugier? Heuchelei? War sonst nichts an seiner Entsagung gewesen? Es war sonst noch etwas daran gewesen. Er glaubte es wenigstens. Aber wer konnte das sagen? ... Nein, es war sonst nichts gewesen. Aus Eitelkeit hatte er sie geschont. Aus Heuchelei hatte er die Maske der Güte getragen, aus Neugier hatte er Entsagung versucht. Er erkannte das jetzt.

Aber dieſer Mord — ſollte er ihn ſein ganzes Leben verfolgen? Sollte er immer die Laſt ſeiner Vergangenheit tragen müſſen? Sollte er wirklich bekennen? Niemals. Es gab nur einen Beweis gegen ihn. Das Bildnis ſelbſt, das war ein Beweis. Er wollte es zerſtören. Warum hatte er es ſo lange aufbewahrt? Früher einmal hatte es ihm ein Vergnügen bereitet, zu beobachten, wie es ſich änderte, wie es alterte. In der letzten Zeit hatte er dieſe Luſt nicht mehr geſpürt. Es hatte ihn in der Nacht wach erhalten. Wenn er fort geweſen war, erfüllte ihn Schrecken, daß ein anderes Auge es erblicken würde. Es hatte Melancholie in ſeine Leidenſchaften gegoſſen. Die bloße Erinnerung daran hatte ihm manchen frohen Augenblick vergällt. Es hatte die Rolle des Gewiſſens für ihn geſpielt. Ja, es war ſein Gewiſſen geweſen. Er wollte es zerſtören.

Er ſah ſich um und erblickte das Meſſer, das Baſil Hallward erſtochen hatte. Er hatte es oft gereinigt, ſo daß kein Fleck mehr darauf war. Es war blank und glitzerte. So wie es den Maler getötet hatte, ſollte es des Malers Werk töten und alles, was es bedeutete. Es ſollte die Vergangenheit töten. Wenn die erſt tot war, würde er frei ſein. Es ſollte dieſes ungeheuerliche Seelenleben töten, und ohne ſeine gräßlichen Warnungen würde er Frieden haben. Er ergriff es und ſtach damit das Bildnis durch.

Man hörte einen Schrei und einen Fall. Der Schrei war mit ſeinem Todesröcheln ſo ſchrecklich, daß die erſchreckten Diener aufwachten und aus ihren Zimmern ſchlichen. Zwei Herren, die auf dem Platze unten vorbeigingen, blieben ſtehen und ſahen an dem großen Hauſe empor. Sie gingen weiter, bis ſie einen Schutzmann trafen, und kamen mit ihm zurück. Der Mann zog mehrmals die Klingel, aber es erfolgte keine Antwort. Bis auf ein Licht in einem der Giebelfenſter war das Haus ganz dunkel. Nach einiger Zeit

ging er weg, stellte sich unter ein Tor in der Nähe und wartete.

„Wem gehört das Haus, Schutzmann?“ fragte der ältere der beiden Herren.

„Mr. Dorian Gray“, antwortete der Schutzmann.

Sie sahen einander an, gingen weiter und lachten. Einer von ihnen war Sir Henry Ashtons Onkel.

Drinnen in den Dienerräumen sprachen die halbangezogenen Leute in leisem Geflüster miteinander. Die alte Mrs. Leaf weinte und rang die Hände. Francis war bleich wie der Tod.

Nach einer Viertelstunde holte er den Kutscher und einen der Lakaien und schlich hinauf. Sie klopften, aber es kam keine Antwort. Sie riefen. Alles war still. Nachdem sie schließlich vergeblich versucht hatten, die Tür zu sprengen, kletterten sie auf das Dach und ließen sich auf den Balkon herab. Die Fenster gaben leicht nach. Ihre Riegel waren alt.

Als sie eintraten, sahen sie an der Wand ein wunderbares Bildnis ihres Herrn hängen, so wie sie ihn zuletzt gesehen hatten, in all der Pracht seiner köstlichen Jugend und Schönheit. Auf dem Boden lag ein toter Mann im Frack mit einem Messer im Herzen. Er war welk, runzlig und abscheuerregend von Angesicht. Erst als sie die Ringe sahen, erkannten sie, wer es war.

Lord Artur Saviles Verbrechen und andere Geschichten

Übersetzt von Frieda Uhl

Lord Artur Saviles Verbrechen

Eine Studie über die Pflicht

I

Es war Lady Windermeres letzter Empfang vor Oſtern, und Bentinck Houſe war noch voller als gewöhnlich. Sechs Kabinettsminiſter waren direkt vom Morgenempfang des Präſidenten des Unterhauſes gekommen mit allen ihren Sternen und Ordensbändern, alle die hübſchen Weiber trugen die ſchönſten Toiletten, und am Ende der Gemäldegalerie ſtand die Prinzeſſin Sophia von Karlsruhe, eine ſchwere Dame mit einem Tatarenkopf, mit kleinen ſchwarzen Augen und wundervollen Smaragden, die ſehr laut ein ſchlechtes Franzöſiſch ſprach und maßlos über alles lachte, was man zu ihr ſagte. Es war gewiß ein wundervolles Gemiſch von Menſchen. Pairsfrauen in all ihrer Pracht plauderten liebenswürdig mit extremen Radikalen, volkstümliche Prediger ſah man neben hervorragenden Skeptikern, ein ganzes Rudel von Biſchöfen folgte Schritt für Schritt einer dicken Primadonna von Zimmer zu Zimmer, auf der Treppe ſtanden einige Mitglieder der Königlichen Akademie als Künſtler verkleidet, und es hieß, daß in einem gewiſſen Augenblick der Speiſeſaal mit Genies geradezu vollgepfropft geweſen ſei. Alles in allem war es einer von Lady Windermeres ſchönſten Abenden, und die Prinzeſſin blieb bis faſt halb zwölf Uhr. Kaum war ſie fort, ſo kehrte Lady Windermere in die Gemäldegalerie zurück, wo eben ein berühmter Nationalökonom einem unwillig zuhörenden ungariſchen Virtuoſen einen feierlichen Vortrag über die wiſſenſchaftliche Theorie der Muſik hielt, und begann mit der Herzogin von Paisley zu plaudern. Sie ſah wundervoll aus mit ihrer prachtvollen elfenbeinweißen

Büste, mit ihren großen Vergißmeinnichtaugen und den schweren Flechten ihres goldenen Haares. Es war wirklich reines Gold, ihr Haar, nicht die blasse Strohfarbe, die sich heute den edlen Namen des Goldes anmaßt, nein, es war Gold, wie es in Sonnenstrahlen gewebt ist oder im Bernstein ruht. Und dieses Haar gab ihrem Gesicht gleichsam den Rahmen einer Heiligen, doch nicht ohne etwas von dem berückenden Zauber einer Sünderin. Sie war ein interessantes psychologisches Studienobjekt. Sie hatte sehr früh die große Wahrheit entdeckt, daß nichts so sehr wie Unschuld aussieht, wie eine Unbesonnenheit. Und durch eine Reihe von leichtsinnigen Streichen, von denen die Hälfte ganz harmlos war, hatte sie sich alle Vorrechte einer Persönlichkeit erworben. Sie hatte mehr als einmal ihren Gatten gewechselt; nach dem Adelskalender hatte sie sogar dreimal geheiratet. Aber da sie nie ihren Liebhaber gewechselt hatte, hatte die Welt längst aufgehört, über sie zu klatschen. Sie war nun vierzig Jahre alt, besaß keine Kinder und hatte jene maßlose Freude am Vergnügen, die das geheimnisvolle Mittel ist, jung zu bleiben.

Plötzlich sah sie sich eifrig im Zimmer um und sagte mit ihrer klaren Altstimme: „Wo ist mein Chiromantist?"

„Ihr was, Gladys?" rief die Herzogin einigermaßen verblüfft.

„Mein Chiromantist, Herzogin. Ich kann jetzt ohne ihn nicht leben."

„Liebe Gladys, Sie sind immer so originell", murmelte die Herzogin und versuchte sich zu erinnern, was ein Chiromantist eigentlich sei, wobei sie hoffte, es sei nicht dasselbe wie Chiropodist.

„Er kommt zweimal in der Woche, um meine Hand anzuschauen," fuhr Lady Windermere fort, „und er interessiert sich sehr dafür."

„Großer Gott," sagte die Herzogin zu sich selbst, „es ist also doch eine Art Chiropodist, wie schrecklich! Hoffentlich ist es wenigstens ein Ausländer. Dann wäre es nicht ganz so schlimm."

„Ich muß ihn Ihnen vorstellen."

„Ihn mir vorstellen?" rief die Herzogin. „Ist er denn hier?" Und sie suchte ihren kleinen Schildkrotfächer und einen sehr ramponierten Spitzenschal, um jeden Augenblick zum Fortgehen bereit zu sein.

„Natürlich ist er hier, ich würde nicht daran denken, ohne ihn eine Soiree zu geben. Er sagt mir, daß ich eine rein psychische Hand habe und daß, wenn mein Daumen nur ein ganz kleines Stückchen kürzer wäre, ich eine vollkommene Pessimistin geworden wäre und heute in einem Kloster säße."

„Ach so", sagte die Herzogin und atmete erleichtert auf. „Er ist ein Wahrsager, nicht wahr? Und prophezeit er Glück?"

„Auch Unglück," antwortete Lady Windermere, „soviel Sie wollen. Nächstes Jahr zum Beispiel bin ich in großer Gefahr sowohl zu Wasser als zu Lande. Ich habe also die Absicht, in einem Ballon zu leben, und werde jeden Abend mein Essen in einem Korb heraufziehen. Das steht alles auf meinem kleinen Finger geschrieben oder in meiner Handfläche, ich weiß nicht mehr recht."

„Aber das heißt doch die Vorsehung versuchen, Gladys."

„Meine liebe Herzogin, die Vorsehung kann heutzutage sicher schon der Versuchung widerstehen. Ich glaube, daß jeder Mensch einmal im Monat in seiner Hand lesen lassen müßte, um zu wissen, was er nicht tun darf. Natürlich tut man es doch, aber es ist so hübsch, wenn man gewarnt ist. Und wenn jetzt nicht gleich jemand Herrn Podgers holt, so werde ich ihn wohl selbst holen müssen."

„Gestatten Sie, daß ich ihn hole", sagte ein schlanker, hübscher junger Mann, der daneben stand und dem Gespräch mit heiterem Lächeln zuhörte.

„Ich danke Ihnen vielmals, Lord Artur, aber ich fürchte, Sie werden ihn nicht erkennen."

„Wenn er ein so wunderbarer Mensch ist, wie Sie sagen, Lady Windermere, so kann ich ihn wohl kaum verfehlen. Sagen Sie mir nur, wie er ausschaut, und ich schaffe ihn sofort zur Stelle."

„Er sieht nicht im geringsten aus wie ein Chiromantist. Das heißt, er sieht weder mystisch noch esoterisch noch romantisch aus. Er ist ein kleiner untersetzter Mann mit einem komischen kahlen Kopf und einer großen goldenen Brille. So ein Mittelding zwischen einem Hausarzt und einem Landadvokaten. Das tut mir sehr leid, aber es ist nicht meine Schuld. Die Leute sind immer so langweilig. Alle meine Pianisten sehen aus wie Dichter, und alle meine Dichter sehen aus wie Pianisten. Ich erinnere mich, daß ich in der vorigen Saison einen schrecklichen Verschwörer zu Tisch einlud, der eine Anzahl Menschen in die Luft gesprengt hatte und immer ein Panzerhemd trug und einen Dolch in seinem Hemdärmel verbarg. Und denken Sie sich, als er ankam, sah er just aus wie ein netter alter Pastor und machte den ganzen Abend Witze. Er war ja sehr unterhaltend, aber ich war schrecklich enttäuscht. Und als ich ihn wegen des Panzerhemdes zur Rede stellte, lachte er bloß und sagte, es sei zu kalt, um es in England zu tragen. Ah, hier ist Herr Podgers. Herr Podgers, ich brauche Sie. Sie müssen der Herzogin von Paisley die Hand lesen. Herzogin, nehmen Sie den Handschuh ab. Nicht den linken, den rechten."

„Liebe Gladys, ich weiß wirklich nicht, ob ich soll", sagte die Herzogin und knöpfelte zögernd einen nicht ganz tadellosen Glacéhandschuh auf.

„Das fragt man sich bei allen interessanten Dingen", sagte Lady Windermere. „On a fait le monde ainsi. Aber ich muß Sie vorstellen. Herzogin, das ist Herr Podgers, mein lieber Chiromantiker. Herr Podgers, das ist die Herzogin von Paisley, und wenn Sie sagen, daß ihr Mondberg größer ist als der meine, dann glaube ich Ihnen nie wieder."

„Ich bin sicher, Gladys, daß in meiner Hand nichts dergleichen ist", sagte die Herzogin ernsthaft.

„Euer Gnaden haben ganz recht", sagte Herr Podgers und blickte auf die kleine fette Hand mit den kurzen dicken Fingern. „Der Mondberg ist nicht entwickelt. Aber die Lebenslinie ist ausgezeichnet. Bitte, beugen Sie ein wenig das Gelenk. Danke. Drei deutliche Linien auf der Rascette. Sie werden ein hohes Alter erreichen, Herzogin, und werden außerordentlich glücklich sein. Ehrgeiz — sehr mäßig, Intelligenzlinie nicht übertrieben. Herzlinie —"

„Bitte, bitte, seien Sie nicht indiskret, Herr Podgers!!" rief Lady Windermere.

„Nichts wäre mir erwünschter," sagte Herr Podgers und verbeugte sich, „wenn die Herzogin jemals dazu Anlaß gegeben hätte. Aber ich muß leider sagen, daß ich nichts anderes sehe als eine große Beständigkeit der Neigung, verbunden mit einem strengen Pflichtgefühl."

„Bitte, fahren Sie nur fort", sagte die Herzogin und sah sehr vergnügt drein.

„Sparsamkeit ist nicht die letzte von Euer Gnaden Tugenden", fuhr Herr Podgers fort, und Lady Windermere brach in lautes Lachen aus.

„Sparsamkeit hat sein Gutes", bemerkte die Herzogin gnädig. „Als ich Paisley heiratete, hatte er elf Schlösser und nicht ein einziges Haus, in dem man wohnen konnte."

„Und nun hat er zwölf Häuser und nicht ein einziges Schloß!" rief Lady Windermere.

„Ach, meine Teure, ich liebe —"

„Den Komfort", sagte Herr Podgers, „und die modernen Einrichtungen und Leitung für heißes Wasser in jedem Schlafzimmer. Euer Gnaden haben ganz recht. Komfort ist die einzige Sache von Wert, die unsere Kultur uns zu geben vermag."

„Sie haben den Charakter der Herzogin außerordentlich getroffen, Herr Podgers, jetzt müssen Sie uns aber auch den Charakter Lady Floras enthüllen." Und auf ein Kopfnicken der lächelnden Hausfrau kam ein hochgewachsenes Mädchen mit sandfarbenem Haar und hohen Schultern verlegen hinter dem Sofa hervor und hielt eine lange knochige Hand mit spatelförmigen Fingern ausgestreckt.

„Ah, eine Klavierspielerin, wie ich sehe", sagte Herr Podgers. „Eine ausgezeichnete Pianistin, aber vielleicht nicht sehr musikalisch. Sehr zurückhaltend, sehr ehrlich. Sie lieben Tiere sehr."

„Das ist wahr!" rief die Herzogin und wandte sich zu Lady Windermere. „Das ist vollkommen wahr. Flora hält in Macloskie zwei Dutzend Collies und möchte sofort unser Stadthaus in eine Menagerie verwandeln, wenn der Vater es erlauben würde."

„Was tue ich denn anderes an jedem Donnerstagabend?" rief Lady Windermere lachend. „Nur habe ich Löwen lieber als Collies."

„Das ist Ihr einziger Fehler, Lady Windermere", sagte Herr Podgers und verbeugte sich sehr tief.

„Wenn eine Frau ihre Fehler nicht mit Reiz umkleiden kann, so ist sie bloß ein Weibchen", war die Antwort. „Aber Sie müssen uns zuliebe noch einige Hände lesen. Bitte, Herr Thomas, zeigen Sie doch Ihre Hand Herrn Podgers." Und ein lustig dreinschauender alter Herr mit

einer weißen Weste kam heran und hielt eine dicke, rauhe Hand vor, deren Mittelfinger sehr lang war.

„Eine Abenteurernatur. Sie haben vier lange Reisen hinter sich und eine vor sich. Sie haben dreimal Schiffbruch gelitten. Nein, nur zweimal. Aber die Gefahr eines Schiffbruches droht Ihnen auf der nächsten Reise. Streng konservativ, sehr pünktlich. Sie sammeln mit Leidenschaft Kuriositäten. Eine schwere Krankheit zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Jahr. Große Erbschaft in den dreißiger Jahren. Große Abneigung gegen Katzen und Radikale."

„Außerordentlich!" rief Sir Thomas aus. „Sie müssen unbedingt auch die Hand meiner Frau lesen."

„Ihrer zweiten Frau", sagte Herr Podgers ruhig, und hielt des Herrn Thomas Hand noch in der seinen fest. „Ihrer zweiten Frau. Es wird mir ein Vergnügen sein." Aber Lady Marvel, eine melancholisch aussehende Dame mit braunem Haar und sentimentalen Augenbrauen, lehnte entschieden ab, sich ihre Vergangenheit oder Zukunft enthüllen zu lassen. Und was Lady Windermere auch versuchte, nichts konnte Monsieur de Koloff, den russischen Gesandten, dazu bewegen, nur seine Handschuhe auszuziehen. Ja, viele schienen sich zu fürchten, dem seltsamen kleinen Mann mit dem stereotypen Lächeln, der goldenen Brille und den kleinen glänzenden Augen gegenüberzutreten; und als er der armen Lady Fermor klipp und klar vor allen Leuten erklärte, daß sie gar keinen Sinn für Musik, aber sehr viel Interesse für Musiker habe, fühlte man allgemein, daß Chiromantik eine sehr gefährliche Wissenschaft sei, und daß man sie nur unter vier Augen pflegen dürfe.

Lord Artur Savile aber, der von Lady Fermors unglückseliger Geschichte nichts wußte und Herrn Podgers mit großem Interesse beobachtet hatte, war nun furchtbar neugierig, sich die Hand lesen zu lassen, und da er sich

etwas scheute, in den Vordergrund zu treten, so ging er durch das Zimmer hinüber bis zu Lady Windermeres Platz und fragte sie mit reizendem Erröten, ob sie wohl glaube, daß Herr Podgers ihm den Gefallen tun würde.

„Gewiß, gewiß," sagte Lady Windermere, „deswegen ist er ja hier. Alle meine Löwen, lieber Lord Artur, sind Löwen, die ihre Kunst zeigen und durch den Reifen springen, wie ich es ihnen befehle. Aber ich sage Ihnen im voraus, daß ich Sybil alles wiedererzählen werde. Sie kommt morgen zum Frühstück zu mir — wir haben über Hüte zu reden —, und wenn Herr Podgers herausfinden sollte, daß Sie bösartig sind oder Anlage zur Gicht haben, oder daß Sie bereits eine Frau besitzen, die irgendwo in Bayswater lebt, so werde ich ihr gewiß alles sagen."

Lord Artur lächelte und schüttelte den Kopf. „Ich fürchte mich nicht," sagte er, „Sybil kennt mich so gut wie ich sie kenne."

„Ah, das tut mir eigentlich leid. Die beste Grundlage für eine Ehe ist gegenseitiges Mißverstehen. Nein, ich bin durchaus nicht zynisch. Ich habe bloß Erfahrung gesammelt, was übrigens fast auf dasselbe hinauskommt. Herr Podgers, Lord Artur Savile ist furchtbar neugierig zu wissen, was in seiner Hand steht. Aber Sie brauchen ihm nicht zu sagen, daß er mit einem der schönsten Mädchen Londons verlobt ist, denn das stand bereits vor einem Monat in der Morning-Post."

„Liebe Lady Windermere", rief die Marquise von Jedburgh, „lassen Sie mir Herrn Podgers nur noch einen Augenblick. Er hat mir eben gesagt, daß ich zur Bühne gehen würde, und das interessiert mich schrecklich."

„Wenn er Ihnen das gesagt hat, Lady Jedburgh, so werde ich ihn gewiß sofort abberufen. Kommen Sie gleich herüber, Podgers, und lesen Sie Lord Arturs Hand."

„Gut," ſagte Lady Jedburgh und verzog etwas das Mündchen, als ſie vom Sofa aufſtand, „wenn man mir nicht erlauben will, zur Bühne zu gehen, ſo will ich mindeſtens Publikum ſein."

„Natürlich, wir ſind alle Publikum", ſagte Lady Windermere. „Und nun, Herr Podgers, erzählen Sie uns etwas recht Hübſches. Lord Artur iſt einer meiner beſonderen Lieblinge."

Als aber Herr Podgers Lord Arturs Hand erblickte, erblaßte er ganz merkwürdig und ſagte gar nichts. Ein Schauer ſchien ihn zu ſchütteln und ſeine großen buſchigen Augenbrauen zuckten konvulſiviſch auf eine ganz ſeltſame, aufgeregte Art, wie immer, wenn er ſich in einer ſchwierigen Situation befand. Dann traten einige große Schweißtropfen auf ſeine gelbe Stirn wie giftiger Tau, und ſeine dicken Finger wurden kalt und klebrig.

Lord Artur ſah natürlich dieſe merkwürdigen Zeichen der Aufregung, und zum erſtenmal in ſeinem Leben fühlte er etwas wie Furcht. Sein erſter Gedanke war aus dem Zimmer zu ſtürzen, aber er bezwang ſich. Es war beſſer, das Schlimmſte zu erfahren, was immer es auch ſei, als in dieſer fürchterlichen Ungewißheit zu bleiben.

„Ich warte, Herr Podgers", ſagte er.

„Wir warten alle", ſagte Lady Windermere in ihrer raſchen, ungeduldigen Art, aber der Chiromantiſt gab keine Antwort.

„Ich glaube, Lord Artur ſoll zur Bühne gehen", ſagte Lady Jedburgh, „und da Sie vorhin ſo böſe waren, will Herr Podgers es nicht ſagen.".

Plötzlich ließ Herr Podgers Lord Arturs rechte Hand fallen und ergriff ſeine linke; er beugte ſich ſo tief herab, um ſie zu unterſuchen, daß die goldene Faſſung ſeiner Brille die Handfläche zu berühren ſchien. Einen Augenblick glich

sein Gesicht einer weißen Schreckensmaske, aber er wurde bald wieder ruhig und sagte mit einem Blick auf Lady Windermere und mit einem gezwungenen Lächeln: „Es ist die Hand eines reizenden jungen Mannes."

„Das stimmt", antwortete Lady Windermere. „Aber wird er auch ein reizender Ehemann sein? Das möchte ich wissen."

„Das ist die Bestimmung aller reizenden jungen Männer", sagte Podgers.

„Ich glaube nicht, daß ein Ehemann gar zu reizend sein sollte", murmelte nachdenklich Lady Jedburgh. „Das ist zu gefährlich."

„Mein liebes Kind, sie sind niemals zu reizend!" rief Lady Windermere. „Was ich aber wissen möchte, sind Einzelheiten. Einzelheiten sind nämlich die einzigen Sachen, für die man sich interessieren kann. Was also wird mit Lord Artur geschehen?"

„In den nächsten Monaten wird Lord Artur eine Reise machen —"

„Seine Hochzeitsreise natürlich."

„Und eine Verwandte verlieren."

„Nicht seine Schwester will ich hoffen", sagte Lady Jedburgh voll Mitleid in der Stimme.

„Gewiß nicht seine Schwester", sagte Herr Podgers mit einer abwehrenden Handbewegung. „Bloß eine entfernte Verwandte."

„Ich bin schrecklich enttäuscht", sagte Lady Windermere, „so habe ich morgen Sybil gar nichts zu erzählen. Wer kümmert sich heute um entfernte Verwandte? Die sind schon seit Jahren aus der Mode. Jedenfalls werde ich ihr aber raten, ein schwarzes Seidenkleid bereit zu halten. Es macht sich immer gut in der Kirche. Und nun wollen wir zu Tische gehen. Gewiß ist alles schon aufgegessen worden,

aber vielleicht finden wir doch noch etwas warme Suppe. François war sonst ein Meister in Suppen, aber er beschäftigte sich jetzt so viel mit Politik, daß gar kein Verlaß auf ihn ist. Ich wünschte, General Boulanger würde endlich Ruhe geben. Sind Sie nicht müde, Herzogin?"

„Nicht im geringsten", sagte die Herzogin und wackelte zur Türe. „Ich habe mich ausgezeichnet unterhalten, und der Chiropodist, ich meine der Chiromantist, ist sehr interessant. Flora, wo kann mein Schildpattfächer sein? O vielen Dank, Herr Thomas, und mein Spitzenschal, Flora? O ich danke Ihnen, Herr Thomas, Sie sind sehr liebenswürdig." Und die würdige Dame kam endlich die Treppe herab und hatte ihr Riechfläschchen bloß zweimal fallen lassen.

Die ganze Zeit über hatte Lord Artur Savile am Kamin gestanden mit dem gleichen Gefühl des Schreckens, mit dem gleichen lähmenden Gefühl des kommenden Unglücks. Er lächelte traurig seiner Schwester zu, als sie an Lord Plymdales Arm vorüberkam, reizend anzuschauen mit ihrem roten Brokat und ihren Perlen, und er hörte kaum, als Lady Windermere ihn aufforderte, ihr zu folgen. Er dachte an Sybil Merton und der Gedanke, daß etwas zwischen sie treten könnte, füllte seine Augen mit Tränen.

Wer ihn ansah, hätte glauben können, daß Nemesis den Schild der Pallas gestohlen hätte, um ihm das Meduſenhaupt zu zeigen. Er schien zu Stein gewandelt und sein Gesicht war marmorn in seiner Melancholie. Er hatte das verfeinerte Luxusleben eines jungen Mannes von Rang und Vermögen geführt, ein Leben, wunderbar frei von häßlicher Sorge, herrlich in seiner knabenhaften Unbekümmertheit. Und zum erstenmal in seinem Leben kam ihm das furchtbare Geheimnis des Schicksals zum Bewußtsein, der schreckliche Sinn des Verhängnisses.

Wie toll und schrecklich ihm all das erschien! Konnte irgendein furchtbares Geheimnis der Sünde, irgendein blutrotes Zeichen des Verbrechens in seiner Hand geschrieben stehen, in Hieroglyphen, die er selbst nicht lesen konnte, aber die ein anderer zu entziffern vermochte? War es nicht möglich, diesen Dingen zu entgehen? Waren wir denn nichts anderes, als Schachfiguren, die eine unsichtbare Macht bewegt, nichts anderes, als Gefäße, die ein Töpfer dreht, wie es ihm beliebt, um sie mit Schmach oder Ehre zu füllen? Sein Verstand empörte sich dagegen, und doch fühlte er, daß irgendeine Tragödie über ihm hing und daß ihm plötzlich beschieden worden war, eine unerträgliche Last zu tragen! Wie glücklich sind doch Schauspieler! Sie haben die Wahl, ob sie in der Tragödie oder Komödie auftreten wollen, ob sie leiden oder lustig sein, Lachen oder Tränen vergießen wollen. Aber im wirklichen Leben ist das so ganz anders. Die meisten Männer und Frauen sind gezwungen, Rollen zu spielen, für die sie gar nicht geeignet sind. Unsere Güldensterns spielen uns den Hamlet vor, und unsere Hamlets müssen scherzen wie Prinz Heinz. Die Welt ist eine Bühne, aber das Stück ist schlecht besetzt.

Plötzlich trat Herr Podgers ins Zimmer. Als er Lord Artur erblickte, fuhr er zusammen, und sein grobes, dickes Gesicht wurde ganz grünlichgelb. Die Augen der beiden Männer begegneten sich, und einen Augenblick herrschte Schweigen.

„Die Herzogin hat einen ihrer Handschuhe hier vergessen, Lord Artur, und hat mich gebeten, ihn ihr zu bringen", sagte endlich Herr Podgers. „Ach, ich sehe ihn auf dem Sofa. Guten Abend."

„Herr Podgers, ich muß darauf bestehen, daß Sie mir eine Frage, die ich Ihnen stellen werde, aufrichtig beantworten."

„Ein anderes Mal, Lord Artur, aber die Herzogin wartet. Ich muß wirklich gehen.“

„Sie werden nicht gehen. Die Herzogin hat keine Eile.“

„Man darf Damen nie warten lassen, Lord Artur“, sagte Herr Podgers mit seinem matten Lächeln. „Das schöne Geschlecht wird gleich ungeduldig.“

Um Lord Arturs fein gezeichnete Lippen spielte eine stolze Verachtung. Die arme Herzogin hatte für ihn in diesem Augenblick nicht die geringste Bedeutung. Er ging durch das Zimmer auf den Platz zu, wo Herr Podgers stand, und hielt ihm seine Hand entgegen.

„Sagen Sie mir, was Sie hier gesehen haben“, sagte er. „Sagen Sie mir die Wahrheit. Ich muß sie wissen. Ich bin kein Kind.“

Die Augen des Herrn Podgers blinzelten hinter den goldenen Brillen, und er trat unruhig von einem Fuß auf den andern, indes seine Finger nervös mit einer blinkenden Uhrkette spielten.

„Warum glauben Sie denn, Lord Artur, daß ich mehr in Ihrer Hand gesehen habe, als ich Ihnen gesagt habe?“

„Ich weiß es und bestehe darauf, daß Sie mir sagen, was es war. Ich werde natürlich diesen Dienst bezahlen. Ich gebe Ihnen einen Scheck auf hundert Pfund.“

Die grünen Augen blitzten einen Augenblick auf, und dann wurden sie wieder trübe.

„Guineen?“ sagte Herr Podgers endlich leise.

„Gewiß. Ich sende Ihnen morgen den Scheck. Wie heißt Ihr Klub?“

„Ich bin in keinem Klub. Das heißt, momentan nicht. Meine Adresse ist — aber gestatten Sie mir, Ihnen meine Karte zu geben.“ Und Herr Podgers zog aus seiner Westen-

taſche eine goldgeränderte Viſitenkarte und überreichte ſie Lord Artur mit einer tiefen Verbeugung. Auf der Karte ſtand:

Mr. Septimus R. Podgers
berufsmäßiger Chiromantiker.
103 a Weſt Moon Street.

„Ich empfange von 10—4", murmelte Herr Podgers mechaniſch, „Familien haben ermäßigte Preiſe."

„Schnell, ſchnell", rief Lord Artur ganz bleich im Geſicht und hielt ihm die Hand entgegen. Herr Podgers blickte ſich unruhig um und dann zog er die ſchwere Portiere vor die Türe. Es wird etwas dauern, Lord Artur, wollen Sie ſich nicht lieber ſetzen?"

„Raſch, raſch!" rief Lord Artur wieder und ſtampfte ärgerlich mit dem Fuß auf das Parkett.

Herr Podgers lächelte, zog aus ſeiner Bruſttaſche ein kleines Vergrößerungsglas und wiſchte es ſorgfältig mit ſeinem Taſchentuche ab.

„Ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung", ſagte er.

II

Zehn Minuten ſpäter ſtürzte Lord Artur Savile mit vor Entſetzen bleichem Geſichte, mit Augen, aus denen der Schrecken ſtarrte, aus dem Hauſe, brach ſich Bahn durch die Menge pelzgehüllter Lakaien, die unter der großen geſtreiften Markiſe umherſtanden und nichts zu ſehen und zu hören ſchienen. Die Nacht war bitterkalt, und die Gaslampen rings auf dem Platze flatterten und zuckten im ſcharfen Winde. Aber ſeine Hände waren fieberheiß, und ſeine Stirn brannte wie Feuer. Er ging weiter und weiter,

faſt ſchwankend wie ein Betrunkener. Ein Schutzmann ſchaute ihm neugierig nach, als er vorüberging, und ein Bettler, der aus einem Torweg herauskroch, um ihn um ein Almoſen zu bitten, ſchauderte zuſammen, denn er ſah einen Jammer, der größer war als der ſeine. Einmal blieb er unter einer Laterne ſtehen und blickte auf ſeine Hände. Er glaubte faſt, er könnte Blutſpuren auf ihnen entdecken, und ein ſchwacher Schrei brach von ſeinen zitternden Lippen.

Mord! Das war es, was der Chiromantiſt da geſehen hatte. Mord! Die Nacht ſelbſt ſchien es zu wiſſen, und der rauhe Wind heulte es ihm ins Ohr. Die dunklen Ecken der Straße waren davon voll. Von den Dächern der Häuſer grinſte es ihn an.

Zuerſt kam er zum Park, deſſen dunkles Gehölz ihn feſtzubannen ſchien. Er lehnte ſich müde gegen das Gitter, kühlte ſeine Stirn am feuchten Metall und horchte auf das zitternde Schweigen der Bäume. Mord! Mord! wiederholte er immer wieder, als ob die Wiederholung des Wortes ſeinen Schrecken vermindern könnte. Der Klang ſeiner eigenen Stimme machte ihn erſchaudern, aber er hoffte faſt, daß das Echo ihn höre, und die ſchlafende Stadt aus ihren Träumen wecke. Er fühlte ein tolles Verlangen, einen zufällig Vorübergehenden feſtzuhalten und ihm alles zu ſagen. Dann ging er durch Oxford Street in enge häßliche Gäßchen. Zwei Weiber mit gemalten Geſichtern ſpotteten, als er vorüberging. Aus einem dunklen Hofe kam der Lärm von Flüchen und Schlägen, gefolgt von ſchrillem Geſchrei, und zuſammengeſunken auf feuchten Torſtufen ſah er die gekrümmten Geſtalten der Armut und des Alters. Ein ſeltſames Mitleid überkam ihn. War dieſen Kindern der Sünde und des Elends ihr Ende vorherbeſtimmt, wie ihm das ſeine? Waren ſie wie er bloß Puppen in einem ungeheuerlichen Theater?

Und doch war es nicht das Geheimnis, sondern die Komödie des Leidens, die ihn ergriff, seine absolute Nutzlosigkeit, seine groteske Sinnlosigkeit. Wie schien doch alles zusammenhanglos, wie unharmonisch! Er war bestürzt über den Zwiespalt zwischen dem schalen Optimismus des Tages und den wirklichen Tatsachen des Lebens. Er war noch sehr jung.

Nach einer Zeit fand er sich vor der Marylebone-Kirche. Die stumme Landstraße glich einem langen Bande von glänzendem Silber, in das zitternde Schatten hier und da dunkle Flecken hineinzeichneten. Weit, weit in der Ferne wand sich eine Linie flackernder Gaslaternen, und vor einem kleinen, ummauerten Hause stand ein einsamer Wagen, und der Kutscher war eingeschlafen. Er ging hastig in der Richtung von Portland Place und sah sich hier und da um, als ob er sich fürchtete, daß man ihm folge. An der Ecke der Rich Street standen zwei Männer und lasen einen kleinen Anschlag an einem Zaun. Ein merkwürdiges Gefühl der Neugier überkam ihn, und er ging hinüber. Als er näher kam, traf sein Blick das Wort „Mord", das da mit schwarzen Lettern gedruckt stand. Er fuhr zusammen, und ein dunkles Rot schoß in seine Wangen. Es war eine Bekanntmachung, die eine Belohnung aussetzte für jede Nachricht, die dazu führen könnte, einen Mann von mittlerer Größe zwischen dreißig und vierzig Jahren, mit einem weichen Hut, schwarzem Rock und karierten Hosen und mit einer Narbe auf der rechten Wange festzunehmen. Er las den Steckbrief wieder und immer wieder und dachte darüber nach, ob der Elende wohl gefangen werden würde und wieso er wohl verwundet worden sei. Vielleicht würde auch einmal sein eigener Name an den Mauern Londons zu lesen sein! Vielleicht würde auch auf seinen Kopf eines Tages ein Preis gesetzt werden.

Der Gedanke erfüllte ihn mit namenlosem Grauen. Er wandte sich um und eilte hinaus in die Nacht.

Er wußte kaum, wohin er ging. Er erinnerte sich dunkel, daß er durch ein Labyrinth schmutziger Häuser wanderte, daß er sich in einem riesigen Spinnennetz finsterer Straßen verlor, und es dämmerte hell, als er sich endlich auf dem Piccadillyplatze befand. Als er nun heimwärts gegen Belgrave Square schlenderte, begegnete er den großen Marktwagen auf dem Wege nach Covent Garden. Die Fuhrleute in den weißen Röcken mit ihren lustigen, sonnverbrannten Gesichtern und den derben Krausköpfen gingen mit festen Schritten neben ihren Wagen, knallten mit der Peitsche und riefen dann und wann einander zu. Auf einem großen grauen Pferde, dem Leitpferde eines lärmenden Gespanns, saß ein pausbäckiger Junge mit einem Strauß von Primeln an seinem abgenutzten Hut und hielt sich mit seinen kleinen Händen an der Mähne fest und lachte. Und die großen Haufen von Gemüse auf den Wagen glichen, wie sie sich vom Morgenhimmel abhoben, großen Haufen von grünem Nephrit, die sich abhoben von den roten Blättern einer wunderbaren Rose.

Lord Artur fühlte sich merkwürdig bewegt. Er wußte selbst nicht warum. Es lag etwas in der zarten Lieblichkeit des dämmernden Morgens, das ihn mit merkwürdiger Gewalt ergriff, und er dachte an all die Tage, die in Schönheit aufgehen und im Sturme untergehen. Und welch ein seltsames London sahen diese Bauern mit ihren rauhen, fröhlichen Stimmen und ihrem nachlässigen Gehaben! Ein London frei von der Sünde der Nacht und dem Rauch des Tages, eine bleiche, geisterbleiche Stadt, eine große Stadt der Gräber. Er fragte sich, was sie wohl von dieser Stadt dächten, ob sie irgend etwas wüßten von ihrem Glanz und ihrer Schande, von ihren wilden, feuerfarbenen

Freuden und ihrem schrecklichen Hunger, von all ihren guten und bösen Taten vom Morgen bis zum Abend. Wahrscheinlich erschien ihnen die Stadt nur als Markt, auf den sie ihre Früchte und Gemüse brachten, um sie zu verkaufen und wo sie höchstens einige Stunden verweilten, bis sie wieder die immer noch schweigenden Straßen, die noch träumenden Häuser hinter sich ließen. Es machte ihm ein Vergnügen, sie zu beobachten, wie sie vorüberzogen. Rauh wie sie waren mit ihren schweren beschlagenen Schuhen und ihrem schwerfälligen Gang, brachten sie ein Stück Arkadien mit sich. Er fühlte, daß sie mit der Natur gelebt hatten und daß die Natur sie den Frieden gelehrt hatte. Er beneidete sie um alles, was sie nicht wußten.

Als er Belgrave Square erreicht, war der Himmel blaßblau, und die Vögel begannen in den Gärten zu zwitschern.

III

Als Lord Artur erwachte, war es zwölf Uhr, und die Mittagssonne strömte herein durch die elfenbeinfarbenen Seidenvorhänge seines Zimmers. Er stand auf und blickte aus dem Fenster. Ein trüber Glutnebel hing über der großen Stadt, und die Dächer der Häuser flimmerten wie mattes Silber. In dem schimmernden Grün unten auf dem Platze huschten einige Kinder gleich Schmetterlingen hin und her, und auf den Bürgersteigen wimmelte es von Leuten, die in den Park gingen. Niemals war ihm das Leben schöner erschienen, niemals schienen alle bösen Dinge weiter von ihm entfernt.

Dann kam sein Kammerdiener und brachte ihm eine Tasse Schokolade. Nachdem er sie ausgetrunken hatte, schob er eine schwere Portiere von pfirsichfarbenem Plüsch

beiſeite und ging ins Bad. Das Licht fiel ſanft von oben durch dünne Scheiben von durchſichtigem Onyx und das Waſſer im Marmorbecken ſchimmerte wie Mondſchein. Er ging raſch ins Waſſer, bis die kühlen Wellen ihm Bruſt und Haare benetzten und dann tauchte er auch den Kopf unter, als ob er den Flecken irgendeiner ſchmachvollen Erinnerung wegwaſchen wollte. Als er herausſtieg, fühlte er ſich faſt beruhigt. Das ausgezeichnete phyſiſche Wohlbefinden des Augenblicks beherrſchte ihn, wie dies oft bei ſehr feingearteten Naturen der Fall iſt, denn die Sinne können ſo wie das Feuer ebenſo gut reinigen wie zerſtören.

Nach dem Frühſtück warf er ſich auf den Diwan und zündete ſich eine Zigarette an. Auf dem Kaminſims, eingerahmt in köſtlichen alten Brokat, ſtand eine große Photographie von Sybil Merton, wie er ſie zum erſten Male auf dem Ball von Lady Noel geſehen hatte. Der ſchmale entzückend geſchnittene Kopf war leicht zur Seite geneigt, als ob der dünne Hals, der ſchlank wie ein Rohr war, die Laſt ſo vieler Schönheit nicht tragen könne. Die Lippen waren leicht geöffnet und ſchienen zu ſüßer Muſik geſchaffen. Und all die zarte Reinheit der Mädchenblüte blickte wie verwundert aus den träumenden Augen. Mit ihrem leichten, ſich an den Körper ſchmiegenden Kleide aus Crêpe de Chine und ihrem breiten, blattförmigen Fächer glich ſie einer jener kleinen zarten Figuren, die man in den Olivenwäldern bei Tanagra findet. Und ein Hauch griechiſcher Grazie lag in der ganzen Stellung und Haltung. Und doch war ſie nicht „petite“. Sie war einfach von vollendetem Ebenmaß, eine Seltenheit in einer Zeit, wo ſo viele Frauen entweder überlebensgroß oder zu klein ſind.

Wie Lord Artur nun das Bild anſah, erfüllte ihn das furchtbare Mitleid, das der Liebe entſpringt. Er fühlte, daß ſie zu heiraten mit dem Verhängnis des Mordes über

seinem Haupte ein Verrat wäre, gleich dem des Judas, eine Sünde, schlimmer als je ein Borgia sie erträumt. Welches Glück könnte ihrer warten, wenn jeden Augenblick das Schicksal, das in seiner Hand geschrieben stand, an ihn herantreten könnte! Welches Leben würden sie führen, indes seine unheilvolle Bestimmung in der Wagschale des Fatums lag! Die Heirat mußte um jeden Preis verschoben werden. Dazu war er unbedingt entschlossen. Fest entschlossen, obzwar er das Mädchen liebte und die bloße Berührung ihrer Fingerspitzen, wenn sie beisammensaßen, jeden Nerv in ihm mit wunderbarer Wonne erbeben ließ; aber er kannte trotzdem klar den Weg seiner Pflicht und er war sich bewußt, daß er nicht das Recht hatte, zu heiraten, ehe er den Mord begangen hatte. War es einmal geschehen, dann konnte er mit Sybil Merton vor den Altar treten und sein Leben in ihre Hände legen, ohne fürchten zu müssen, daß er unrecht handele. War es einmal geschehen, so konnte er sie in seine Arme schließen, und sie würde niemals für ihn erröten müssen, niemals den Kopf in Schande beugen müssen. Aber geschehen mußte es einmal, und je früher, desto besser für beide.

Viele Männer in seiner Lage hätten gewiß den Blumenpfad der Liebeständelei den steilen Höhen der Pflicht vorgezogen. Aber Lord Artur war zu gewissenhaft, um den Genuß dem Prinzip vorzuziehen. Seine Liebe war mehr als bloße Leidenschaft. Und Sybil war ihm ein Symbol für alles Gute und Edle. Einen Augenblick hatte er einen natürlichen Widerwillen gegen die Tat, die ihm aufgezwungen war, aber das ging rasch vorüber. Sein Herz sagte ihm, daß es keine Sünde, sondern ein Opfer wäre; seine Vernunft erinnerte ihn daran, daß ihm kein anderer Weg offen stünde. Er hatte zu wählen zwischen einem Leben für sich selbst und einem Leben für andere, und so

ſchrecklich zweifellos die Aufgabe war, die er erfüllen mußte, er wußte doch, daß er den Eigennutz nicht über die Liebe triumphieren laſſen dürfe. Früher oder ſpäter werden wir immer vor denſelben Kreuzweg geſtellt, wird uns dieſelbe Frage vorgelegt. An Lord Artur trat ſie früh im Leben heran — ehe ſein Weſen verdorben war von dem berechnenden Zynismus der mittleren Jahre, bevor ſein Herz zerfreſſen war von dem oberflächlichen Modeegoismus unſerer Tage, und er zögerte nicht, ſeine Pflicht zu tun. Zu ſeinem Glücke war er kein bloßer Träumer, kein müßiger Dilettant. Wäre er dies geweſen, ſo hätte er gezögert wie Hamlet, und die Unentſchloſſenheit hätte ſeinen Willen gelähmt. Aber er war eine durch und durch praktiſche Natur. Das Leben beſtand für ihn mehr im Handeln als im Denken. Er beſaß das Seltenſte auf Erden, geſunden Menſchenverſtand.

Die wilden, verworrenen Gefühle der vergangenen Nacht waren mittlerweile faſt vollſtändig verſchwunden und er blickte beinahe mit einem Gefühl der Scham auf ſeine tolle Wanderung von Straße zu Straße, auf den wütenden Aufruhr in ſeiner Seele zurück. Gerade die Wahrheit ſeiner Qualen ließ ſie ihm jetzt unwirklich erſcheinen. Er fragte ſich verwundert, warum er ſo töricht geweſen ſei, wegen des Unvermeidlichen zu toben und zu raſen. Die einzige Frage, die ihn jetzt zu quälen ſchien, war die Frage, wen er umbringen ſollte; denn er war nicht blind für die Tatſache, daß der Mord wie die Religion der heidniſchen Welt ebenſogut ein Opfer braucht, wie ein Prieſter. Da er kein Genie war, hatte er keine Feinde, und er fühlte auch, daß es jetzt nicht an der Zeit wäre, irgendeine perſönliche Antipathie oder Ranküne zu befriedigen. Die Aufgabe, die ſeiner harrte, war vielmehr von großem und tiefem Ernſt. Er machte alſo auf einem Blatt Papier eine Liſte

ſeiner Freunde und Verwandten und nach langer Überlegung entſchied er ſich für Lady Clementina Beauchamp, eine gute alte Dame, die in Curſon Street wohnte und die mütterlicherſeits ſeine Gliedcouſine war. Er hatte Lady Clem, wie man ſie zu nennen pflegte, immer ſehr gern gehabt, und da er ſelbſt ſehr wohlhabend war — er hatte bei ſeiner Volljährigkeit den ganzen Beſitz Lord Rugbys geerbt — ſo war für ihn keine Möglichkeit, aus ihrem Tod gemeinen pekuniären Vorteil zu ziehen. Je mehr er über die Sache nachdachte, deſto mehr ſchien ſie ihm die richtige zu ſein, und da er fühlte, daß jeder Aufſchub ungerecht gegen Sybil ſein könnte, ſo entſchloß er ſich ſofort, ſeine Vorbereitungen zu treffen.

Zu allererſt mußte natürlich die Angelegenheit mit dem Chiromantiſten geordnet werden, er ſetzte ſich alſo an einen kleinen Sheratonſchreibtiſch, der am Fenſter ſtand, und ſchrieb einen Scheck auf hundertfünf Pfund, zahlbar zu Herrn Septimus Podgers Händen, ſchob den Wechſel in einen Umſchlag und gab ſeinem Diener den Auftrag, den Brief nach der Weſt Moon Street zu bringen. Er telephonierte nach dem Stall um einen Wagen und zog ſich zum Ausgehen an. Bevor er das Zimmer verließ, warf er noch einen Blick auf Sybil Mertons Bild und ſchwor ſich zu, daß, was immer auch kommen möge, er ſie nie wiſſen laſſen würde, was er jetzt um ihretwillen tue; er würde das Geheimnis ſeiner Selbſtaufopferung immer in ſeinem Herzen verborgen halten.

Auf dem Wege zu ſeinem Klub blieb er bei einem Blumenladen ſtehen und ſchickte Sybil einen wundervollen Korb mit Narziſſen, mit entzückenden weißen Blütenblättern und ſtieren Faſanenaugen. Als er in ſeinem Klub ankam, ging er ſofort in die Bibliothek, ſchellte dem Diener und ließ ſich eine Sodalimonade und ein Buch über Toxikologie

bringen. Er war mit sich vollkommen darüber einig, daß Gift das beste Mittel für sein schwieriges Unternehmen sei. Jede persönliche Gewaltanwendung widerstrebte ihm durchaus, und überdies wollte er Lady Clementina entschieden nicht auf eine Weise umbringen, die öffentliche Aufmerksamkeit erregen konnte. Der Gedanke, bei Lady Windermeres Empfängen als Löwe herumgereicht zu werden, oder seinen Namen in den Spalten gemeiner Tagesblätter zu finden, war ihm ein Greuel. Überdies mußte er an Sybils Eltern denken, die ziemlich altmodische Leute waren und sich vielleicht der Heirat widersetzen könnten, wenn es jetzt irgendeinen Skandal gab; andererseits war er ganz sicher, daß, wenn sie den wahren Tatbestand kennten, sie sogleich die Motive, die ihn zur Tat getrieben hatten, würdigen würden. Alles war also dazu angetan, ihn zur Wahl von Gift zu bestimmen. Das war sicher, ruhig und unfehlbar, und man vermied so alle peinlichen Szenen, gegen die er, wie die meisten Engländer, eine tiefgewurzelte Abneigung hatte.

Was aber die Giftkunde betraf, so waren seine Kenntnisse gleich Null, und da der Diener in der Bibliothek gar nichts finden konnte als Ruffs Führer und Bailys Magazine, schaute er selbst in den Bücherstellen nach und erwischte endlich eine hübsch gebundene Ausgabe der Pharmacopoeia und ein Exemplar von Erskines Toxikologie, herausgegeben von Sir Mathew Reid, dem Präsidenten der Königlichen Gesellschaft der Ärzte und einem der ältesten Mitglieder des Klubs, in den er irrtümlich an Stelle eines andern aufgenommen worden war; ein Contretemps, der das Komitee so geärgert hatte, daß, als der richtige Mann erschien, sie ihn einstimmig durchfallen ließen. Lord Artur kannte sich in den technischen Ausdrücken der beiden Bücher gar nicht aus und begann bitter zu bedauern, daß er in Oxford nicht fleißiger die klassischen Sprachen studiert hatte, als er im zweiten

Bande von Erskine einen sehr interessanten und vollständigen Bericht über die Eigenschaften des Akonits fand, der in ziemlich klarem Englisch geschrieben war. Das schien just das Gift zu sein, das er brauchte. Es wirkte schnell, seine Wirkung war blitzartig, es wirkte vollkommen schmerzlos, und wenn man es in einer Gelatinekapsel nahm, wie dies Sir Mathew empfahl, schmeckte es keineswegs unangenehm. Er machte also eine Notiz auf seiner Manschette bezüglich der Höhe der nötigen Dosis, stellte die Bücher auf ihren Platz zurück und schlenderte in die St. James Street zu Pestle und Humbeys, dem großen Chemikaliengeschäft. Herr Pestle, der die Aristokratie immer selbst bediente, war einigermaßen überrascht über die Bestellung und murmelte in sehr untertäniger Weise etwas über die Notwendigkeit eines ärztlichen Zeugnisses. Als ihm aber Lord Artur erklärte, daß er das Gift für eine große nordische Dogge brauche, die er töten müsse, weil sie Zeichen beginnender Tollwut zeige und den Kutscher bereits zweimal in die Wade gebissen habe, war er vollkommen befriedigt, beglückwünschte Lord Artur zu seinen ausgezeichneten Kenntnissen in der Toxikologie und ließ das Gewünschte sofort bereiten.

Lord Artur legte die Kapsel in eine hübsche kleine Silberbonbonniere, die er in Bond Street in einer Auslage sah, warf die häßliche Pillenschachtel von Pestle und Humbey weg und fuhr sofort zu Lady Clementina.

„Ei, Monsieur le mauvais sujet!" rief die alte Dame, als er ins Zimmer trat. „Warum haben Sie sich die ganze Zeit denn gar nicht blicken lassen?"

„Meine teure Lady Clem, ich hatte wirklich keinen Augenblick Zeit", sagte Lord Artur und lächelte.

„Sie wollen damit sagen, daß Sie den ganzen Tag herumlaufen, um mit Sybil Merton Einkäufe zu machen

und Unsinn zu reden. Ich verstehe nicht, warum die Leute solchen Spektakel machen, wenn sie heiraten. Zu meiner Zeit dachte kein Mensch daran, aus diesem Anlaß öffentlich oder heimlich zu girren und zu schnäbeln."

„Ich versichere Ihnen, ich habe Sybil seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen, Lady Clem. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, ist sie ganz und gar in den Händen ihrer Schneiderin."

„Natürlich. Das ist auch der einzige Grund, warum Sie einer alten, häßlichen Frau, wie ich bin, einen Besuch machen. Warum doch die Männer es sich nicht gesagt sein lassen? On a fait des folies pour moi. Und da sitze ich nun, ein armes rheumatisches Wesen mit einem falschen Scheitel und in schlechter Laune. Wahrhaftig, wenn mir nicht die liebe Lady Jansen die schlechtesten französischen Romane schicken würde, die sie auftreiben kann, ich wüßte nicht, was ich mit dem Tag anfangen sollte. Ärzte taugen gar nichts. Sie können nur Geld aus einem pressen. Nicht einmal mein Sodbrennen können sie heilen."

„Ich habe Ihnen ein Mittel dagegen mitgebracht, Lady Clem", sagte Lord Artur ernst. „Ein ganz ausgezeichnetes Mittel. Ein Amerikaner hat es erfunden."

„Wissen Sie, ich liebe amerikanische Erfindungen nicht sehr. Ganz und gar nicht. Ich habe unlängst einige amerikanische Romane gelesen, und das war der reine Unsinn."

„Oh, aber dieses Mittel ist durchaus nicht unsinnig, Lady Clem. Ich versichere Ihnen, es wirkt außerordentlich. Sie müssen mir versprechen, es zu versuchen." Und Lord Artur zog die kleine Büchse aus der Tasche und übergab sie ihr.

„Die Büchse ist wirklich reizend, Artur. Ist das ein Geschenk? Das ist aber lieb von Ihnen. Und das ist das Wundermittel? Es sieht aus wie ein Bonbon. Ich werde es gleich nehmen."

„Großer Gott, Lady Clem", rief Lord Artur und hielt ihre Hand fest, „tun Sie das nicht. Es ist ein homöopathisches Mittel. Wenn Sie es nehmen, ohne Sodbrennen zu haben, kann es Ihnen nur schaden. Sie müssen warten, bis Sie einen Anfall haben, und dann nehmen Sie es. Der Erfolg wird Sie überraschen."

„Ich möchte es aber gleich nehmen", sagte Lady Clementina und hielt die kleine, durchsichtige Kapsel mit dem darin schwankenden Tropfen Akonit zum Licht. „Es schmeckt gewiß ausgezeichnet. Wissen Sie, Doktoren hasse ich, aber einnehmen tue ich ganz gern. Also meinetwegen, ich werde mir's aufheben bis zum nächsten Anfall."

„Und wann wird der sein?" fragte Lord Artur eifrig. „Bald?"

„Ich hoffe, daß ich diese Woche verschont bleiben werde. Gestern früh ging es mir sehr schlecht. Aber man weiß ja nie."

„Aber Sie werden gewiß einen Anfall vor Ende des Monats haben, Lady Clem?"

„Das befürchte ich leider. Aber wie lieb Sie heute sind, Artur! Sybil hat wirklich einen sehr guten Einfluß auf Sie geübt. Jetzt aber müssen Sie gehen, denn ich habe einige sehr langweilige Leute zum Essen eingeladen, die gar nicht klatschen, und ich weiß, daß, wenn ich jetzt nicht mein Schläfchen mache, ich nicht imstande sein werde, während des Essens wach zu bleiben. Leben Sie wohl, Artur, grüßen Sie Sybil von mir und vielen Dank für das amerikanische Mittel."

„Sie werden nicht vergessen, es zu nehmen, Lady Clem, nicht wahr?" sagte Lord Artur und stand von seinem Sitze auf.

„Gewiß nicht, mein Junge. Es war sehr nett von Ihnen, daß Sie an mich gedacht haben und ich werde Ihnen schreiben, wenn ich noch mehr davon benötige."

Lord Artur verließ das Haus in froher Laune und mit dem Gefühl ungeheurer Erleichterung.

Am Abend hatte er eine Unterredung mit Sybil Merton. Er sagte ihr, daß er plötzlich in eine furchtbar schwierige Situation geraten sei und daß seine Ehre und seine Pflicht ihm keinen Rückzug gestatten. Er sagte ihr, daß die Hochzeit verschoben werden müsse, denn ehe er sich nicht aus seinen furchtbaren Verpflichtungen löse, sei er kein freier Mann. Er bat sie, ihm zu vertrauen und bezüglich der Zukunft keine Zweifel zu hegen. Alles käme zu seiner Zeit, aber jetzt bäte er sie um Geduld.

Das Gespräch fand im Wintergarten bei Mertons in Park Lane statt, wo Lord Artur wie gewöhnlich gegessen hatte. Sybil war ihm nie glückstrahlender erschienen, und einen Augenblick war Lord Artur versucht, feige zu sein, an Lady Clementina wegen der Pille zu schreiben und die Hochzeit vor sich gehen zu lassen, als ob es überhaupt keinen Menschen namens Podgers in der Welt gäbe. Aber sein besseres Ich gewann doch die Überhand, und selbst als Sybil sich ihm weinend in die Arme warf, wurde er nicht schwach. Die Schönheit, die seine Sinne erregte, rührte auch sein Gewissen. Er fühlte, daß es unrecht wäre, ein so herrliches Leben wegen des Genusses einiger Monate zu zerstören. Er blieb fast bis Mitternacht mit Sybil beisammen, tröstete sie und ließ sich von ihr trösten. Am nächsten Morgen reiste er nach Venedig, nachdem er in einem männlich entschlossenen Briefe Herrn Merton die nötige Verschiebung der Hochzeit mitgeteilt hatte.

IV

In Venedig traf er seinen Bruder, Lord Surbiton, der eben in seiner Jacht von Korfu herübergekommen war. Die beiden jungen Leute verbrachten zwei wundervolle Wochen zusammen. Des Morgens ritten sie auf dem Lido

oder glitten in ihrer schwarzen Gondel die grünen Kanäle auf und ab. Am Nachmittag empfingen sie Besuche auf ihrer Jacht. Und am Abend aßen sie bei Florian und rauchten ungezählte Zigaretten auf der Piazza. Aber Lord Artur war nicht glücklich. Jeden Tag studierte er die Totenliste in der Times, immer in der Erwartung, auf die Nachricht von Lady Clementinens Tod zu stoßen, und jeden Tag wurde er enttäuscht. Er begann zu fürchten, daß ihr irgendein Unfall zugestoßen sei, und bedauerte oft, daß er sie gehindert habe, das Akonit zu nehmen, als sie so neugierig war, die Wirkung des Mittels zu erproben. Auch Sybils Briefe, so voll von Liebe, Vertrauen und Zärtlichkeit sie auch waren, klangen oft sehr traurig im Ton, und manchmal war ihm zumute, als sei er von ihr für ewig geschieden.

Nach vierzehn Tagen hatte Lord Surbiton von Venedig genug und beschloß, längs der Küste nach Ravenna zu fahren, da er gehört hatte, es gäbe dort wundervolle Wasserhühner zu schießen. Lord Artur wollte zuerst absolut nicht mit, aber Surbiton, den er sehr gern hatte, überzeugte ihn schließlich, daß er, wenn er allein bei Danieli bliebe, sich unfehlbar zu Tode mopsen würde, und so fuhren sie denn am Morgen des 15. ab, mit einem kräftigen Nordost in den Segeln und bei ziemlich rauher See. Die Jagd war ausgezeichnet und das Leben in freier Luft färbte wieder Lord Arturs Wangen; aber um den 22. herum wurde er wieder ängstlich wegen Lady Clementina und trotz Surbitons Vorstellungen reiste er mit der Bahn nach Venedig zurück.

Als er bei den Stufen des Hotels aus der Gondel stieg, kam ihm der Hotelwirt mit einem Haufen Telegramme entgegen. Lord Artur riß sie ihm aus der Hand und brach sie auf. Alles war nach Wunsch gegangen. Lady Clementina war ganz plötzlich in der Nacht des 17. gestorben.

Sein erſter Gedanke galt Sybil, und er depeſchierte ihr, daß er ſofort nach London zurückkehre. Dann befahl er ſeinem Kammerdiener, alles für den Nachtzug einzupacken, ſchickte den Gondoliers etwa das Fünffache ihrer Taxe und eilte leichtfüßig und frohen Herzens auf ſein Zimmer. Dort erwarteten ihn drei Briefe. Der eine war von Sybil ſelbſt, voll Sympathie und Teilnahme, die anderen waren von ſeiner Mutter und von Lady Clementinens Anwalt. Es ſchien, daß die alte Dame noch am Abend mit der Herzogin geſpeiſt hatte; ſie entzückte alle Welt mit ihrem Witz und ihrem Geiſt, ging aber frühzeitig nach Hauſe, weil ſie über Sodbrennen klagte. Des Morgens fand man ſie tot in ihrem Bette. Sie hatte offenbar gar keine Schmerzen erduldet. Man ſchickte ſofort nach Sir Mathew Reid, aber es war natürlich nichts mehr zu machen, und ſie ſollte am 22. in Beauchamp Chalcote begraben werden. Einige Tage vor ihrem Tode hatte ſie ihr Teſtament gemacht. Sie hinterließ Lord Artur ihr kleines Haus in Curſon Street mit ſeiner ganzen Einrichtung, mit ihrem ganzen perſönlichen Beſitz und allen Bildern; nur ihre Miniaturenſammlung nahm ſie aus, die ſie ihrer Schweſter Lady Margaret Ruffort vermachte, und ihr Amethyſtenkollier, das Sybil Merton erhalten ſollte. Der Beſitz hatte keinen großen Wert. Aber Herr Mansfield, der Anwalt, drängte darauf, daß Lord Artur ſo raſch als möglich heimkehre, da eine ganze Menge Rechnungen zu bezahlen wären und Lady Clementina nie rechte Ordnung in ihren Geſchäften eingehalten hätte.

Lord Artur war ſehr gerührt, daß Lady Clementina ſo gütig ſeiner gedacht habe, und er fühlte, daß Herr Podgers viel zu verantworten habe. Aber ſeine Liebe zu Sybil brachte jedes andere Gefühl zum Schweigen, und das Be-

wußtſein, daß er ſeine Pflicht getan, gab ihm Ruhe und Frieden. Als er in Charingcroß ankam, fühlte er ſich ganz glücklich. Die Mertons empfingen ihn ſehr liebenswürdig. Sybil ließ ſich von ihm hoch und heilig verſprechen, daß nun nichts mehr dazwiſchen kommen würde. Die Hochzeit wurde für den 7. Juni feſtgeſetzt. Das Leben ſchien ihm noch einmal ſo hell und ſchön, und ſein alter Frohſinn kehrte wieder bei ihm ein.

Aber eines Tages ging er mit Lady Clementinens Anwalt und Sybil in das Haus in der Curſon Street hinüber. Er verbrannte Pakete verblaßter Briefe und kramte aus Schubladen allerhand merkwürdiges Zeug. Plötzlich ſchrie das junge Mädchen ganz entzückt auf.

„Was haſt du gefunden, Sybil?“ ſagte Lord Artur und hielt in ſeiner Arbeit inne.

„Dieſe entzückende kleine Silberbonbonniere, Artur. Iſt ſie nicht reizend? Holländiſch, nicht wahr? Sei ſo gut und gib ſie mir. Ich weiß ja doch, daß mir Amethyſte nicht ſtehen werden, ehe ich nicht über achtzig bin.“

Es war das Büchslein, in dem das Akonit enthalten geweſen war.

Lord Artur ſchrak zuſammen, und ein ſchwaches Rot ſtieg in ſeine Wangen. Er hatte faſt völlig vergeſſen, was er getan, und es ſchien ihm ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß Sybil, um derentwillen er all die furchtbare Angſt durchgemacht, nun die erſte war, die ihn an die ganze Sache erinnerte.

„Natürlich kannſt du es haben, Sybil. Ich habe es ſelbſt Lady Clem geſchenkt.“

„Oh, ich danke dir, Artur. Und nicht wahr, ich darf das Bonbon auch haben. Ich wußte gar nicht, daß Lady Clementina Süßigkeiten gern hatte. Ich glaubte immer, ſie ſei dazu viel zu vernünftig.“

Lord Artur wurde totenbleich und ein furchtbarer Gedanke durchkreuzte ſein Gehirn.

„Ein Bonbon, Sybil, — wie meinſt du?“ ſagte er mit leiſer, heiſerer Stimme.

„Es iſt nur eines im Büchschen, ein einziges. Aber es ſieht ſchon ganz alt und ſtaubig aus und ich habe nicht die geringſte Abſicht, es zu eſſen. Was iſt dir denn, Artur, du biſt ja ganz bleich!“

Lord Artur ſchoß quer durch das Zimmer und ergriff das Büchschen. Darinnen lag die bernſteinfarbene Kapſel mit dem Gifttropfen. Lady Clementina war alſo doch eines natürlichen Todes geſtorben.

Die Überraſchung traf ihn allzu heftig. Er warf die Kapſel ins Feuer und ſank mit einem verzweifelten Schrei aufs Sofa.

V

Herr Merton war einigermaßen unwillig, als er von einer zweiten Verſchiebung der Hochzeit hörte und Lady Julia, die bereits ihre Toilette für die Hochzeit beſtellt hatte, tat alles, was in ihrer Macht lag, um Sybil zu bewegen, das Verlöbnis rückgängig zu machen. So ſehr aber Sybil ihre Mutter liebte, ihr Leben lag nun einmal in Lord Arturs Hand und nichts, was Lady Julia auch ſagen konnte, erſchütterte ihren Glauben. Was aber Lord Artur ſelbſt betrifft, ſo brauchte er Tage, bis er über die furchtbare Enttäuſchung kam, und eine Zeitlang waren ſeine Nerven total erſchöpft. Aber ſein ausgezeichneter Menſchenverſtand machte ſich bald geltend, und ein geſunder praktiſcher Sinn ließ ihn nicht lange darüber im Zweifel, was nun zu tun ſei. Da er mit dem Gift einen vollkommenen Mißerfolg gehabt hatte, ſo mußte er es jetzt

offenbar mit Dynamit oder einem anderen Explosivstoff versuchen.

Er sah also nochmals die Liste seiner Freunde und Verwandten durch, und nach sorgfältiger Überlegung entschloß er sich, seinen Onkel, den Dechanten von Chichester, in die Luft zu sprengen. Der Dechant, ein hochgebildeter und sehr gelehrter Mann, war ein großer Liebhaber von Uhren und besaß eine wundervolle Uhrensammlung (vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf den heutigen Tag), und Lord Artur glaubte nun, daß dieses Steckenpferd des guten Dechanten ihm eine ausgezeichnete Gelegenheit biete, seinen Plan auszuführen. Wie und woher sich eine Höllenmaschine schaffen, das war freilich eine andere Sache. Im Londoner Adreßbuch fand er keine Bezugsquelle angegeben und er fühlte, daß es ihm wenig nützen würde, sich an die Polizeidirektion zu wenden, da man dort über die Bewegungen der Dynamitpartei immer erst nach einer Explosion etwas zu erfahren schien und auch dann noch herzlich wenig.

Plötzlich dachte er an seinen Freund Rouvaloff, einen jungen Russen von höchst revolutionärer Gesinnung, den er bei Lady Windermere im Laufe des Winters getroffen hatte. Es hieß, daß Graf Rouvaloff eine Geschichte Peters des Großen schreibe und daß er nach England gekommen sei, um die Dokumente zu studieren, die sich auf den Aufenthalt des Zaren als Schiffszimmermeister in diesem Lande beziehen. Aber man glaubte allgemein, daß er ein nihilistischer Agent sei, und zweifellos war seine Gegenwart in London der russischen Gesandtschaft nicht sehr angenehm. Lord Artur fühlte, daß das gerade der Mann sei, den er brauche, und so fuhr er denn eines Morgens zu ihm nach Bloomsbury, um von ihm Rat und Hilfe zu erbitten.

„Sie wollen sich also ernstlich mit Politik beschäftigen?“ sagte Graf Rouvaloff, als Lord Artur ihm seinen Wunsch

vorgetragen hatte. Aber Lord Artur, der jede Prahlerei haßte, fühlte ſich verpflichtet, mitzuteilen, daß er nicht das geringſte Intereſſe für ſoziale Fragen habe und die Höllenmaſchine bloß für eine Familienangelegenheit brauche, die nur ihn allein angehe.

Graf Rouvaloff ſah ihn einige Augenblicke verblüfft an; als er aber dann merkte, daß er ganz im Ernſt ſpreche, ſchrieb er eine Adreſſe auf ein Stück Papier, ſetzte ſeinen Namen darunter und reichte es ihm dann über den Tiſch hinüber.

„Die Polizei würde Ihnen ein hübſches Geld bezahlen, um dieſe Adreſſe zu erfahren, mein lieber Freund.“

„Aber ſie ſoll ſie nicht kriegen“, lachte Lord Artur. Er ſchüttelte dem Ruſſen warm die Hand, lief die Treppe hinunter und nachdem er einen Blick auf das Papier geworfen hatte, befahl er dem Kutſcher, nach Soho Square zu fahren.

Dort ſchickte er den Wagen weg und ging die Greek Street hinunter, bis er zu einem Platze kam, namens Bayles Court. Er ging unter dem Torweg durch und befand ſich in einer merkwürdigen Sackgaſſe, wo ſich offenbar eine Wäſcherei befand, denn ein Netzwerk von Zeugleinen war von Haus zu Haus geſpannt, und weiße Wäſche flatterte in der Morgenluft. Er ging bis zum Ende der Sackgaſſe und klopfte an ein kleines, grünes Haus. Nach einiger Zeit, während welcher in jedem Fenſter des Hofes ein dichter Haufen neugieriger Geſichter erſchien, wurde die Tür von einem grobzügigen Ausländer geöffnet, der ihn in einem ſehr ſchlechten Engliſch fragte, was er wünſche. Lord Artur reichte ihm das Papier, das Graf Rouvaloff ihm gegeben hatte. Als der Mann es ſah, verbeugte er ſich tief und bat Lord Artur, in einen ſehr ſchäbigen Salon zu ebener Erde einzutreten; einige Minuten ſpäter trat geſchäftig Herr

Winckelkopf, wie er in England genannt wurde, ins Zimmer, mit einer sehr fleckigen Serviette um den Hals und einer Gabel in der linken Hand.

„Graf Rouvaloff hat mir eine Empfehlung an Sie gegeben", sagte Lord Artur mit einer leichten Verbeugung. „Und ich möchte gerne in einer Geschäftsangelegenheit eine kurze Unterredung mit Ihnen haben. Mein Name ist Smith, Robert Smith, und ich möchte mir bei Ihnen eine Explosionsuhr verschaffen."

„Es freut mich sehr, Sie zu sehen, Lord Artur", sagte der muntere kleine Deutsche lachend, „blicken Sie nicht so bestürzt drein. Es ist meine Pflicht, jedermann zu kennen und ich erinnere mich, Sie eines Abends bei Lady Windermere gesehen zu haben. Ich hoffe, daß die Gnädige sich wohl befindet. Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, mir Gesellschaft zu leisten, indes ich mein Frühstück beende? Es gibt eine wundervolle Pastete und meine Freunde behaupten, daß mein Rheinwein besser ist, als irgendein Tropfen auf der deutschen Botschaft."

Und ehe Lord Artur seine Überraschung, erkannt worden zu sein, überwunden hatte, saß er schon im Hinterzimmer, schlürfte den köstlichsten Markobrunner aus einem blaßgelben Römer mit dem kaiserlichen Monogramm und plauderte in der freundlichsten Weise mit dem berühmten Verschwörer.

„Explosionsuhren", sagte Herr Winckelkopf, „eignen sich nicht sehr für den Export ins Ausland. Selbst wenn es ihnen gelingt, den Zoll zu passieren, ist der Bahndienst so unregelmäßig, daß sie gewöhnlich losgehen, bevor sie ihre Bestimmung erreicht haben. Wenn Sie aber so etwas für eigenen Bedarf nötig haben, so kann ich mit einem ausgezeichneten Mittel dienen und garantiere Ihnen, daß Sie mit der Wirkung zufrieden sein werden. Darf ich fragen, für wen das Ding bestimmt ist? Sollte es für die Polizei

bestimmt sein oder für irgend jemand, der mit der Polizeidirektion in Verbindung steht, so kann ich zu meinem großen Leidwesen nichts für Sie tun. Die englischen Detektivs sind in der Tat unsere besten Freunde, und ich habe immer gefunden, daß wir tun können, was wir wollen, wenn wir uns nur auf ihre Dummheit verlassen. Ich möchte keinen von ihnen missen."

„Ich versichere Ihnen;" sagte Lord Artur, „daß die Sache mit der Polizei nicht das geringste zu schaffen hat. Die Uhr ist für den Dechanten von Chichester bestimmt."

„O du meine Güte! Ich dachte gar nicht daran, daß Sie bezüglich der Religion so schroffe Ansichten hätten. Wenige junge Leute denken heute so."

„Ich fürchte, Sie überschätzen mich, Herr Winckelkopf," sagte Lord Artur und errötete. „Ich kümmere mich gar nicht um theologische Dinge."

„So handelt es sich um eine reine Privatsache?"

„Eine reine Privatsache!"

Herr Winckelkopf zuckte die Achseln, verließ das Zimmer und kam nach einigen Minuten zurück mit einer runden Dynamitpatrone in der Größe eines Pennystückes und einer hübschen, kleinen, französischen Uhr, auf der eine vergoldete Figur der Freiheit stand, die ihren Fuß auf die Hydra des Despotismus setzte.

Lord Arturs Gesicht leuchtete auf, als er die Uhr sah. „Das ist gerade, was ich brauche. Nun sagen Sie mir nur, wie die Geschichte losgeht."

„Ah, das ist mein Geheimnis", sagte Herr Winckelkopf, indem er seine Erfindung mit einem Blick gerechten Stolzes betrachtete. „Sagen Sie mir nur, wann Sie wünschen, daß die Uhr explodieren soll, und ich werde die Maschine einstellen."

„Also heute ist Dienstag, und wenn Sie die Uhr gleich wegschicken können —"

„Das ist unmöglich. Ich habe für einige Freunde in Moskau sehr viele wichtige Sachen zu erledigen. Aber ich kann sie morgen wegschicken."

„Oh, das ist Zeit genug", sagte Lord Artur höflich. „Dann wird sie morgen abend oder Donnerstag früh zugestellt. Was den Moment der Explosion betrifft, so sagen wir Freitag punkt Mittag. Um diese Stunde ist der Dechant immer zu Hause."

„Freitag mittag", wiederholte Herr Winckelkopf und machte eine Notiz in ein großes Hauptbuch, das auf einem Schreibtisch beim Kamine lag.

„Und nun lassen Sie mich wissen", sagte Lord Artur und stand von seinem Sitze auf, „was ich Ihnen schuldig bin."

„Es ist eine solche Kleinigkeit, Lord Artur, daß ich nichts daran verdienen will. Das Dynamit kommt auf sieben Sixpence, die Uhr macht drei Pfund zehn, Emballage und Porto fünf Schilling. Es ist mir nur ein Vergnügen, einem Freund des Grafen Rouvaloff einen Gefallen zu erweisen."

„Und Ihre Mühe, Herr Winckelkopf?"

„O das ist nichts. Es ist mir wirklich ein Vergnügen. Ich arbeite nicht für Geld. Ich lebe nur für meine Kunst."

Lord Artur legte vier Pfund, zwei Schilling und sechs Pence auf den Tisch, dankte dem kleinen deutschen Herrn für seine Güte und nachdem es ihm gelungen war, eine Einladung zu einem kleinen Anarchistentee für den nächsten Sonnabend abzulehnen, verließ er das Haus und ging in der Richtung des Parks.

In den nächsten zwei Tagen war er in einem Zustand höchster Aufregung, und Freitag um zwölf Uhr fuhr er in seinen Klub hinunter, um auf Nachrichten zu warten. Den ganzen Nachmittag schlug der dumme Portier Telegramme aus allen Teilen des Landes an, mit den Resultaten der Pferderennen, Urteilen in Ehescheidungssachen, dem Wetter-

ſtand und ähnlichem, indes auf dem ſchmalen Band im Telegraphenapparat langweilige Details über eine Nachtſitzung im Unterhauſe und eine kleine Panik auf der Börſe erſchienen. Um vier Uhr kamen die Abendblätter, und Lord Artur verſchwand in der Bibliothek mit der Pall Mall, der St. James Gazette, dem Globus und dem Echo unter dem Arm, zur ungeheueren Entrüſtung des Kolonel Goodchild, der den Bericht über die Rede leſen wollte, die er dieſen Morgen im Manſion Houſe gehalten (über das Thema der ſüdafrikaniſchen Miſſionen und über die Zweckmäßigkeit, ſchwarze Biſchöfe in jeder Provinz zu haben), und der aus irgendeinem Grunde ein tiefes Vorurteil gegen die Abendblätter hatte. Aber keine der Zeitungen enthielt die geringſte Anſpielung auf Chicheſter und Lord Artur fühlte, daß das Attentat mißlungen ſein müſſe. Das war ein furchtbarer Schlag für ihn, und eine Zeitlang fühlte er ſich ganz niedergedrückt. Herr Winckelkopf, den er am nächſten Tage aufſuchte, ſtrömte von Entſchuldigungen über und bot ihm zum Erſatz eine andere Uhr an, ganz koſtenlos, oder eine Schachtel mit Nitroglyzerinbomben zum Selbſtkoſtenpreis. Aber Lord Artur hatte alles Vertrauen in die Sprengſtoffe verloren, und Herr Winckelkopf ſelbſt gab zu, daß heutzutage alles ſo gefälſcht werde, daß man ſelbſt Dynamit kaum in gutem Zuſtande erhalten könne. Der kleine deutſche Herr räumte zwar ein, daß etwas in der Maſchinerie nicht geſtimmt haben müſſe, aber er gab die Hoffnung doch nicht auf, daß die Uhr noch losgehen könnte und zitierte als Beiſpiel einen Barometer, den er einmal an den militäriſchen Gouverneur von Odeſſa geſchickt habe und der geſtellt war, in zehn Tagen zu explodieren, aber erſt nach etwa drei Monaten losging. Allerdings wurde, als der Barometer endlich losging, nur ein Hausmädchen in Stücke zerriſſen. Der Gouverneur hatte die Stadt ſeit ſechs Wochen bereits

verlaſſen. Aber es wurde dabei doch wenigſtens offenbar, daß Dynamit als zerſtörende Kraft unter der Kontrolle der Maſchine ein mächtiger, wenn auch etwas unpünktlicher Faktor iſt. Lord Artur war durch dieſe Bemerkung einigermaßen getröſtet, aber auch hier drohte ihm bald die Enttäuſchung, denn als er zwei Tage ſpäter die Treppe hinaufſtieg, rief ihn die Herzogin in ihr Boudoir und zeigte ihm einen Brief, den ſie eben aus der Dechanei erhalten habe.

„Jane ſchreibt entzückende Briefe", ſagte die Herzogin. „Du mußt wirklich ihren letzten leſen. Er iſt genau ſo gut wie die Romane, die wir aus der Leihbibliothek bekommen."

Lord Artur nahm den Brief aus ihrer Hand. Er lautete folgendermaßen:

„Dechanei, Chicheſter,
27. Mai.

Teuerſte Tante!

Ich danke Dir vielmals für den Flanell für die Dorcas-Geſellſchaft und auch für das Baumwollzeug. Ich bin ganz Deiner Meinung und finde auch, daß es Unſinn iſt, wenn die Leute hübſche Sachen tragen wollen, aber jedermann iſt heute ſo radikal und unreligiös, daß es ſchwer iſt, ihnen begreiflich zu machen, es ſei nicht paſſend, daß ſie ſich ſo kleiden, wie die beſſeren Leute. Ich weiß wirklich nicht, wohin wir noch kommen werden. Wie Papa ſo oft in ſeinen Predigten ſagt, wir leben in einer Zeit des Unglaubens.

Wir haben großen Spaß gehabt mit einer Uhr, die ein unbekannter Verehrer am letzten Donnerstag Papa geſchickt hat. Sie kam in einer frankierten Holzſchachtel aus London. Und Papa meint, der Abſender müſſe jemand ſein, der ſeine bemerkenswerte Predigt: Iſt Zügelloſig-

keit Freiheit? geleſen hat, denn auf der Uhr ſtand die Figur eines Frauenzimmers, und Papa ſagte, daß ſie die Freiheitsmütze auf dem Kopfe trage. Ich fand die Figur nicht gerade ſehr paſſend, aber Papa ſagte, ſie ſei hiſtoriſch, und ſo war wohl alles in Ordnung. Parker packte die Uhr aus, und Papa ſtellte ſie auf den Kaminſims in dem Bibliothekszimmer. Dort ſaßen wir alle Freitag vormittag und juſt, wie die Uhr zwölf ſchlug, hörten wir ein ſchnurrendes Geräuſch. Eine kleine Rauchwolke kam aus dem Poſtament der Figur und die Göttin der Freiheit fiel herunter und ihre Naſe zerbrach am Kaminvorſetzer. Marie war ganz außer ſich, aber die Sache war ſo komiſch, daß James und ich in Lachen ausbrachen und auch Papa ſeinen Spaß daran hatte. Als wir die Geſchichte näher unterſuchten, fanden wir, es ſei eine Art von Weckuhr. Wenn man ſie auf eine beſtimmte Stunde richtet, ein bißchen Schießpulver und ein Zündhütchen unter einen kleinen Hammer legt, ſo geht ſie los, wann man will. Papa ſagte, ſie dürfe nicht in dem Bibliothekszimmer bleiben, weil ſie zu viel Lärm mache. So nahm ſie Reinhold mit ins Schulzimmer und machte dort den ganzen Tag nichts wie kleine Exploſionen. Glaubſt Du, daß Artur ſich mit ſolch einer Uhr als Hochzeitsgeſchenk freuen würde? Ich glaube, daß dieſe Uhren in London jetzt in Mode ſind. Papa meint, daß ſie ſehr viel Gutes ſtiften könnten, denn ſie zeigen, daß die Freiheit keinen Beſtand hat, ſondern fallen muß. Papa ſagt, daß die Freiheit zur Zeit der franzöſiſchen Revolution erfunden worden iſt. Wie ſchrecklich!

Ich gehe jetzt in die Dorcas-Geſellſchaft, wo ich den Leuten Deinen ſehr lehrreichen Brief vorleſen werde. Wie wahr, liebe Tante, iſt doch Dein Gedanke, daß ſie in ihrer Lebensſtellung keine gut ſitzenden Kleider zu tragen brau-

chen. Ich muß wirklich ſagen, daß ihre Sorge für die Kleidung einfach unſinnig iſt, da es doch ſo viele wichtigere Dinge gibt, ſowohl in dieſer Welt wie in jener. Ich freue mich ſehr, daß der geblümte Poplin ſo gut aushielt und daß Deine Spitzen nicht zerriſſen ſind. Ich werde jetzt meine gelbe Seide tragen, die Du ſo lieb warſt mir zu ſchenken, bei Biſchofs am Mittwoch, und ich glaube, ſie wird ſich ſehr gut machen. Meinſt Du, daß ich Schleifen nehmen ſoll oder nicht? Jennings ſagt, daß jetzt alle Welt Schleifen trägt, und daß der Jupon pliſſiert ſein müſſe. Gerade hat Reinhold wieder eine Exploſion gemacht, und Papa hat befohlen, daß man die Uhr in den Stall ſchaffen müſſe. Ich glaube, daß Papa ſie nicht mehr ſo gern hat wie anfangs, obzwar er ſich ſehr geſchmeichelt fühlt, daß man ihm ſolch ein hübſches und geiſtvolles Spielzeug geſchickt hat. Es zeigt nur wieder, daß die Leute ſeine Predigten leſen und Nutzen daraus ziehen.

Papa ſchickt beſte Grüße, ebenſo James, Reinhold und Maria. Ich hoffe, daß es Onkel Cecil mit ſeiner Gicht beſſer geht und bleibe, teure Tante, Deine Dich innigſt liebende Nichte

Jane Percy.

P. S. Bitte ſage mir Deine Meinung bezüglich der Schleifen. Jennings bleibt dabei, daß ſie Mode ſind."

Lord Artur blickte ſo ernſt und troſtlos auf den Brief, daß die Herzogin in Lachen ausbrach.

„Mein lieber Artur," rief ſie, „ich werde dir nie wieder Briefe von jungen Damen zeigen. Was ſoll ich aber von der Uhr ſagen? Das iſt eine hübſche Erfindung, ich möchte auch ſo etwas haben."

„Ich halte nicht viel davon", ſagte Lord Artur mit einem traurigen Lächeln, küßte ſeiner Mutter die Hand und verließ das Zimmer.

Als er oben in seinem Zimmer angekommen war, warf er sich auf das Sofa, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte getan, was in seinen Kräften stand, um den Mord zu begehen, aber beide Male war es ihm mißlungen und nicht durch seine Schuld. Er hatte versucht, seine Pflicht zu tun, aber es schien, als ob das Schicksal treulos an ihm handle. Ihn bedrückte das Gefühl, daß gute Vorsätze nutzlos waren, daß jeder Versuch, korrekt zu sein, vergeblich war. Vielleicht wäre es besser, das Verlöbnis ein für allemal zurückgehen zu lassen. Sybil würde gewiß leiden, aber Leid konnte einer so edlen Natur, wie es die ihre war, nichts anhaben. Und er selbst? Was weiter? Es gibt immer einen Krieg, in dem ein Mann sterben kann, immer eine Sache, für die ein Mann sein Leben opfern kann, und da das Leben ihm keine Freude gab, so hatte der Tod keine Schrecken für ihn. Das Schicksal sollte nur seines Amtes walten. Er würde nichts tun, um es darin zu unterstützen.

Um einhalb sieben kleidete er sich an und ging in den Klub. Surbiton war da mit einer Menge junger Leute, und er mußte mit ihnen speisen. Ihr triviales Gespräch und die faulen Witze interessierten ihn nicht und wie der Kaffee aufgetragen wurde, erfand er eine Ausrede, um rasch fortzukommen. Als er den Klub verlassen wollte, übergab ihm der Portier einen Brief. Er war von Herrn Winckelkopf, der ihn einlud, ihn am nächsten Abend zu besuchen. Er wolle ihm einen Explosivschirm zeigen, der losging, sobald man ihn öffnete. Es war die letzte Erfindung und sie war eben aus Genf gekommen. Er riß den Brief in Stücke. Er war entschlossen, keine weiteren Versuche mehr zu machen. Dann ging er hinunter zum Themseufer und saß stundenlang am Flusse. Der Mond schaute durch eine Mähne lohfarbener Wolken, wie das Auge eines Löwen, und zahllose Sterne funkelten im weiten Raum wie Goldstaub, ausgestreut

über eine purpurne Kuppel. Dann und wann stieß eine Barke hinaus in den trüben Strom und schwamm dahin mit der Flut, und die Eisenbahnsignale wechselten von grün zu rot, wenn die Züge kreischend über die Brücke liefen. Nach einiger Zeit schlug es zwölf Uhr vom hohen Westminsterturme, und bei jedem Tone der dröhnenden Glocke schien die Nacht zu zittern. Dann erloschen die Eisenbahnlichter, und nur eine einsame Lampe brannte weiter und glühte wie ein großer Rubin an einem Riesenmast, und der Lärm der Stadt wurde schwächer.

Um zwei Uhr stand er auf und ging in der Richtung nach Blackfriars. Wie unwirklich alles aussah! Wie glich doch alles einem seltsamen Traume! Die Häuser auf der anderen Seite des Flusses schienen aus der Finsternis herauszuwachsen. Es war, als hätten Silber und Schatten die Welt neu geformt. Die mächtige Kuppel der St.-Pauls-Kirche war durch die dunkle Luft anzusehen wie eine Wasserblase.

Als er sich der Nadel der Kleopatra näherte, sah er einen Mann über die Brüstung gebeugt, und als er näher kam, schaute der Mann auf und das Licht der Gaslaternen fiel voll auf sein Gesicht.

Es war Herr Podgers, der Chiromantist. Das fette, schlaffe Gesicht, die goldene Brille, das matte Lächeln, der sinnliche Mund waren nicht zu verkennen.

Lord Artur blieb stehen. Eine glänzende Idee ging ihm durch den Kopf, und leise trat er hinter Herrn Podgers. Im Nu hatte er ihn bei den Füßen gepackt und in die Themse geworfen. Ein rauher Fluch, ein schwerer aufklatschender Fall und alles war still. Lord Artur blickte ängstlich nach, aber er sah vom Chiromantisten nichts mehr als einen hohen Hut, der in einem Wirbel des mondbeschienenen Wassers tanzte. Nach einiger Zeit versank auch der Hut, und

keine Spur von Mr. Podgers war mehr sichtbar. Einen Augenblick glaubte er zu sehen, wie die dicke, unförmige Gestalt aus dem Wasser nach der Treppe bei der Brücke griff, und eine furchtbare Angst, daß wieder alles mißlungen sei, kam über ihn, aber es stellte sich als eine bloße Einbildung heraus, die vorüberging, als der Mond hinter einer Wolke hervortrat. Endlich schien er erfüllt zu haben, was das Schicksal ihm bestimmte. Ein tiefer Seufzer der Erleichterung hob seine Brust, und Sybils Namen kam auf seine Lippen.

„Haben Sie etwas fallen gelassen, Herr?" sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Er wandte sich um und sah einen Polizeimann mit einer Blendlaterne.

„Nichts von Bedeutung", antwortete er lächelnd, rief einen vorüberfahrenden Wagen an, sprang hinein und befahl dem Kutscher, nach Belgrave-Square zu fahren.

Während der nächsten Tage schwankte er zwischen Hoffnung und Furcht. Es gab Augenblicke, wo er fast glaubte, Herr Podgers müsse jetzt ins Zimmer treten, und dann fühlte er wieder, daß das Schicksal nicht so ungerecht gegen ihn sein könne. Zweimal ging er zur Wohnung des Chiromantisten in der West Moon Street, aber er brachte es nicht über sich, die Glocke zu ziehen. Er sehnte sich nach Gewißheit und fürchtete sie gleichzeitig.

Endlich kam die Gewißheit. Er saß im Rauchzimmer seines Klubs und trank seinen Tee und hörte zerstreut zu, wie Surbiton vom letzten Couplet in der Gaiety erzählte, als der Diener mit den Abendblättern hereinkam. Er nahm die St.-James-Zeitung zur Hand und blätterte verdrossen darin, als eine merkwürdige Überschrift seinen Blick fesselte:

„Selbstmord eines Chiromantisten."

Er wurde blaß vor Aufregung und begann zu lesen. Der Artikel lautete:

„Gestern früh um sieben Uhr ist der Körper des Herrn Septimus R. Podgers, des berühmten Chiromantisten, bei Greenwich, gerade gegenüber dem Shiphotel, ans Ufer gespielt worden. Der Unglückliche wurde seit einigen Tagen vermißt, und in chiromantistischen Kreisen war man seinetwegen in größter Besorgnis. Es ist anzunehmen, daß er infolge einer durch Überarbeitung erfolgten geistigen Störung den Selbstmord begangen hat, und in diesem Sinne hat sich auch die Totenschaukommission ausgesprochen. Mr. Podgers hatte soeben ein großes Werk über die menschliche Hand vollendet, das demnächst erscheinen und gewiß großes Aufsehen erregen wird. Der Verstorbene war 65 Jahre alt, und es scheint, daß er keine Verwandten hinterlassen hat."

Lord Artur stürzte aus dem Klub, die Zeitung noch immer in der Hand, zur großen Verwunderung des Portiers, der ihn vergeblich aufzuhalten suchte, und fuhr sofort nach Parklane. Sybil sah ihn vom Fenster aus, und eine innerliche Stimme sagte ihr, daß er gute Nachrichten bringe. Sie lief hinunter, ihm entgegen, und wie sie sein Gesicht sah, wußte sie, daß alles gut stünde.

„Meine liebe Sybil," rief Lord Artur, „wir heiraten morgen!"

„Du dummer Junge, und die Hochzeitskuchen sind noch nicht einmal bestellt", sagte Sybil und lachte unter Tränen.

VI

Als drei Wochen später die Hochzeit stattfand, war St. Peter gedrängt voll von einer wahren Horde eleganter Leute. Der Dechant von Chichester führte die heilige Hand-

lung in eindrucksvollster Weise, und alle Welt war einig, daß man kein hübscheres Paar sehen könne als die Braut und den Bräutigam. Aber sie waren mehr als hübsch, denn sie waren glücklich. Keinen Augenblick bedauerte Lord Artur alles, was er um Sybils willen erlitten hatte, indes sie ihrerseits ihm das Beste gab, was eine Frau einem Mann geben kann — Anbetung, Zärtlichkeit und Liebe. Für sie beide hatte die Realität des Lebens seine Romantik nicht getötet. Sie fühlten sich immer jung.

Einige Jahre später, als ihnen bereits zwei schöne Kinder geboren waren, kam Lady Windermere zu Besuch nach Alton Priory, einem entzückenden alten Schloß, das der Herzog seinem Sohne zur Hochzeit geschenkt hatte. Und als sie eines Nachmittags mit Lady Artur unter einer Linde im Garten saß und zusah, wie das Büblein und das Mägdlein gleich munteren Sonnenstrahlen auf dem Rosenweg spielten, nahm sie plötzlich die Hände der jungen Frau in die ihren und sagte:

„Bist du glücklich, Sybil?"

„Teuerste Lady Windermere, natürlich bin ich glücklich. Sind Sie es nicht?"

„Ich habe keine Zeit, glücklich zu sein, Sybil. Ich habe immer den letzten Menschen gern, den man mir vorstellt. Aber es gilt als Regel bei mir, daß ich gleich von den Leuten genug habe, sobald ich sie näher kenne."

„Und Ihre Löwen befriedigen Sie nicht mehr, Lady Windermere?"

„O Gott, nein. Löwen sind gerade gut genug für eine Saison. Sind einmal ihre Mähnen geschnitten, so sind sie die dümmsten Wesen auf Erden. Überdies benehmen sie sich sehr schlecht, wenn man nett zu ihnen ist. Erinnern Sie sich noch an den gräßlichen Herrn Podgers? Er war ein schrecklicher Schwindler. Natürlich ließ ich ihn nichts merken,

und selbst wenn er Geld von mir borgte, verzieh ich ihm. Aber ich konnte es nicht leiden, daß er mir den Hof machte. Er hat es so weit gebracht, daß ich die Chiromantik hasse. Ich mache jetzt in Telepathie. Das ist viel amüsanter."

„Sie dürfen hier nichts gegen die Chiromantik sagen, Lady Windermere. Das ist der einzige Gegenstand, auf den Artur nichts kommen läßt. Ich versichere Ihnen, daß es ihm damit vollkommen ernst ist."

„Du meinst doch nicht etwa, Sybil, daß er wirklich daran glaubt?"

„So fragen Sie ihn doch selbst, Lady Windermere. Hier ist er." Und Lord Artur kam den Garten herauf mit einem großen Strauß von gelben Rosen in der Hand, und seine zwei Kinder tanzten um ihn her.

„Lord Artur!"

„Ja, Lady Windermere."

„Sie wollen mir doch nicht einreden, daß Sie wirklich an Chiromantik glauben?"

„Ganz gewiß", antwortete der junge Mann lächelnd.

„Aber warum denn?"

„Weil ich der Chiromantik das ganze Glück meines Lebens verdanke", murmelte er und warf sich in einen Korbsessel.

„Was verdanken Sie ihr, lieber Lord Artur?"

„Sybil", antwortete er und überreichte seiner Frau die Rosen und schaute in ihre blauen Augen.

„Welch ein Unsinn!" rief Lady Windermere. „Ich habe in meinem ganzen Leben noch keinen solchen Unsinn gehört."

Der Geiſt von Canterville

Eine hyloidealiſtiſche Novelle

I

Als Hiram B. Otis, der amerikaniſche Geſandte, Schloß Canterville kaufte, ſagte man allgemein, daß er ſehr töricht handle, denn es ſei kein Zweifel, daß es im Schloß ſpuke. Lord Canterville ſelbſt, der ein Mann von peinlichem Ehrgefühl war, hielt es für ſeine Pflicht, die Tatſache Herrn Otis gegenüber zu erwähnen, als ſie über die Kaufbedingungen ſprachen. „Wir ſelbſt haben im Schloß nicht mehr gewohnt", ſagte Lord Canterville, „ſeitdem meine Großtante, die verwitwete Herzogin von Bolton, einen furchtbaren Nervenanfall erlitt, von dem ſie ſich nie mehr recht erholte, weil zwei Totenhände ſich ihr auf die Schulter legten, als ſie ſich eben zum Diner ankleiden wollte. Und ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu ſagen, Herr Otis, daß das Geſpenſt tatſächlich von mehreren lebenden Mitgliedern meiner Familie geſehen worden iſt, ſo wie auch vom Pfarrer der Gemeinde, dem Reverend Auguſtus Dampier, der Mitglied des King's College in Cambridge iſt. Nach dem unglückſeligen Zufall mit der Herzogin wollte keiner unſerer jüngeren Dienſtboten bei uns bleiben, und meine Frau konnte ſehr oft bei Nacht kaum ſchlafen wegen der geheimnisvollen Laute, die aus dem Korridor und der Bibliothek herüberkamen."

„Mylord," antwortete der Geſandte, „ich nehme die Einrichtung und den Geiſt zum Schätzwert. Ich komme aus einem modernen Lande, wo man alles haben kann, was für Geld zu kaufen iſt. Und da unſere jungen Leute ſehr flink und lebensluſtig ſind und Ihnen Ihre beſten Schauſpieler und Primadonnen entführen, ſo nehme ich an, daß, wenn es wirklich ſo etwas wie ein Geſpenſt in Europa gäbe, wir es in

sehr kurzer Zeit bei uns zu Hause entweder in einem Museum oder in einer Schaubude an der Straße haben würden."

„Ich fürchte, daß das Gespenst existiert", sagte Lord Canterville lächelnd. „Wenn es auch den Lockkünsten Ihrer unternehmenden Impresarios entgangen ist, ist es seit drei Jahrhunderten wohlbekannt, seit dem Jahre 1584 nämlich, und es erscheint immer, ehe irgendein Mitglied der Familie stirbt."

„Das pflegt der Hausarzt auch zu tun, Lord Canterville, aber es gibt keine Gespenster und ich glaube nicht, daß zugunsten der englischen Aristokratie die Naturgesetze sich aufheben lassen."

„Sie denken offenbar sehr aufgeklärt in Amerika," antwortete Lord Canterville, der die letzte Bemerkung des Herrn Otis nicht ganz verstanden hatte, „und wenn ein Gespenst im Hause Sie weiter nicht kümmert, ist ja alles in Ordnung. Nur bitte ich Sie nicht zu vergessen, daß ich Sie gewarnt habe."

Eine Woche später war der Kauf perfekt, und am Ende der Saison bezog der Gesandte mit seiner Familie das Schloß Canterville. Frau Otis, die als Fräulein Lukretia R. Tappan (West 53. Straße) eine berühmte Neuyorker Schönheit gewesen war, war nun eine sehr hübsche Frau in den besten Jahren, mit klugen Augen und einem prächtigen Profil. Viele amerikanische Damen nehmen, wenn sie ihr Heimatland verlassen, den Schein chronischer Kränklichkeit an, als sei dies eine Art europäischer verfeinerter Kultur. Aber Madame Otis war nie in diesen Irrtum verfallen. Sie erfreute sich einer ausgezeichneten Gesundheit und war voll frischer Lebenskraft. In vieler Hinsicht war sie ganz und gar englisch und sie bot ein ausgezeichnetes Beispiel für die Tatsache, daß wir wirklich heute mit Amerika alles gemeinsam haben, natürlich mit Ausnahme der Sprache. Ihr

älteſter Sohn, den die Eltern in einem Augenblicke des Patriotismus Waſhington getauft hatten, was er nie aufgehört hatte zu bedauern, war ein blondhaariger, nett ausſehender junger Mann, der ſich für den amerikaniſchen diplomatiſchen Dienſt vorbereitete, indem er in drei aufeinanderfolgenden Saiſons den Kotillon in New-Port-Kaſino arrangierte, und der ſelbſt in London als ausgezeichneter Tänzer bekannt war. Gardenien und der Pairskalender waren ſeine einzige Schwäche. Sonſt war er außerordentlich vernünftig. Miß Virginia E. Otis war ein kleines Mädchen von fünfzehn Jahren, ſchlank und reizend wie ein Reh und mit einer ſchönen Offenheit in den großen blauen Augen. Sie war eine wundervolle Reiterin und war einmal mit dem alten Lord Bilton auf ihrem Pony um die Wette geritten, zweimal um den Park; ſie hatte das Rennen mit anderthalb Pferdelängen gewonnen, gerade gegenüber der Achillesſtatue, zum großen Entzücken des jungen Herzogs von Cheſhire, der auf der Stelle um ſie anhielt und in derſelben Nacht, in Tränen gebadet, von ſeinen Vormunden nach Eton zurückgeſchickt wurde. Nach Virginia kamen die Zwillinge, die man gewöhnlich das „Sternenbanner“ nannte, weil ſie immer geſchwenkt, das heißt verprügelt wurden. Es waren entzückende Jungens und, mit Ausnahme des würdigen Geſandten, die einzig wahren Republikaner in der Familie.

Da das Schloß Canterville ſieben Meilen von Aſcot liegt, der nächſten Eiſenbahnſtation, hatte Herr Otis nach dem Wagen telegraphiert, und ſie fuhren in beſter Laune ab. Es war ein entzückender Juliabend, und die Luft war geſchwängert von dem Duft der Fichtenwälder. Und dann und wann hörte man eine Holztaube, die ſich an ihrer eigenen Stimme ergötzte, oder man ſah tief im rauſchenden Farn die glänzende Bruſt eines Faſans, kleine Eichhörn-

chen guckten von den Buchen herunter, als sie vorbeifuhren, und die Kaninchen rannten durch das Unterholz davon, über die moosigen Wurzeln, die weißen Schweifchen in der Luft. Als der Wagen in der Schloßallee einfuhr, bedeckte sich der Himmel plötzlich mit Wolken, eine merkwürdige Stille lag mit einem Male in der Luft. Ein großer Schwarm Krähen ging schweigend über die Häupter der Familie hinweg, und ehe sie das Haus erreichten, fielen einige schwere Regentropfen.

Auf den Stufen stand eine alte Frau, um die Herrschaften zu empfangen, sauber in schwarze Seide gekleidet, mit einem weißen Häubchen und einer Schürze. Das war Frau Umney, die Haushälterin, die Frau Otis auf Lady Cantervilles inständige Bitten in ihrer früheren Stellung belassen hatte. Sie machte den Herrschaften, als sie ankamen, einen tiefen Knicks und sagte in wunderlicher, altmodischer Art: „Ich biete Ihnen auf Canterville den Willkomm." Sie folgten ihr und gingen durch die schöne Tudorhalle in die Bibliothek, einem langen niedrigen Zimmer, mit schwarzem Eichenholz getäfelt, an dessen Ende sich ein großes Fenster aus buntem Glas befand. Hier war der Tee für sie gedeckt und nachdem sie ihre Umhüllen abgelegt hatten, setzten sie sich und begannen sich umzuschauen, indes Frau Umney sie bediente.

Plötzlich erblickte Frau Otis einen tiefroten Fleck auf dem Fußboden, gerade vor dem Kamin, und ohne daran zu denken, was der Fleck bedeute, sagte sie zu Frau Umney: „Ich glaube fast, hier ist etwas ausgegossen worden."

„Ja, gnädige Frau," antwortete die alte Haushälterin mit leiser Stimme, „Blut ist hier vergossen worden."

„Wie schrecklich," rief Frau Otis, „ich mag aber keinen Blutfleck in meinem Wohnzimmer. Der Fleck muß gleich entfernt werden!"

Die alte Frau lächelte und antwortete mit derſelben geheimnisvollen Stimme: „Es iſt das Blut von Lady Eleonore Canterville, die auf dieſem Flecke hier von ihrem eigenen Gatten, Sir Simon de Canterville, im Jahre 1575 ermordet wurde. Sir Simon überlebte ſie noch um neun Jahre und verſchwand dann plötzlich unter ſehr merkwürdigen Umſtänden. Sein Körper iſt nie gefunden worden, aber ſein ſchuldiger Geiſt ſpukt noch im Schloſſe. Der Blutfleck iſt von Touriſten und andern Leuten viel bewundert worden und kann nicht entfernt werden."

„Das iſt alles Unſinn," rief Waſhington Otis, „Pinkertons patentiertes Steinputzmittel und Univerſal-Fleckenreiniger werden damit ſofort fertig werden." Und ehe es die entſetzte Haushälterin verhindern konnte, lag er ſchon auf den Knien und rieb den Boden mit einem kleinen Stift, der ausſah wie eine ſchwarze Seife. Einen Augenblick ſpäter war keine Spur dieſes Blutfleckens mehr zu ſehen.

„Ich wußte ja, Pinkerton würde ſeine Schuldigkeit tun!" rief er triumphierend und ſah ſich im Kreiſe der bewundernden Familie um, aber kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als ein furchtbarer Blitz das dunkle Zimmer erleuchtete und ein ſchrecklicher Donnerkrach ſie alle aufſchreckte. Frau Umney fiel in Ohnmacht. „Welch ein ſchreckliches Klima!" ſagte der amerikaniſche Geſandte ruhig und zündete eine lange Zigarre an. „Ich fürchte faſt, die Alte Welt iſt ſo übervölkert, daß es hier nicht genug anſtändiges Wetter für einen jeden gibt. Ich war immer der Meinung, daß Auswanderung für England unbedingt notwendig ſei!"

„Mein teurer Hiram," ſagte Frau Otis, „was kann man mit einem Frauenzimmer anfangen, das in Ohnmacht fällt?"

„Sie muß dafür aufkommen, wie für zerbrochenes Glas", ſagte der Geſandte. „Du wirſt ſehen, ſie wird nicht mehr in Ohnmacht fallen." Einige Augenblicke ſpäter kam Frau

Umney wieder zu ſich. Aber ſie war zweifellos außerordentlich aufgeregt, und ſie warnte Herrn Otis vor einem Unglück, das über das Haus kommen müſſe.

„Ich habe mit meinen Augen Dinge geſehen, daß die Haare eines jeden Chriſtenmenſchen zu Berge ſtehen würden, und viele, viele Nächte hindurch habe ich kein Auge geſchloſſen wegen der ſchrecklichen Dinge, die ſich hier abſpielen.“ Aber Herr Otis und ſeine Gattin verſicherten der ehrlichen Seele, daß ſie ſich vor Geiſtern gar nicht fürchteten, und nachdem die Haushälterin den Segen der Vorſehung auf ihre neue Herrſchaft herabgefleht und wegen Erhöhung ihres Gehaltes einiges geſprochen hatte, ſchlich ſie wankend auf ihr Zimmer.

II

Der Sturm wütete furchtbar die ganze Nacht hindurch, aber es ereignete ſich nichts Beſonderes. Als die Herrſchaften aber am nächſten Morgen zum Frühſtück herabkamen, fanden ſie den ſchrecklichen Blutflecken wieder auf dem Boden. „Pinkertons Fleckenreiniger kann unmöglich ſchuld daran ſein,“ ſagte Waſhington, „denn ich habe ihn wiederholt erprobt, da muß das Geſpenſt dahinter ſtecken.“ Er rieb alſo den Fleck ein zweites Mal fort, aber am nächſten Morgen war er wieder da. So auch am dritten Morgen, obwohl Herr Otis ſelbſt die Bibliothek am Abend zugeſchloſſen und den Schlüſſel mitgenommen hatte. Die ganze Familie intereſſierte ſich jetzt dafür. Herr Otis begann anzunehmen, daß er doch wohl die Exiſtenz von Geſpenſtern zu ſchroff geleugnet habe. Frau Otis ſprach die Abſicht aus, ſich der pſychiſchen Geſellſchaft anzuſchließen, und Waſhington ſchrieb einen langen Brief an die Herren Myers und Podmore über die Fortdauer blutiger Flecke, wenn ſie mit

einem Verbrechen zusammenhängen. In der folgenden Nacht wurden alle Zweifel bezüglich der objektiven Existenz von Phantomen endgültig beseitigt.

Der Tag war warm und sonnig gewesen, und in der Abendkühle fuhr die ganze Familie aus. Sie kamen nicht vor neun Uhr nach Hause und nahmen ein leichtes Abendbrot ein. Das Gespräch berührte Gespenster in keinerlei Weise, so daß nicht einmal die primären Bedingungen empfänglicher Erwartung gegeben waren, die sehr oft dem Erscheinen psychischer Phänomene vorangehen. Die Gesprächsstoffe, wie ich sie seitdem von Herrn Otis selbst gehört habe, waren durchgängig die gleichen, welche die gewöhnliche Konversation der gebildeten Amerikaner der besseren Klasse beherrschen, so zum Beispiel die riesige Überlegenheit von Miß Davenport über Sarah Bernhard als Schauspielerin; die Schwierigkeit, selbst in den besten englischen Häusern Buchweizenkuchen und Maisbrei zu erhalten; die Bedeutung von Boston in der Entwicklung der Weltseele; die Vorzüge der Gepäckscheine beim Reisen; und die Feinheit des Neuyorker Akzents im Vergleich mit dem schleppenden Londoner Dialekt. Übernatürliches wurde mit keiner Silbe erwähnt und niemand fiel es ein, auf Sir Simon de Canterville in irgendeiner Weise anzuspielen. Um elf Uhr zog sich die Familie zurück, und um halb zwölf waren alle Lichter ausgelöscht. Einige Zeit später wurde Herr Otis durch ein merkwürdiges Geräusch im Korridor vor seiner Türe geweckt. Es klang wie ein Geklirr von Metall und schien mit jedem Augenblick näher zu kommen. Er stand sofort auf, zündete ein Streichhölzchen an und schaute auf die Uhr. Es war gerade ein Uhr. Er war ganz ruhig und fühlte seinen Puls, der durchaus nicht fieberisch war. Das merkwürdige Geräusch dauerte fort, und gleichzeitig hörte er deutlich den Schall von Tritten. Er schlüpfte in seine Pantoffel, zog eine lange, schmale Phiole

aus seinem Toilettenkästchen und öffnete die Türe. Sich gerade gegenüber sah er im blassen Mondlicht einen alten Mann von schrecklichem Aussehen. Seine Augen waren wie rotglühende Kohlen, langes graues Haar fiel über seine Schultern in geflochtenen Strähnen, seine Kleider von uralтem Schnitt waren schmutzig und zerrissen und von seinen Hand- und Fußgelenken hingen schwere rostige Fesseln.

„Mein werter Herr," sagte Herr Otis, „ich muß Sie dringend bitten, Ihre Ketten zu schmieren und habe zu diesem Zwecke eine kleine Flasche von Tammanys Auroracreme mitgebracht. Man behauptet, daß es bei einmaliger Anwendung sofort wirke, und auf dem Umschlag finden Sie eine ganze Reihe von Attesten von unseren bedeutendsten einheimischen Geistlichen. Ich lege Ihnen die Phiole hier zu den Kerzen auf den Nachttisch und werde Ihnen mit Vergnügen mehr davon liefern, wenn Sie es benötigen." Mit diesen Worten legte der Gesandte der Vereinigten Staaten das Fläschchen auf den Marmortisch, schloß die Türe und ging zur Ruhe.

Einen Augenblick stand das Gespenst von Canterville bewegungslos da, in selbstverständlicher Entrüstung. Dann warf es die Flasche heftig auf den glatten Boden, floh den Korridor hinunter, stieß dumpfe Seufzer aus und verbreitete ein geisterhaftes, grünes Licht. Und gerade als es die große Eichentreppe erreichte, flog eine Türe auf, zwei kleine, weißgekleidete Wesen erschienen und ein großes Kissen flog schwirrend knapp an seinem Kopfe vorüber. Es war offenbar keine Zeit zu verlieren und so nahm er rasch seine Zuflucht zur vierten Dimension und verschwand durch das Getäfel, und das Haus wurde wieder vollkommen ruhig.

Nachdem es ein kleines verborgenes Zimmer im linken Flügel erreicht hatte, lehnte es sich gegen einen Mond-

ſtrahl, um wieder zu Atem zu kommen, und dann begann es ſeine Lage zu überdenken. Niemals in einer glänzenden und ununterbrochenen Laufbahn von dreihundert Jahren war es ſo tief beleidigt worden. Es dachte an die Herzogin-Witwe, die es ſo furchtbar erſchreckt hatte, als ſie in Spitzen und Diamanten vor dem Spiegel ſtand; es dachte an die vier Hausmädchen, die hyſteriſch geworden waren, als es ſie bloß durch die Vorhänge eines der Fremdenzimmer angrinſte, es dachte an den Pfarrer des Kirchſpiels, deſſen Kerze es einmal ausgeblaſen hatte, als er in einer Nacht ſpät aus der Bibliothek kam und der ſeitdem in der Behandlung Sir William Gulls ſtand, ein hilfloſes Opfer nervöſer Störungen; es dachte an die alte Madame de Tremouillac, die, als ſie eines Morgens aufwachte und ſah, wie ein Skelett im Lehnſtuhl ſaß und ihr Tagebuch las, durch einen Anfall von Gehirnentzündung ſechs Wochen ans Bett gefeſſelt war, bei ihrer Geneſung ſich mit der Kirche ausſöhnte und jede Verbindung mit dem notoriſch ſkeptiſchen Herrn Voltaire abbrach. Es erinnerte ſich an jene furchtbare Nacht, als der böſe Lord Canterville in ſeinem Ankleidezimmer gefunden wurde, nach Atem ringend und den Karobuben im Halſe, und wie er gerade, bevor er ſtarb, beichtete, daß er Charles James Fox mit eben dieſer Karte um fünfzigtauſend Pfund im Spiele betrogen habe, und ſchwur, daß der Geiſt ihn jetzt gezwungen habe, ſie zu verſchlucken. Alle ſeine Großtaten fielen ihm jetzt ein, angefangen vom Kammerdiener, der ſich in der Speiſekammer erſchoß, weil er ſah, wie eine grüne Hand ans Fenſter klopfte, bis zur ſchönen Lady Stutfield, die immer ein ſchwarzes Samtband um den Hals tragen mußte, um die Spur von fünf Fingern, die dort in ihre weiße Haut gebrannt waren, zu verbergen, und die ſich ſchließlich im Karpfenteich am Ende der Königsallee ertränkte. Mit dem enthuſiaſtiſchen Egoismus des

wahren Künſtlers ging es alle ſeine berühmten Leiſtungen durch, und lächelte bitter, als es ſich ſeiner letzten Erſcheinung als „Roter Ruben oder der erwürgte Säugling", ſeines Debüts als „der hagere Gibeon, der Blutſauger von Bexley Moor" erinnerte und als es an das Furore dachte, das es eines wundervollen Juniabends erregte, bloß weil es mit ſeinen eigenen Knochen auf dem Tennisplatze Kegel ſpielte. Und nun nach alldem kamen die verfluchten Amerikaner und boten ihm Auroracreme an und warfen ihm Bettpolſter an den Kopf. Es war ganz unerträglich. Überdies war noch niemals ein Geſpenſt ſo behandelt worden. So beſchloß es ſich zu rächen und blieb bis zum Morgengrauen in der Poſe tiefen Nachdenkens.

III

Am nächſten Morgen, als ſich die Familie Otis beim Frühſtück traf, beſprachen ſie die Erſcheinung des Geiſtes mit einiger Ausführlichkeit. Der Geſandte der Vereinigten Staaten ärgerte ſich natürlich ein bißchen, als er ſah, daß man ſein Geſchenk nicht angenommen hatte. „Ich wünſche nicht", ſagte er, „das Geſpenſt irgendwie zu beleidigen, und ich muß ſagen, daß ich in Anbetracht der langen Zeit, die es jetzt ſchon im Hauſe verbringt, es nicht ſehr höflich finde, ihm Kiſſen an den Kopf zu werfen" — eine ſehr richtige Bemerkung, welche aber, zu meinem Leidweſen muß ich dies geſtehen, die Zwillinge zu lautem Lachen reizte — „andererſeits", fuhr er fort, „werden wir gezwungen ſein, wenn es wirklich Auroracreme nicht benutzen will, ihm ſeine Ketten wegzunehmen. Es iſt ganz unmöglich, zu ſchlafen, wenn vor dem Schlafzimmer ſo ein Spektakel herrſcht."

Den Reſt der Woche blieben ſie übrigens ungeſtört, und die einzige Sache, die ihre Aufmerkſamkeit erregte, war die

ſtete Wiederkehr des Blutfleckens auf dem Fußboden der Bibliothek. Das war gewiß ſehr ſonderbar, da Herr Otis jede Nacht die Tür verſchloß und die Fenſter ſorgfältig verriegelte. Auch die chamäleonartige Farbe des Flecks erregte vielerlei Kommentare; an manchem Morgen war er von einem tiefen, faſt indiſchen Rot, dann wieder karminrot, dann von einem ſatten Purpur und als ſie eines Tages herunter kamen, um dem ſchlichten Ritus der freien amerikaniſchen reformierten biſchöflichen Kirche gemäß zu beten, fanden ſie den Fleck von einem tiefen Smaragdgrün. Dieſer kaleidoſkopiſche Wechſel unterhielt die Familie natürlich ſehr, und jeden Abend wurden Wetten daraufhin abgeſchloſſen. Die einzige, die an dem Spaß nicht teilnahm, war die kleine Virginia, die aus irgendeinem unerklärlichen Grunde bei dem Anblick des Blutfleckes immer einigermaßen aufgeregt war und beinahe zu weinen begann, als er eines Morgens ſmaragdgrün erſchien.

Die zweite Erſcheinung des Geiſtes geſchah Sonnabend nachts. Kurz nachdem alle zu Bett gegangen waren, wurden ſie plötzlich durch einen furchtbaren Krach in der Halle aufgeſchreckt. Sie ſtürzten alle die Treppe hinunter und da fanden ſie, daß eine ſchwere alte Rüſtung ſich von ihrem Standplatz losgelöſt hatte und auf die Steinflieſen gefallen war. In einem hochlehnigen Stuhle aber ſaß das Geſpenſt von Canterville und rieb ſeine Knie mit einem Ausdruck gräßlichen Schmerzes im Geſicht. Die Zwillinge hatten ihre Blasrohre mitgebracht und ſchoſſen ſofort zwei Schrotkörner auf ihn, mit jener Zielſicherheit, die nur durch eine lange und ſorgfältige Übung an einem Schreiblehrer gewonnen werden kann. Der Geſandte der Vereinigten Staaten aber legte den Revolver auf ihn an und forderte ihn kaliforniſcher Sitte gemäß auf, die Hände hoch zu halten. Der Geiſt ſprang mit einem wilden Wutſchrei empor

und fuhr wie ein Nebel an ihnen vorbei. Im Vorübergehen löschte er Washington Otis' Kerze aus und ließ sie alle in tiefer Finsternis zurück. Als er oben auf der Treppe war, erholte er sich und beschloß, seine berühmt gewordene dämonische Lache anzuschlagen. Bei mancher Gelegenheit hatte sie sich ihm schon als sehr nützlich erwiesen. Es hieß, daß sie Lord Rakers Perücke in einer Nacht gebleicht hatte und daß drei von Lady Cantervilles französischen Gouvernanten gekündigt hatten, ehe ihr Monat um war. Er lachte also ein schreckliches Lachen, daß das alte Gewölbe wider- und widerhallte, aber kaum hatte sich das furchtbare Echo verloren, als sich die Türe öffnete und Frau Otis in einem lichtblauen Schlafrock erschien. „Ich glaube beinahe, Ihnen ist nicht ganz wohl," sagte sie, „und so habe ich Ihnen eine Flasche von Doktor Dobells Tinktur mitgebracht. Wenn Sie Leibschmerzen haben, so wird das sicherlich helfen." Der Geist blickte sie wütend an und begann sofort die Vorbereitungen zu treffen, um sich in einen großen schwarzen Hund zu verwandeln, eine Leistung, für die er mit Recht berühmt war und der der Hausarzt immer die unheilbare Verstandesschwäche von Lady Cantervilles Onkel, dem ehrenwerten Thomas Horton zuschrieb. Der Schall sich nähernder Tritte aber ließ ihn sein furchtbares Vorhaben nicht ausführen, und so begnügte er sich schwach zu phosphoreszieren. Er verschwand mit einem tiefen Kirchhofstöhnen, gerade als die Zwillinge auf ihn zukamen.

Als er auf sein Zimmer kam, brach er völlig zusammen und wurde die Beute der heftigsten Gemütsbewegung. Die Pöbelhaftigkeit der Zwillinge, der krasse Materialismus von Frau Otis waren ihm natürlich sehr peinlich. Was ihn aber am meisten ärgerte, war der Umstand, daß er nicht imstande gewesen war, den Kettenpanzer zu tragen. Er hatte gehofft, daß selbst moderne Amerikaner beim Anblick eines Ge-

ſpenſtes in Rüſtung erſchauern würden, wenn aus keinem anderen vernünftigen Grunde, ſo doch zumindeſtens aus Reſpekt für ihren Nationaldichter Longfellow, über deſſen graziöſen, anziehenden Verſen er ſelbſt manche langweilige Stunde verbracht hatte, wenn die Cantervilles in der Stadt waren. Überdies war es ſeine eigene Rüſtung. Er hatte ſie mit großem Erfolg im Kennilworthturnier getragen, und die jungfräuliche Königin ſelbſt hatte ihn dazu beglückwünſcht. Als er ſie aber jetzt angelegt hatte, war er völlig überwältigt worden vom Gewicht des ſchweren Bruſtpanzers und des Stahlhelmes und war ſchwer auf das Steinpflaſter aufgefallen, hatte ſich beide Knie abgeſchunden und ſich die Knöchel der rechten Hand gebrochen.

Einige Tage lang war er höchſt unwohl, ſchlüpfte kaum aus ſeinem Zimmer und ging nur aus, um den Blutfleck in ſauberem Zuſtand zu erhalten. Aber er genas, indem er ſich ſehr ſchonte, und beſchloß nun, einen dritten Verſuch zu machen, um den Geſandten der Vereinigten Staaten und ſeine Familie zu erſchrecken. Er wählte Freitag, den 17. Auguſt, für ſein Erſcheinen und verbrachte den größten Teil des Tages mit dem Durchſehen ſeiner Garderobe. Endlich entſchloß er ſich zu einem großen Hut mit breiter Krempe und einer roten Feder, hüllte ſich vom Hals bis zu den Knöcheln in ein Totenhemd mit Krauſen an den Armen und am Halſe und nahm einen roſtigen Dolch. Gegen Abend kam ein heftiger Regenſturm und der Wind war ſo ſtark, daß alle Fenſter und Türen im alten Haus ſchütterten und klirrten. Das war juſt das Wetter, das er liebte. Sein Aktionsplan war folgender: Er wollte ruhig in Waſhington Otis' Zimmer gehen, zu ihm am Fuß ſeines Bettes unverſtändliches Zeug ſchwatzen und ſich dann zu den Klängen einer leiſen Muſik dreimal mit dem Dolch in den Hals ſtoßen. Er trug Waſhington einen beſonderen Groll nach, weil er wußte, daß juſt

dieser den berühmten Cantervilleschen Blutfleck mit Pinkertons Fleckenreiniger bearbeitete. Hatte er dann den tollköpfigen und leichtsinnigen Menschen in einen Zustand tiefsten Schreckens versetzt, so wollte er in das Zimmer gehen, das der Gesandte der Vereinigten Staaten mit seiner Frau bewohnte. Dort wollte er eine kaltfeuchte Hand auf Frau Otis' Stirne legen, indes er ihrem zitternden Gatten die schrecklichen Geheimnisse des Beinhauses ins Ohr flüsterte. Was aber die kleine Virginia betraf, so war er noch nicht ganz entschlossen. Sie hatte ihn nie besonders beleidigt und war hübsch und nett. Einige tiefe Seufzer aus dem Kleiderschrank würden, dachte er, vielleicht genügen, und wenn sie dabei nicht erwachte, so könnte er ja noch mit zuckenden Fingern an der Bettdecke krabbeln. Was aber die Zwillinge betrifft, so war er entschlossen, ihnen eine ordentliche Lektion zu erteilen. Vor allem wollte er sich auf ihre Brust setzen, um ihnen das schreckliche Gefühl des Alpdrückens beizubringen. Dann wollte er, da ihre Betten ganz nahe beisammen standen, sich dazwischen stellen, in Form eines grünen eiskalten Leichnams, bis die Furcht sie lähmte, und schließlich war es seine Absicht, das Leintuch abzuwerfen, um mit weißen, gebleichten Knochen und einem rollenden Auge im Zimmer umherzuhuschen, etwa in der Art des „Stummen Daniel oder des Skeletts des Selbstmörders" — einer Rolle, die er mehr als einmal mit großem Erfolg gespielt hatte, und die er für ganz ebenso gut hielt, wie seine berühmte Rolle „Martin der Wahnsinnige oder das Geheimnis mit der Larve".

Um halb elf Uhr hörte er, wie die Familie zu Bette ging. Eine Zeitlang beunruhigte ihn noch das wilde Gelächter der Zwillinge, die mit der leichtherzigen Fröhlichkeit der Schuljungen sich offenbar amüsierten, ehe sie zur Ruhe gingen. Aber ein Viertel nach elf war alles ruhig, und als es Mitter-

nacht schlug, ging er los. Die Eule schlug gegen die Fensterläden, der Rabe krächzte auf dem alten Taxusbaum, und der Wind wanderte seufzend um das Haus wie eine verlorene Seele; aber die Familie Otis schlief unbekümmert um ihr Schicksal, und hoch über Regen und Sturm erhob sich das regelmäßige Schnarchen des Gesandten der Vereinigten Staaten. Er trat verstohlen aus der Täfelung mit einem bösen Lächeln um seinen grausamen runzligen Mund, und der Mond verbarg sein Licht in einer Wolke, als er am Erkerfenster vorüberschlich, wo sein eigenes Wappen und das seines gemordeten Weibes in Gold und Blau gemalt war. Weiter und weiter glitt er wie ein böser Schatten, und die Finsternis selbst schien ihm voll Ekel auszuweichen, wie er vorbeischritt. Einmal glaubte er, daß ihn jemand rief und blieb stehen; aber es war bloß das Bellen eines Hundes in der Roten Meierei, und er ging weiter und murmelte seltsame Flüche aus dem sechzehnten Jahrhundert und dann und wann schwang er seinen rostigen Dolch in der Luft der Mitternacht. Endlich erreichte er die Ecke der Galerie, wo des unglückseligen Washington Zimmer lag. Einen Augenblick blieb er stehen. Der Wind blies ihm seine langen grauen Locken um das Haupt und warf das grauenhafte Leichentuch des toten Mannes in grotesk phantastische Falten. Dann schlug die Uhr ein Viertel, und er fühlte, daß seine Zeit gekommen sei. Er lächelte innerlich und ging um die Ecke; aber kaum hatte er dies getan, so wankte er mit einem jammervollen Ruf des Schreckens zurück und verbarg sein bleiches Gesicht in den langen knochigen Händen. Gerade ihm gegenüber stand ein schreckliches Gespenst, bewegungslos wie ein Standbild und häßlich wie der Traum eines Irren. Sein Kopf war kahl und glänzend, sein Gesicht war rund, fett und weiß, und ein häßliches Lachen schien seine Züge zu einem ewigen Grinsen erstarrt zu haben.

Aus den Augen schossen Strahlen eines scharlachroten Lichtes, der Mund glich einem tiefen Feuerbrunnen, und ein greuliches Gewand, gleich seinem eigenen, verbarg in schweigendem Schnee die titanische Form. An seiner Brust war ein Plakat mit merkwürdiger altertümlicher Schrift befestigt, offenbar eine Schandrolle, die Aufzählung wilder Sünden, irgendeine Litanei des Verbrechens. In seiner rechten Hand hielt er einen Pallasch von glühendem Stahl erhoben.

Da er noch niemals ein Gespenst gesehen hatte, war er natürlich furchtbar erschrocken und nach einem zweiten hastigen Blick auf das schreckliche Phantom floh er zurück in sein Zimmer, trat immer auf sein langes, flatterndes Hemd, wie er durch den Korridor huschte, warf endlich den rostigen Dolch in des Gesandten Kanonenstiefel, wo der Hauswart ihn am nächsten Tage fand. Als er in der Einsamkeit seines eigenen Zimmers angekommen war, warf er sich auf sein kleines Feldbett und verbarg sein Gesicht unter der Decke. Aber nach einiger Zeit erwachte der alte tapfere Geist von Canterville wieder, und er beschloß mit dem andern Geist zu reden, sobald der Tag grauen würde. So ging er denn, als die Dämmerung die Hügel in Silber tauchte, zum Platz zurück, wo er zum ersten Male das entsetzliche Phantom erblickt hatte. Alles in allem, dachte er, daß zwei Gespenster jedenfalls besser wären als eines und daß mit Hilfe seines neuen Freundes er ganz famos mit den beiden Zwillingen fertig werden würde. Als er den Platz erreichte, bot sich ihm ein furchtbarer Anblick. Irgend etwas war offenbar dem Gespenst passiert, denn das Licht war vollständig aus seinen Augenhöhlen geschwunden, das glühende Schwert war seiner Hand entfallen und es selbst lehnte in einer gekrümmten und unbequemen Haltung an der Wand. Er stürzte vorwärts und nahm es in seine Arme. Da fiel zu seinem Entsetzen der Kopf ab und rollte auf den Boden,

der Körper fiel hintenüber und es hielt in ſeinen Händen eine weiße Barchentdecke, einen Kehrbeſen, ein Küchenmeſſer, eine ausgehöhlte Rübe lag zu ſeinen Füßen. Unfähig, die merkwürdige Umwandlung zu verſtehen, griff er in fieberiſcher Haſt nach dem Plakat, und da las er im grauen Morgenlicht die furchtbaren Worte:

Der Geiſt der Otis!
Einzig echter, unverfälſchter Originalſpuk!
Vor Nachahmung wird gewarnt!
Geſetzlich geſchützt!

Mit einem Male wurde ihm die ganze Sache klar. Er war genarrt, gefoppt, verhöhnt worden. Aus ſeinen Augen blitzte der berühmte Blick von Canterville. Er ſchlug die zahnloſen Kiefer zuſammen, erhob die fleiſchloſen Hände über dem Haupt und ſchwur, getreu der maleriſchen Phraſeologie der alten Schule, daß, wenn der Hahn zweimal fröhlich gekräht haben würde, Ströme von Blut fließen müßten und der Mord auf ſchweigenden Sohlen über die Schwelle treten würde.

Kaum hatte er ſeinen ſchauerlichen Eid vollendet, als vom rotgeziegelten Dach einer nahen Scheune ein Hahn rief. Er lachte ein langes tiefes und bitteres Lachen und wartete. Er wartete Stunde auf Stunde, aber aus irgendeinem unerklärlichen Grunde krähte der Hahn nicht wieder. Endlich um halb acht verſcheuchte ihn die Ankunft der Hausmädchen von ſeinem ſchrecklichen Wachpoſten, und er ſtapfte zurück in ſein Zimmer und dachte an ſeinen nutzloſen Eid und ſeine vereitelte Abſicht. Dort zog er einige alte Bücher über Rittertum zu Rate, die er ſehr gerne hatte und fand, daß, ſo oft dieſer Eid geſprochen worden war, der Hahn ſtets ein zweites Mal gekräht hatte. „Fluch und Verdammnis treffe das ungezogene Tier", murmelte er. „Ich habe den Tag

geſehen, wo ich mit meinem ſtarken Speer ihm die Bruſt durchbohrt hätte und er hätte für mich ein zweites Mal krähen müſſen, ſei es auch im Tode.“ Dann zog er ſich in einen bequemen Bleiſarg zurück und blieb dort bis zum Abend.

IV

Am nächſten Tag war der Geiſt ſehr ſchwach und müde. Die furchtbare Aufregung der letzten vier Wochen begann ihre Wirkung zu üben. Seine Nerven waren ganz zerrüttet, und bei dem geringſten Lärm fuhr er zuſammen. Fünf Tage blieb er auf ſeinem Zimmer und endlich entſchloß er ſich, den Blutfleck auf dem Fußboden des Bibliothekzimmers aufzugeben. Wenn die Familie Otis ihn nicht brauchte, ſo verdiente ſie ihn offenbar nicht. Das waren ſicherlich Leute, die auf einer ſehr tiefen materialiſtiſchen Lebensſtufe ſtanden und die ganz unfähig waren, den ſymboliſchen Wert ſinnlicher Phänomene zu begreifen. Die Frage überſinnlicher Erſcheinungen und die Entwicklung der Aſtralkörper war natürlich eine ganz andere Sache und ging ihm wirklich nichts an. Es war jedoch ſeine heilige Pflicht, einmal die Woche im Korridor zu erſcheinen und vom hohen Glasfenſter herab jeden erſten und dritten Mittwoch eines jeden Monats etwas herabzumurmeln, und er ſah nicht ein, wie er ſich dieſen Verpflichtungen auf ehrenvolle Weiſe entziehen könnte. Gewiß war ſein Leben ſehr böſe geweſen, aber andererſeits war er ſehr gewiſſenhaft in allen Dingen, die mit dem Übernatürlichen zuſammenhängen. An den nächſten drei Sonnabenden alſo ging er pflichtgemäß zwiſchen Mitternacht und drei Uhr durch den Korridor, nahm aber jedmögliche Vorſichtsmaßregel, um nicht geſehen und gehört zu werden. Er zog die Stiefel aus, trat, ſo leicht er konnte, über den alten,

wurmſtichigen Boden, trug einen großen ſchwarzen Samtmantel und benützte eifrig Auroracreme, um ſeine Ketten zu ſchmieren. Ich muß allerdings zugeben, daß er es nur mit großer Schwierigkeit über ſich brachte, dieſe letzte Vorſichtsmaßregel zu benützen. Eines Nachts jedoch ſchlüpfte er, indes die Familie bei Tiſche ſaß, in das Schlafzimmer des Herrn Otis und trug die Flaſche fort. Er fühlte ſich anfangs etwas gedemütigt, aber ſpäter ſah er doch ein, daß ſich doch ſehr viel zugunſten der Erfindung ſagen ließe, und bis zu einem gewiſſen Grade diente ſie auch ſeiner Abſicht. Aber trotz alledem blieb er nicht unbeläſtigt. In einem fort waren durch den Korridor Stricke geſpannt, über die er in der Dunkelheit ſtolperte, und einmal, als er gerade als „ſchwarzer Iſaak oder der Jägersmann von Hogley Woods" verkleidet war, kam er ſchwer zu Fall, weil er auf einen fettbeſchmierten Streifen geriet, den die Zwillinge vom Eingang des Gobelinzimmers bis zur Eichentreppe angelegt hatten. Dieſe letzte Beleidigung machte ihn ſo wütend, daß er ſich entſchloß, noch einmal einen letzten Verſuch zu wagen, um ſeine Würde und ſeine ſoziale Stellung zu wahren. Und ſo entſchloß er ſich denn, die frechen Jungen in der nächſten Nacht in ſeiner berühmten Rolle als „Junker Rupert oder der kopfloſe Graf" zu beſuchen.

Seit mehr als ſiebzig Jahren war er nicht mehr in dieſer Kleidung erſchienen; nicht, ſeitdem er die hübſche Lady Barbara Mooniſh dadurch ſo erſchreckt hatte, daß ſie plötzlich ihr Verlöbnis mit dem jetzigen Großvater des Lord Canterville brach und ſich von dem hübſchen Jack Caſtletown nach Gretna Green entführen ließ. Sie erklärte, daß nichts in der Welt ſie veranlaſſen könnte, in eine Familie hineinzuheiraten, die es zugäbe, daß ſo ſchauerliche Phantome in der Dämmerung auf der Terraſſe ſpazieren gingen. Der arme Jack wurde ſpäter zu Wandsworth von Lord Canterville im Duell er-

schossen, und Lady Barbara starb an gebrochenem Herzen in Tunbridge Wells, bevor das Jahr um war. Alles in allem also ein großer Erfolg. Es war aber eine außerordentlich schwierige „Maske" — wenn ich einen solchen Theaterausdruck in Verbindung mit einem der größten Geheimnisse des Übernatürlichen oder, um einen mehr wissenschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen, des Übersinnlichen gebrauchen darf, und er brauchte drei Stunden, um seine Vorbereitungen zu treffen. Endlich war alles in Ordnung, und er war mit seinem Aussehen wohl zufrieden. Die schweren ledernen Reitstiefel, die zum Kostüm gehörten, waren freilich ein bißchen zu weit für ihn, und er konnte bloß eine von den beiden Sattelpistolen finden, aber schließlich war er doch ganz zufrieden, und ein Viertel nach eins schlich er aus der Wandverkleidung und kroch den Korridor hinab. Als er das Zimmer der Zwillinge erreichte, das, wie ich erwähnen will, das blaue Zimmer genannt wurde wegen der Farbe seiner Vorhänge, fand er die Türe gerade angelehnt. Da er sich einen effektvollen Auftritt sichern wollte, öffnete er sie weit; da fiel ein schwerer Wasserkrug von oben auf ihn herab, durchnäßte ihn bis auf die Haut und verfehlte nur um wenige Zoll seine linke Schulter. Im selben Augenblick hörte er ein unterdrücktes Lachen aus dem Doppelbett. Der Nervenchok war so groß, daß er sofort in sein Zimmer zurücklief, so rasch er konnte, und den nächsten Tag lag er mit einem schweren Schnupfen fest im Bett. Das einzige, das ihn bei der ganzen Sache tröstete, war der Umstand, daß er seinen Kopf nicht mitgenommen hatte. Hätte er dies getan, so hätten die Folgen sehr ernste sein können.

Er gab nun alle Hoffnung auf, dieser rohen Amerikanerfamilie Schrecken einzujagen, und begnügte sich, regelmäßig in leichten Morgenschuhen durch die Gänge zu schleichen, mit einem dicken roten Tuch um den Hals, aus Furcht vor

Erkältung, und einer kleinen Armbrust in der Hand, um sich nötigenfalls gegen die Zwillinge zu verteidigen. Der letzte Schlag, den er erhielt, geschah am 19. September. Er war die Treppe hinuntergegangen bis zur großen Eingangshalle, in der sichern Annahme, daß er dort jedenfalls unbelästigt bleiben würde. Er unterhielt sich damit, satirische Bemerkungen über die großen Photographien des Gesandten und seiner Gattin zu machen, die nun an die Stelle der großen Familienbilder der Cantervilles prangten. Er war einfach, aber sauber in ein langes Leichentuch gekleidet, leicht befleckt mit Kirchhofmoder, hatte seine Kinnbacken mit einem Streifen gelben Linnens hinaufgebunden und trug eine kleine Laterne und eine Totengräberschaufel. Er trug das Kostüm „Jonas des Gruftlosen oder des Leichenschänders von Chertsey Barn", eine seiner glänzendsten Darbietungen, an die zu denken die Cantervilles alle Ursache hatten, denn sie war der wirkliche Grund ihres Streites mit dem benachbarten Lord Rufford. Es war etwa ein Viertel nach zwei des Morgens, und soweit er sich vergewissern konnte, rührte sich nichts. Als er nun nach der Bibliothek zuging — er wollte noch sehen, ob vom Blutfleck nicht irgendeine Spur geblieben war —, sprangen plötzlich aus einem dunklen Winkel zwei Gestalten, die wild die Arme über den Kopf schlugen und ihm „Buh" ins Ohr schrien.

Von einer unter diesen Umständen nur ganz natürlichen Panik gepackt, stürzte er auf die Stiege zu, aber dort erwartete ihn Washington Otis mit der großen Gartenspritze, und so von jeder Seite von Feinden umstellt und in die Ecke getrieben, verschwand er im eisernen Ofen, der zu seinem Glück nicht geheizt war, und mußte seinen Heimweg durch lauter Kamine und Schornsteine antreten, so daß er in seinem Zimmer in einem furchtbaren Zustand des Schmutzes, der Unordnung und der Verzweiflung ankam.

Nun wurde er auf nächtlichen Streifzügen nicht mehr gesehen. Die Zwillinge lauerten ihm noch bei verschiedenen Gelegenheiten auf, und bestreuten jede Nacht die Gänge mit Nußschalen, zum großen Ärger der Eltern und Dienstboten, aber es half nichts. Es war ganz klar, daß seine Gefühle zu sehr verletzt waren, um ihm noch ein Erscheinen zu gestatten. Herr Otis nahm also seine große Arbeit über die Geschichte der demokratischen Partei wieder auf, an der er schon seit vielen Jahren arbeitete, Frau Otis arrangierte eine wundervolle Tombola zur Verwunderung der ganzen Gegend. Die Buben spielten Poker, Lacrosse und andere amerikanische Nationalspiele, und Virginia ritt auf ihrem Pony auf dem Lande umher, begleitet von dem jungen Herzog von Cheshire, der die letzten Tage seiner Ferien auf Canterville verbrachte. Man nahm allgemein an, daß der Geist fortgegangen sei, und tatsächlich schrieb Herr Otis hierüber einen Brief an Lord Canterville, der in seiner Antwort seine große Freude über diese Neuigkeit aussprach und der würdigen Gattin des Ministers seine besten Wünsche übermittelte.

Die Familie Otis irrte sich aber, denn das Gespenst war noch immer im Hause und wenn man es auch fast einen Invaliden nennen konnte, so war es doch kaum gesonnen, die Dinge auf sich beruhen zu lassen, um so weniger, seitdem es gehört hatte, daß sich unter den Gästen der junge Herzog von Cheshire befand, dessen Großonkel Lord Francis Stilton einst hundert Guineen gegen den Kolonel Carbury gehalten hatte, daß er mit dem Geist von Canterville Würfel spielen wolle. Man fand ihn am nächsten Morgen auf dem Boden des Spielzimmers in einem so hilflosen paralytischen Zustande, daß er, obzwar er ein hohes Alter erreichte, sein Leben lang nichts anderes mehr zu sagen vermochte, als „zweimal sechs“. Die Geschichte war seinerzeit weit bekannt

geworden, aber aus Respekt für die Gefühle der beiden edlen Familien wurde allseits versucht, sie zu vertuschen. Aber ein genauer Bericht aller Umstände findet sich im dritten Bande der „Erinnerungen an den Prinzregenten und seine Freunde" von Lord Klatsch. Der Geist also war sehr beflissen zu zeigen, daß er seinen Einfluß über die Stiltons noch nicht verloren habe, mit denen er eigentlich entfernt verwandt war. Denn seine rechte Cousine war in zweiter Ehe mit dem Sieur de Bulkeley verheiratet gewesen, von dem, wie männiglich bekannt, die Herzoge von Cheshire in gerader Linie abstammen. Demzufolge bereitete er sich denn vor, Virginias kleinem Anbeter in seiner berühmten Rolle als der „Vampirmönch oder der blutlose Benediktiner" zu erscheinen, eine Rolle, die so schrecklich war, daß, als ihn die alte Lady Startup darin sah (dies geschah in der furchtbaren Neujahrsnacht des Jahres 1764), sie in ein mark- und beindurchschütterndes Geschrei ausbrach, das mit einem heftigen Schlagfluß endigte. Sie starb drei Tage später, nachdem sie die Cantervilles enterbt hatte, die doch ihre nächsten Anverwandten waren, und hinterließ all ihr Geld ihrem Londoner Apotheker. Aber im letzten Augenblick verhinderte ihn die Furcht vor den Zwillingen daran, sein Zimmer zu verlassen, und der kleine Herzog schlief in Frieden unter dem großen, reich geschmückten Baldachin im königlichen Schlafzimmer und träumte von Virginia.

V

Einige Tage später ritten Virginia und ihr blondlockiger Kavalier über die Brockleywiesen. Sie zerriß aber dort ihr Reitkleid beim Springen über eine Hecke so stark, daß sie sich bei ihrer Heimkehr entschloß, über die Hintertiege hineinzugehen, um nicht gesehen zu werden. Als sie an dem Go-

belinzimmer vorüberlief, deſſen Türe zufällig offen ſtand, glaubte ſie darin irgend jemand zu ſehen, und in der Annahme, daß es das Kammermädchen ihrer Mutter ſei, das manchmal ſeine Näharbeit dort verrichtete, ſchaute ſie hinein, um es zu bitten, ihr Kleid auszubeſſern. Aber zu ihrer großen Überraſchung war es der Geiſt von Canterville ſelbſt. Er ſaß beim Fenſter und ſah, wie das verblaſſende Gold der vergilbten Blätter langſam zur Erde ſank und die roten Blätter toll die lange Allee hinuntertanzten. Sein Haupt lehnte auf ſeiner Hand, und die ganze Stellung ſprach von tiefſter Niedergeſchlagenheit. Ja, ſo verlaſſen und hinfällig ſah er aus, daß die kleine Virginia, deren erſter Gedanke war, fortzulaufen und ſich in ihr Zimmer einzuſchließen, von Mitleid erfüllt war und ſich dachte, ob ſie ihn nicht vielleicht tröſten könne. So leiſe trat ſie auf, und ſo tief war ſeine Schwermut, daß er ihre Anweſenheit nicht merkte, bis ſie ihn anſprach.

„Sie tun mir ſehr leid", ſagte ſie, „aber meine Brüder gehen morgen nach Eton zurück, und wenn Sie ſich dann gut aufführen werden, ſo wird Sie niemand mehr beläſtigen."

„Es iſt albern, von mir zu verlangen, daß ich mich gut aufführen ſoll", antwortete er und blickte voller Erſtaunen auf das hübſche kleine Mädchen, das ihn anzuſprechen gewagt hatte, „ganz albern. Ich muß mit meinen Ketten klirren und durch Schlüſſellöcher heulen und bei Nacht ſpazieren gehen, wenn Sie das meinen; das iſt ja mein einziger Lebenszweck."

„Das iſt durchaus kein Lebenszweck, und Sie wiſſen ſehr gut, daß Sie böſe geweſen ſind. Frau Umney ſagte uns gerade am Tage, als wir ankamen, daß Sie Ihr Weib ermordet haben."

„Das räume ich ein," ſagte der Geiſt trotzig, „aber es iſt eine reine Familienſache und geht niemand etwas an."

„Es ist aber sehr unrecht, jemand zu ermorden", sagte Virginia, die zuweilen einen süßen puritanischen Ernst hatte, der ihr von irgendeinem neuenglischen Ahnen überkommen war.

„Oh, ich hasse die billige Härte abstrakter Ethik. Mein Weib war sehr hausbacken, stärkte nie ordentlich meine Halskrause und verstand nichts von der Küche. Da hatte ich nun einmal in Hogly Wood einen Bock geschossen, einen prächtigen Spießer, und wissen Sie, wie er zu Tische kam? Na, reden wir jetzt nicht mehr davon, denn alles ist ja vorüber. Aber ich glaube nicht, daß es sehr nett von ihren Brüdern war, mich verhungern zu lassen, wenn ich sie auch getötet habe."

„Verhungern? O Herr Geist, ich will sagen, Sir Simon, haben Sie Hunger? Ich habe ein Sandwich in meiner Schublade, möchten Sie es haben?"

„Nein, ich danke, ich esse jetzt niemals, aber es ist doch sehr hübsch von Ihnen und Sie sind viel netter, als Ihre übrige, schrecklich rohe, pöbelhafte, unanständige Familie."

„Halt!" schrie Virginia und stampfte mit dem Fuße. „Sie sind roh und schrecklich und pöbelhaft, und was die Unanständigkeit betrifft, so wissen Sie sehr gut, daß Sie die Farben aus meiner Malschachtel gestohlen haben, um den lächerlichen Blutfleck in der Bibliothek aufzufrischen. Erst nahmen Sie das ganze Rot, Karmin inbegriffen, und ich konnte keinen Sonnenuntergang malen, dann nahmen Sie Smaragdgrün und Chromgelb, und endlich ließen Sie mir nichts mehr als Indigo und Chinesisch-Weiß und ich konnte nur noch Mondszenen malen, die immer so traurig anzuschauen und gar nicht leicht zu malen sind. Ich habe nie etwas gesagt, obgleich ich mich sehr ärgerte, und dann war die ganze Sache höchst ärgerlich, denn wer hat je von smaragdgrünen Blutflecken gehört?"

„Na ja," sagte der Geist fast schüchtern, „aber was sollte ich machen? Es ist heutzutage sehr schwer, sich wirkliches Blut zu verschaffen. Und da Ihr Bruder mit seinem Universal-Fleckenreiniger angerückt kam, sah ich keinen Grund, warum ich Ihren Malkasten nicht hätte benützen sollen. Was nun die Farbe betrifft, so ist das immer eine Geschmackssache. Die Cantervilles zum Beispiel haben blaues Blut, das blaueste Blut in England. Aber ich weiß, ihr Amerikaner legt auf solche Dinge keinen Wert."

„Das verstehen Sie nicht und überhaupt: das beste, was Sie tun können, ist auszuwandern und Ihre Kenntnisse zu erweitern. Papa wird sehr froh sein, Ihnen einen Paß ausstellen zu können, und wenn auch alles Geistige einen hohen Zoll hat, werden Sie beim Zollamt keine Schwierigkeiten haben, denn die Beamten sind dort lauter Demokraten. Und sind Sie einmal in Neuyork, so haben Sie Ihren großen Erfolg in der Tasche. Ich kenne eine Unzahl Leute, die gerne hunderttausend Dollars hergeben würden, wenn sie einen Großvater haben könnten. Und für ein Hausgespenst wäre ihnen gar keine Summe zu hoch."

„Ich glaube nicht, daß mir Amerika gefiele."

„Wahrscheinlich, weil wir keine Ruinen und alte Scheußlichkeiten haben", sagte Virginia spöttisch.

„Keine Ruinen! Keine Scheußlichkeiten!" antwortete der Geist. „Sie haben doch Ihre Marine und Ihre Manieren!"

„Guten Abend! Gleich gehe ich zu Papa und bitte ihn, den Zwillingen eine Woche Extraurlaub auszuwirken."

„O bitte, gehen Sie nicht, Fräulein Virginia," rief er aus, „ich bin so einsam und verlassen und ich weiß wirklich nicht, was ich anfangen soll. Ich möchte so gerne schlafen und ich kann nicht."

„Das ist Unsinn. Sie brauchen bloß zu Bette zu gehen und das Licht auszulöschen. Es ist manchmal sehr schwierig,

wach zu bleiben, beſonders in der Kirche, aber es iſt gar nicht ſchwer, einzuſchlafen. Sogar Wickelkinder können das, und die ſind doch nicht ſehr klug."

„Ich habe ſeit dreihundert Jahren nicht geſchlafen", ſagte er traurig und Virginias ſchöne blaue Augen öffneten ſich weit vor Verwunderung. „Dreihundert Jahre lang habe ich nicht geſchlafen und ich bin ſo müde!"

Virginia wurde ganz ernſt, und ihre feinen Lippen zitterten wie Roſenblätter. Sie näherte ſich ihm, kniete an ſeiner Seite nieder und blickte in ſein altes verwittertes Geſicht.

„Armer, armer Geiſt", murmelte ſie, „haben Sie kein Plätzchen, wo Sie ſchlafen könnten?"

„Weit von hier, jenſeits des Tannenwaldes", antwortete er mit leiſer, träumeriſcher Stimme, „liegt ein kleiner Garten. Dort wächſt hohes und dichtes Gras und darin blühen die großen, weißen Sterne des Schierlings, und die Nachtigall ſingt die ganze Nacht. Sie ſingt die ganze Nacht und der kalte kriſtallne Mond ſchaut herab, und der Taxusbaum breitet ſeine mächtigen Arme über den Schlafenden."

Virginias Augen trübten ſich mit Tränen, und ſie barg ihr Geſicht in den Händen.

„Sie meinen den Garten des Todes", flüſterte ſie.

„Ja, ich meine den Tod! Der Tod muß ſo ſchön ſein! So ſchön, zu liegen in weicher brauner Erde, und das Gras wallt über einem, und man horcht auf die Stille. Und es gibt kein geſtern und es gibt kein morgen. Man vergißt die Zeit, vergißt das Leben und hat Frieden. Sie können mir helfen. Sie können mir das Tor im Haus des Todes öffnen, denn die Liebe begleitet Sie auf allen Ihren Wegen und die Liebe iſt ſtärker als der Tod." —

Virginia zitterte, und ein kalter Schauer rann über ihren Rücken, und einige Augenblicke lang herrſchte Schweigen. Es war ihr, als träume ſie einen ſchrecklichen Traum.

Dann ſprach das Geſpenſt wieder, und ſeine Stimme klang wie das Seufzen des Windes:

„Haben Sie ſchon einmal die Prophezeiung auf dem Fenſter in der Bibliothek geleſen?“

„O ja, ſehr oft!“ rief das kleine Mädchen und ſah auf. „Ich kenne ſie ſehr gut. Sie iſt in ſeltſamen, ſchwarzen Buchſtaben geſchrieben und iſt ſehr ſchwer zu leſen. Es ſind bloß ſechs Zeilen:

Wenn die Maid im goldnen Haar
Betet den Sünder der Sünde bar,
Wenn der Baum erſtarrt und tot,
Blüte trägt in Weiß und Rot,
Wird es hier im Hauſe ſtill,
Friede über Canterville!

Aber ich weiß nicht, was das bedeutet.“

„Das bedeutet,“ ſagte er traurig, „daß Sie um meiner Sünden willen mit mir weinen müſſen, denn ich habe keine Tränen, und daß Sie mit mir um mein Seelenheil beten müſſen, denn ich habe keinen Glauben. Und dann, wenn Sie immer ſüß und gut und lieb geweſen ſind, wird der Engel des Todes ſich meiner erbarmen. Sie werden ſchreckliche Geſtalten in der Dunkelheit ſehen und ſchauerliche Stimmen werden Ihnen ins Ohr flüſtern, aber es wird Ihnen nichts geſchehen, denn gegen die Reinheit eines kleinen Kindes können die Mächte der Hölle nicht an.“

Virginia antwortete nicht, und der Geiſt rang die Hände in wilder Verzweiflung, indes er auf ihr gebeugtes, goldenes Haupt niederſah. Plötzlich ſtand ſie auf und war ſehr bleich und ein ſeltſames Licht flammte in ihren Augen. „Ich fürchte mich nicht“, ſagte ſie feſt, „und ich will den Engel bitten, daß er ſich Ihrer erbarme.“

Er ſtand mit einem ſchwachen Freudenruf von ſeinem Sitze auf, nahm ihre Hand in die ſeine, beugte ſich mit altmodi-

ſcher Grazie darüber und küßte ſie. Seine Finger waren kalt wie Eis und ſeine Lippen brannten wie Feuer, aber Virginia wankte nicht, als er ſie durch das dämmerige Zimmer führte. In die verblaßte, grüne Tapete waren kleine Jägersleute eingeſtickt. Sie bliesen in ihre troddelgeſchmückten Hörner und winkten ihr mit ihren kleinen Händen zu, umzukehren. „Kehre um, kleine Virginia“, riefen ſie, „kehre um!“ Aber der Geiſt umklammerte ihre Hand noch feſter, und ſo ſchloß ſie die Augen vor den Warnern. Schreckliche Tiere mit Eidechſenſchwänzen und Glotzaugen blinzelten ſie vom geſchnitzten Kaminſims an und murmelten: „Hüte dich, kleine Virginia. Wir werden dich niemals wiederſehen.“ Aber der Geiſt glitt leiſe weiter, und Virginia hörte nicht auf die Stimmen. Als ſie das Ende des Zimmers erreicht hatten, blieb er ſtehen und murmelte einige Worte, die ſie nicht verſtehen konnte. Sie öffnete die Augen und ſah, wie die Mauer gleich einem Nebel verſchwamm; und eine große, ſchwarze Höhle öffnete ſich vor ihr. Ein bitterkalter Wind hauchte ihnen entgegen, und ſie fühlte, wie etwas ſie an ihrem Kleide zog. „Raſch, raſch“, rief der Geiſt, „ſonſt iſt es zu ſpät.“ Und im nächſten Augenblicke hatte ſich das Täfelwerk hinter ihnen geſchloſſen, das Gobelinzimmer war leer.

VI

Zehn Minuten ſpäter läutete die Glocke zum Tee, und da Virginia nicht herunterkam, ſchickte Frau Otis einen Diener hinauf, ſie zu holen. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und meldete, daß er Fräulein Virginia nirgends finden könne.

Da es ihre Gewohnheit war, jeden Abend in den Garten zu gehen, um Blumen für den Abendtiſch zu holen, ſo war

Frau Otis im Anfang gar nicht ängſtlich. Als es aber ſechs Uhr ſchlug und Virginia immer noch nicht kam, wurde ſie doch ſehr beſorgt und ſchickte die Jungen aus, Virginia zu ſuchen, indes ſie ſelbſt und Herr Otis jeden Raum im Hauſe durchforſchten. Um halb ſieben kamen die Jungen zurück und ſagten, daß ſie keine Spur ihrer Schweſter hätten finden können. Nun waren alle furchtbar aufgeregt, und niemand wußte, was nun zu geſchehen habe. Plötzlich erinnerte ſich Herr Otis, daß er vor einigen Tagen einer Zigeunerbande die Erlaubnis gegeben habe, ihr Lager im Park aufzuſchlagen. Er machte ſich alſo ſofort nach Blackfell Hollow auf, wo er wußte, daß ſie kampierten, und ſein älteſter Sohn und zwei Knechte begleiteten ihn. Der kleine Herzog von Cheſhire, der ganz außer ſich vor Angſt war, bat heftig, man möge ihn auch mitnehmen, aber Herr Otis wollte es ihm nicht erlauben, denn er fürchtete, es könnte eine Rauferei geben. Aber als ſie an dem Orte ankamen, ſtellte es ſich heraus, daß die Zigeuner fort waren. Ihr Aufbruch mußte plötzlich erfolgt ſein, denn das Feuer brannte noch, und einige Teller lagen im Graſe. Herr Otis befahl Waſhington und den beiden Knechten, ſofort den ganzen Bezirk zu durchſuchen, lief nach Hauſe und telegraphierte an alle Polizeiinſpektoren der Gegend und bat ſie, ein kleines Mädchen zu ſuchen, das von Wegelagerern oder Zigeunern geſtohlen worden ſei. Dann befahl er, ſein Pferd zu ſatteln, beſtand darauf, daß ſeine Frau und die drei Knaben ſich zum Eſſen ſetzten und ritt mit einem Reitknecht die Straße nach Aſcot hinunter. Aber kaum war er ein paar Meilen geritten, ſo hörte er, wie jemand hinter ihm her galoppierte. Er blickte ſich um und ſah, wie der kleine Herzog, hochrot im Geſicht und ohne Hut, auf ſeinem Pony ihm nachſetzte. „Herr Otis, Herr Otis“, ſtieß der Knabe hervor, „ich kann nicht eſſen, ſolange Virginia nicht gefunden iſt. Bitte, ſeien Sie nicht böſe. Aber

wenn Sie unser Verlöbnis im vorigen Jahr erlaubt hätten, wäre das alles nicht geschehen. Nicht wahr, Sie schicken mich nicht zurück? Ich gehe nicht zurück, ich will nicht zurückgehen."

Der Gesandte mußte über den hübschen jungen Heißsporn lächeln und war sehr gerührt von seiner Liebe für Virginia. So beugte er sich vom Pferd herunter, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte: „Also Cecil, wenn Sie nicht umkehren wollen, so müssen Sie wohl mit mir kommen. Aber ich muß Ihnen in Ascot einen Hut kaufen."

„Der Teufel hole meinen Hut, ich will Virginia haben!" rief der kleine Herzog lachend und sie galoppierten zu der Eisenbahnstation. Dort fragte Herr Otis den Stationsvorstand, ob irgendein Mädchen, auf das die Beschreibung Virginias passe, auf dem Bahnsteig gesehen worden sei. Aber er konnte nichts erfahren. Der Stationsvorstand depeschierte die ganze Linie entlang und versicherte ihm, daß genaueste Nachforschungen angestellt werden würden; und nachdem er in einem Laden, der eben geschlossen werden sollte, für den kleinen Herzog einen Hut gekauft hatte, ritt Herr Otis weiter nach Bexley, einem Dorf, das ungefähr vier Meilen entfernt war. Man sagte ihm, daß dort ein wohlbekanntes Zigeunernest sei, da dort eine große Gemeindewiese wäre. Hier trommelten sie den Landpolizisten heraus, konnten aber nichts von ihm erfahren, und nachdem sie über die ganze Wiese geritten waren, wandten sie ihre Pferde heimwärts und erreichten das Schloß gegen elf Uhr todmüde und ganz verzweifelt. Washington und die Zwillinge erwarteten sie beim Pförtnerhaus mit Laternen, da die Allee sehr dunkel war. Nicht die kleinste Spur von Virginia war gefunden worden. Man hatte die Zigeuner auf den Brockleywiesen festgehalten, aber sie war nicht bei ihnen und sie hatten ihren plötzlichen Aufbruch mit dem Umstande

erklärt, daß sie sich im Datum des Jahrmarkts in Chorton geirrt hätten und nun Hals über Kopf aufgebrochen wären aus Furcht, sie könnten zu spät kommen. Sie waren vielmehr ganz entsetzt, als sie von Virginias Verschwinden hörten, denn sie waren Herrn Otis sehr dankbar dafür, daß er ihnen erlaubt hatte, im Parke zu kampieren. Vier von ihnen blieben zurück, um suchen zu helfen. Der Karpfenteich war abgelassen worden, man hatte das ganze Schloß durch und durch gesucht, aber alles blieb ohne Erfolg. Es war klar, daß Virginia mindestens für diese Nacht verloren war. Und in einem Zustande tiefster Niedergeschlagenheit gingen Otis und die Knaben zum Hause hinauf, indes der Groom mit den zwei Pferden und dem Pony folgte. In der Halle fanden sie eine Gruppe entsetzter Dienstboten, und auf dem Sofa in der Bibliothek lag die arme Frau Otis ganz außer sich vor Schrecken und Angst, und die Haushälterin machte ihr Umschläge mit Eau de Cologne. Herr Otis bestand sofort darauf, daß sie etwas zu sich nehme, und bestellte das Abendbrot für die ganze Gesellschaft. Es war ein melancholisches Mahl, niemand machte den Mund auf, und selbst die Zwillinge waren ganz erschrocken und niedergeschlagen, denn sie liebten ihre Schwester sehr. Als sie vom Tisch aufstanden, schickte Otis trotz der inständigen Bitten des kleinen Herzogs alle zu Bett. In der Nacht könne man nichts mehr machen, und am nächsten Morgen wolle er an die Polizeidirektion in London depeschieren, daß man ihm sofort einige Detektives herschicke. Gerade, als sie aus dem Speisezimmer heraustreten wollten, begann es vom Kirchturm Mitternacht zu dröhnen, und als der letzte Schlag verhallte, hörten sie einen furchtbaren Krach und einen plötzlichen schrillen Schrei. Ein schrecklicher Donnerschlag erschütterte das ganze Haus, eine überirdische Weise flutete durch die Luft, die Wandtäfelung im Treppenhause flog mit einem

dumpfen Geräusche auf und auf dem Treppenabsatz erschien sehr bleich und weiß mit einem kleinen Schmuckkästchen in der Hand Virginia. Im selben Augenblicke stürzten alle auf sie zu. Frau Otis schloß sie leidenschaftlich in die Arme, der Herzog erstickte sie beinahe mit heftigen Küssen, und die Zwillinge vollführten einen wilden Kriegstanz um die Gruppe.

„Um Himmels willen, Kind, wo bist du gewesen?" sagte Herr Otis fast böse, da er glaubte, daß sie irgendeinen närrischen Streich ausgeführt hatte. „Cecil und ich sind durch das ganze Land geritten, um dich zu suchen, und deine Mutter ist fast zu Tode erschrocken. Du darfst in Zukunft nie wieder solche Streiche spielen."

„Ausgenommen dem Geiste, ausgenommen dem Geiste", brüllten die Zwillinge und machten Bocksprünge.

„Mein Liebling, Gott sei Dank, daß wir dich gefunden haben, du darfst uns nie mehr verlassen", murmelte Frau Otis und küßte ihr zitterndes Kind und strich mit der Hand über das wirre Goldhaar.

„Papa," sagte Virginia ruhig, „ich war bei dem Geist. Er ist tot und du mußt kommen und dir ihn anschauen. Er war sehr schlimm, aber sein Benehmen hat ihm schließlich sehr leid getan, und er gab mir dieses Kästchen mit wundervollen Juwelen, bevor er starb."

Die ganze Familie starrte sie mit stummer Verblüffung an, aber sie war ganz ruhig und ernst; sie drehte sich um und führte sie alle durch die Öffnung in der Vertäfelung einen engen, geheimen Korridor hinunter. Washington folgte mit einer brennenden Kerze, die er vom Tische genommen hatte. Sie kamen endlich zu einer großen eichenen Türe, die mit rostigen Nägeln beschlagen war. Virginia berührte sie und da flog sie in ihren schweren Angeln auf. Nun waren sie in einem kleinen niederen Zimmer mit einer gewölbten

Decke und einem kleinen vergitterten Fenſter. In die Wand war ein rieſiger Eiſenring eingelaſſen und daran war ein dürres Skelett angekettet, das der Länge nach auf dem Steinboden ausgeſtreckt lag und mit ſeinen langen, fleiſchloſen Fingern nach einem altmodiſchen Teller und einem Eimer zu greifen ſchien, die ſo ſtanden, daß es ſie nicht mehr erreichen konnte. Der Krug war offenbar einſt mit Waſſer gefüllt geweſen, denn grüner Schimmel bedeckte ſeine Innenſeite. Auf dem Teller lag nichts, als eine dünne Schichte Staub. Virginia kniete an der Seite des Skeletts nieder, faltete ihre kleinen Hände und begann leiſe zu beten, indes der Reſt der Geſellſchaft verwundert die furchtbare Tragödie betrachtete, deren Geheimnis nun enthüllt war.

„Hallo", rief plötzlich einer der Zwillinge, der aus dem Fenſter geſehen hatte, um ſich zu vergewiſſern, in welchem Flügel des Hauſes das Zimmer eigentlich lag, „hallo, der alte dürre Mandelbaum hat wieder geblüht, ich ſehe ſeine Blüten ganz klar im Mondenlicht."

„Gott hat ihm vergeben", ſagte Virginia ernſt, als ſie aufſtand, und ein wunderbarer Glanz ſchien ihr Geſicht zu erleuchten.

„Welch ein Engel ſind Sie!" ſagte der junge Herzog und legte ſeinen Arm um ihren Hals und küßte ſie.

VII

Vier Tage nach dieſen merkwürdigen Zwiſchenfällen bewegte ſich ein Leichenzug um elf Uhr nachts aus dem Schloß Canterville. Der Leichenwagen wurde von acht Rappen gezogen, und jeder Rappe trug auf ſeinem Kopfe einen großen Buſch nickender Straußfedern, und der Bleiſarg war bedeckt mit einer reichen Purpurdecke, auf der das

Wappen von Canterville in Gold eingestickt war. Neben dem Leichenwagen und den Trauerkutschen gingen Diener mit brennenden Fackeln, und die ganze Prozession war ungemein stimmungsvoll. Lord Canterville war der Hauptleidtragende. Er war eigens aus Wales gekommen, um dem Leichenbegängnis beizuwohnen, und er saß im ersten Wagen mit der kleinen Virginia. Dann kam der Gesandte der Vereinigten Staaten mit seiner Frau, dann Washington und die drei Buben und im letzten Wagen saß Frau Umney. Da sie mehr als fünfzig Jahre ihres Lebens vom Geist geschreckt worden war, so hatte sie ein Recht, von ihm Abschied zu nehmen. So fühlte man allgemein. In der Ecke des Friedhofes war ein tiefes Grab gegraben worden, just unter dem alten Taxusbaum, und der Rev. Augustus Dampier sprach das Leichengebet in der eindrucksvollsten Weise. Als die Zeremonie vorüber war, löschten die Diener nach alter Sitte der Familie Canterville ihre Fackeln aus. Und als der Sarg ins Grab hinuntergelassen werden sollte, trat Virginia vor und legte ein großes Kreuz aus weißen und roten Mandelblüten darauf. In diesem Augenblicke kam der Mond hinter einer Wolke hervor und überflutete mit seinem stillen Silberlichte den kleinen Friedhof, und aus einem fernen Busche begann eine Nachtigall zu singen. Virginia dachte an die Schilderung, die ihr der Geist vom Garten des Todes gegeben hatte, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und sie sprach während der Heimfahrt kaum ein Wort.

Am nächsten Morgen hatte Herr Otis mit Lord Canterville, bevor dieser in die Stadt zurückkehrte, ein Gespräch bezüglich der Juwelen, die der Geist dem Fräulein Virginia gegeben hatte. Sie waren ganz prachtvoll, besonders ein gewisses Rubinenhalsband in altvenezianischer Fassung, ein Prachtstück aus dem 16. Jahrhundert. Der Wert der

Kostbarkeiten war so groß, daß Herr Otis einige Skrupel hatte, ob er seiner Tochter erlauben dürfe, sie anzunehmen.

„Mylord," sagte er, „ich weiß, daß in diesem Lande sowohl Landbesitz als auch Schmuckstücke Familiengut sind, und es ist mir ganz klar, daß diese Juwelen Erbstücke in Ihrer Familie sind oder doch sein sollten. Ich muß Sie also demgemäß bitten, sie mit nach London zu nehmen und sie als einen Teil Ihres Vermögens zu betrachten, der Ihnen unter gewissen, sonderbaren Umständen zurückerstattet worden ist. Was meine Tochter betrifft, so ist sie bloß ein Kind und hat, wie ich mit Freude sagen kann, wenig Interesse an solchen Zieraten eines müßigen Luxus. Meine Frau, die, wie ich ruhig sagen darf, in Kunstdingen einige Autorität besitzt — sie hatte nämlich den Vorzug, in ihrer Mädchenzeit einige Winter in Boston zu verbringen —, hat mir mitgeteilt, daß diese Juwelen einen großen Geldwert besitzen und, wenn man sie verkaufen wollte, einen hohen Preis erreichen würden. Unter diesen Umständen, Lord Cantorville, bin ich sicher, daß Sie anerkennen werden, wie unmöglich es für mich wäre, zu erlauben, daß sie im Besitze eines Mitgliedes meiner Familie bleiben; all dieses eitle Flitterwerk und dieser Kram, so sehr sie vielleicht der Würde der britischen Aristokratie dienlich und nötig sind, können ganz und gar nicht am Platze sein bei Menschen, die in den strengen und, wie ich glaube, unsterblichen Prinzipien republikanischer Einfachheit erzogen sind. Ich sollte vielleicht noch erwähnen, daß Virginia mit Ihrer Erlaubnis sehr gerne das Kästchen behalten würde zur Erinnerung an Ihren unglücklichen, aber irregeleiteten Ahnherrn. Da es sehr alt und infolgedessen sehr reparaturbedürftig ist, so werden Sie vielleicht geneigt sein, ihre Bitte zu erfüllen. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich einigermaßen überrascht bin zu sehen, wie eines meiner Kinder in irgendeiner Weise mit dem Mittelalter sympathi-

siert. Ich kann mir es nur durch die Tatsache erklären, daß Virginia in einem Ihrer Londoner Vororte geboren wurde, kurz nachdem meine Frau von einer Reise nach Athen zurückgekehrt war."

Lord Canterville hörte die Rede des würdigen Gesandten mit großem Ernste an und strich nur hier und da seinen grauen Schnurrbart, um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen. Als Herr Otis zu Ende war, schüttelte er ihm herzhaft die Hand und sagte: „Mein werter Herr! Ihre entzückende kleine Tochter hat meinem unglückseligen Ahnherrn Sir Simon einen sehr großen Dienst geleistet, und ich und meine Familie stehen tief in ihrer Schuld für ihren gewiß wunderbaren Mut. Die Juwelen gehören selbstverständlich ihr. Ja, ich glaube, daß, wenn ich herzlos genug wäre, sie ihr wegzunehmen, der tolle, alte Bursche in vierzehn Tagen aus seinem Grab steigen würde, um mir mit seinen Teufeleien das ganze Leben zu verbittern. Was aber die Erbstücke betrifft, so ist nichts ein Erbstück, was nicht als solches in einem Testament oder einem anderen gesetzlichen Dokument bezeichnet wurde, und die Existenz dieser Juwelen war ganz unbekannt. Ich versichere Ihnen, daß ich nicht mehr Recht darauf habe als Ihr Hausknecht. Und wenn Fräulein Virginia heranwächst, wird sie sicherlich ganz froh sein, hübsche Dinge zum Tragen zu haben. Überdies vergessen Sie, Herr Otis, daß die Einrichtung und der Geist im Preise des Schlosses inbegriffen waren und daß also alles, was dem Geist gehörte, gleichzeitig in Ihren Besitz überging, da Sir Simon, welche nächtliche Tätigkeit er in den Korridoren auch entwickelte, gesetzlich tot war und Sie sein Eigentum durch Kauf erworben hatten."

Herr Otis war einigermaßen verwirrt durch Lord Cantervilles Weigerung und bat ihn, seinen Entschluß nochmals zu überdenken; aber der gutmütige Pair blieb fest und

brachte endlich den Minister dazu, seiner Tochter die Erlaubnis zu geben, das Geschenk des Geistes zu behalten. Und als im Frühjahre 1890 die junge Herzogin von Cheshire bei Anlaß ihrer Hochzeit bei Hofe vorgestellt wurde, erregten ihre Juwelen allgemeine Bewunderung. Denn Virginia bekam ihre Adelskrone (und das ist die Belohnung aller guten kleinen Amerikanerinnen) und heiratete ihren jugendlichen Anbeter, sobald er großjährig wurde. Sie waren beide so reizend und sie liebten einander so sehr, daß alle Welt von der Partie entzückt war mit Ausnahme der alten Marquise von Dumbleton, die versucht hatte, den Herzog für eine ihrer sieben unverheirateten Töchter zu kapern und zu diesem Zwecke nicht weniger als drei großmächtige Diners gegeben hatte, und merkwürdigerweise mit Ausnahme des Herrn Otis selbst. Herr Otis hatte den jungen Herzog persönlich sehr gerne, aber in der Theorie war er ein Gegner aller Titel und er fürchtete, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „daß unter dem entnervenden Einfluß einer vergnügungssüchtigen Aristokratie die wahren Prinzipien republikanischer Einfachheit in Vergessenheit geraten könnten." Aber seine Einwände wurden vollständig überstimmt, und ich glaube, daß es im ganzen weiten und breiten England keinen stolzeren Mann gab als ihn, als er, seine Tochter am Arm, durch die St.-Georgs-Kirche, Hanover Square, dahinschritt.

Als die Flitterwochen vorüber waren, zogen der Herzog und die Herzogin aufs Schloß von Canterville. Und am Tage nach ihrer Ankunft gingen sie nachmittags hinüber zum einsamen Gottesacker unter den Tannen. Es hatte manche Schwierigkeiten gegeben, bis man sich bezüglich der Inschrift auf Sir Simons Grabstein einigte. Schließlich kam man überein, nichts darauf zu setzen, als die Anfangsbuchstaben des Namens und die Verse vom Fenster der

Bibliothek. Die Herzogin hatte einige schöne Rosen mitgebracht, die sie über das Grab streute. Und nachdem sie einige Zeit davor gestanden, wanderten sie in die Ruinen der alten Abtei. Dort setzte sich die Herzogin auf eine gestürzte Säule und ihr Mann legte sich ihr zu Füßen, zündete eine Zigarette an und schaute in ihre wunderbaren Augen. Plötzlich warf er die Zigarette fort, nahm Virginia bei der Hand und sagte: „Hör', mein Kind, eine Frau sollte vor ihrem Gatten keine Geheimnisse haben."

„Mein teurer Cecil, ich habe keine Geheimnisse vor dir."

„Doch, doch!" antwortete er lächelnd, „du hast mir nie erzählt, was mit dir vorging, als du mit dem Geist eingeschlossen warst."

„Ich habe es niemandem erzählt, Cecil", sagte Virginia ernst.

„Das weiß ich, aber mir sollst du es sagen!"

„Bitte, frage mich nicht, Cecil, ich kann es dir nicht sagen! Armer Sir Simon! Ich verdanke ihm so viel! Ja, lache nicht, Cecil, so ist es! Er hat mich gelehrt, was das Leben ist und was der Tod bedeutet und warum die Liebe stärker ist als beides."

Der Herzog stand auf und küßte seine Frau zärtlich.

„Behalte dein Geheimnis so lange, als ich dein Herz habe", murmelte er.

„Das hast du immer gehabt, Cecil."

„Und vielleicht erzählst du alles einmal unseren Kindern?" Virginia errötete.

Die Sphinx ohne Geheimnis

Eine Radierung

Eines Nachmittags saß ich vor dem Café de la Paix und betrachtete den Glanz und das Elend des Pariser Lebens und wunderte mich, das Glas Wermut vor mir, über das merkwürdige Panorama von Stolz und Armut, das sich vor mir entwickelte. Da hörte ich, wie jemand meinen Namen rief. Ich wandte mich um und sah Lord Murchison. Wir waren uns nicht begegnet, seitdem wir vor nunmehr zehn Jahren zusammen in der Schule gesessen hatten, und so war ich denn entzückt, ihn wiederzusehen, und wir schüttelten uns warm die Hände. In Oxford waren wir gute Freunde gewesen. Ich hatte ihn riesig gern gehabt, denn er war so hübsch, so hochsinnig und so anständig. Wir pflegten zu sagen, daß er gewiß der beste Junge wäre, wenn er nicht immer die Wahrheit spräche. Aber ich glaube, daß wir ihn trotzdem wegen seiner Offenherzigkeit tatsächlich bewunderten. Ich fand ihn nun jetzt beträchtlich verändert. Er sah ängstlich und ungeduldig drein, und es schien ihn irgendeine Sorge zu plagen. Ich dachte mir, das könne kein moderner Skeptizismus sein, denn Murchison war durch und durch Tory und glaubte so fest an den Pentateuch wie an das Oberhaus. So schloß ich denn, daß es sich offenbar um ein Weib handle und fragte ihn, ob er schon verheiratet sei.

„Ich verstehe Frauen zu wenig", antwortete er.

„Mein lieber Gerald," sagte ich, „Frauen wollen geliebt und nicht verstanden werden."

„Ich kann nicht lieben, wo ich nicht vertrauen kann", antwortete er.

„Ich glaube, du hast ein Geheimnis in deinem Leben, Gerald?" rief ich aus. „Erzähle es mir doch."

„Wollen wir nicht zuſammen eine Spazierfahrt machen? Hier iſt es zu voll", antwortete er. „Nein, keinen gelben Wagen, lieber eine andere Farbe. Ja, der dunkelgrüne dort, der iſt mir recht." Und einige Augenblicke ſpäter trabten wir den Boulevard in der Richtung der Madeleine hinunter.

„Wohin wollen wir fahren?" ſagte ich.

„Wohin du willſt", antwortete er. „Zum Reſtaurant im Bois. Wir werden dort dinieren, und du wirſt mir alles von dir erzählen."

„Ich möchte erſt etwas von dir hören", ſagte ich. „Erzähle mir dein Geheimnis."

Er zog aus ſeinem Rock eine kleine ſilberbeſchlagene Saffiantaſche und reichte ſie mir. Ich öffnete ſie. Sie enthielt die Photographie einer Frau. Sie war hoch und ſchlank und ſah ſeltſam maleriſch aus mit ihren großen, träumeriſchen Augen und dem offenen Haar. Sie ſah aus wie eine Hellſeherin und war in reiche Pelze gekleidet.

„Was hältſt du von dem Geſicht?" ſagte er. „Kann man ihm trauen?"

Ich betrachtete es aufmerkſam. Das Geſicht ſah aus wie das Antlitz eines Menſchen, der ein Geheimnis hat, aber ich konnte nicht ſagen, ob dies Geheimnis gut oder böſe ſei. Ihre Schönheit war eine aus vielen Geheimniſſen gebildete Schönheit — die Schönheit, meine ich, die pſychiſcher und nicht plaſtiſcher Natur iſt — und das ſchwache Lächeln, das eben ihre Lippen umſpielte, war viel zu fein, um wirklich ſüß zu ſein.

„Nun," rief er ungeduldig, „was ſagſt du?"

„Eine Gioconda in Zobel", antwortete ich. „Sag' mir doch von ihr, was du weißt."

„Nicht jetzt", ſagte er. „Nach Tiſch." Und er begann von anderen Dingen zu ſprechen.

Als der Kellner uns den Kaffee und die Zigaretten brachte, erinnerte ich Gerald an sein Versprechen. Er stand von seinem Sitze auf und ging zwei oder dreimal auf und ab, ließ sich dann in einen Lehnstuhl fallen und erzählte mir folgende Geschichte.

„Eines Abends", sagte er, „ging ich nach fünf Uhr die Bond Street hinunter. Es herrschte ein furchtbares Gewirr von Wagen, und der Verkehr stockte beinahe. Ganz nahe am Bürgersteig stand ein kleiner gelber Einspänner, der aus irgendeinem Grunde meine Aufmerksamkeit erregte. Als ich vorüberging, blickte das Gesicht aus dem Fenster, das ich dir eben gezeigt habe. Es fesselte mich sofort. Die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag dachte ich daran. Ich wanderte die verflixte Straße auf und ab, guckte in jeden Wagen und wartete auf den gelben Einspänner. Aber ich konnte ma belle inconnue nicht finden, und schließlich begann ich zu glauben, daß es nur ein Traum gewesen sei. Etwa eine Woche später dinierte ich bei Madame de Rastail. Das Diner war für acht Uhr angesetzt, aber um halb neun wartete man noch immer im Salon. Endlich öffnete der Diener die Tür und meldete Lady Alroy. Es war die Frau, die ich gesucht hatte. Sie kam sehr langsam herein, sah aus wie ein Mondstrahl in grauen Spitzen, und zu meinem unbeschreiblichen Entzücken wurde ich aufgefordert, sie zu Tische zu führen. Als wir saßen, bemerkte ich ganz unschuldig: ‚Ich glaube, daß ich Sie vor einiger Zeit in der Bond Street gesehen habe, Lady Alroy.' Sie wurde sehr blaß und sagte leise zu mir: ‚Bitte, sprechen Sie nicht so laut, man könnte Sie hören.' Ich fühlte mich sehr unbehaglich, daß ich mich so schlecht eingeführt hatte, und stürzte mich kopfüber in ein Gespräch über französische Stücke. Sie sprach sehr wenig, immer mit derselben leisen musikalischen Stimme und schien immer Angst zu haben, daß jemand zu-

hören könne. Ich verliebte mich leidenschaftlich, wahnsinnig, und die unbeschreibliche Atmosphäre des Geheimnisses, die sie umgab, erregte meine heftigste Neugier. Als sie fortging — und sie ging sehr bald nach dem Diner fort —, fragte ich sie, ob ich sie besuchen dürfe. Sie zögerte einen Augenblick, sah sich um, als ob sie fürchtete, es könne jemand in der Nähe sein und sagte dann: ‚Morgen um dreiviertel fünf.‘ Ich bat Madame de Rastail, mir etwas über sie zu sagen, aber alles, was ich erfahren konnte, war, daß sie eine Witwe sei, die ein wunderschönes Haus in Park Lane besitze; und als irgendein wissenschaftlicher Schwätzer eine lange Abhandlung über Witwen begann, um an Beispielen zu beweisen, daß die Überlebenden eben die zur Ehe Geeignetsten seien, stand ich auf und ging nach Hause.

Am nächsten Tag erschien ich in Park Lane pünktlich zur angegebenen Stunde, aber der Kammerdiener sagte mir, daß Lady Alroy eben ausgegangen sei. Ich ging in meinen Klub und war unglücklich und voller Unruhe. Nach langer Überlegung schrieb ich ihr einen Brief, in dem ich anfragte, ob es mir erlaubt sei, an einem anderen Tage mein Glück zu versuchen. Einige Tage lang erhielt ich keine Antwort, aber endlich bekam ich ein kleines Briefchen, und darin stand, daß sie Sonntag um vier Uhr zu Hause sein würde. Und das Briefchen hatte folgendes sonderbares Postskriptum: ‚Bitte, schreiben Sie mir nicht mehr hierher. Ich werde Ihnen den Grund bei unserem Wiedersehen sagen.‘ Am Sonntag empfing sie mich und war entzückend. Als ich fortging, bat sie mich, wenn ich ihr je wieder schreiben würde, den Brief an Mr. Knox in Whittakers Library zu adressieren. ‚Es gibt Gründe, warum ich in meinem Hause keine Briefe empfangen kann‘, sagte sie.

Den ganzen Winter hindurch sah ich sie sehr oft, und die Atmosphäre des Geheimnisses verließ sie nie. Manchmal

glaubte ich, ſie ſei in der Gewalt irgendeines Mannes, aber ſie blickte ſo unnahbar drein, daß ich dieſe Meinung bald aufgab. Es war für mich ſehr ſchwer, zu irgendeinem Ergebnis zu kommen, denn ſie glich jenen ſeltſamen Kriſtallen, die man in Muſeen ſieht und die einen Augenblick ganz klar und dann wieder ganz trüb ſind. Endlich entſchloß ich mich, ihr einen Antrag zu machen. Ich war ganz krank und erſchöpft von dem fortwährenden Geheimnis, mit dem ſie alle meine Beſuche und die wenigen Briefe, die ich ihr ſandte, umgab. Ich ſchrieb ihr alſo in die Buchhandlung, um ſie zu fragen, ob ſie mich am nächſten Montag um ſechs Uhr empfangen könne. Sie antwortete mit ‚Ja‘ und ich war im ſiebenten Himmel des Entzückens. Ich war ganz verhext: trotz des Geheimniſſes, dachte ich damals, wegen des Geheimniſſes, weiß ich jetzt. Nein, es war die Frau ſelbſt, die ich liebte. Das Geheimnis beunruhigte mich, machte mich toll. Warum hat der Zufall mir auf die Spur geholfen?“

„Du haſt es alſo entdeckt!“ rief ich aus.

„Ich fürchte, faſt“, antwortete er. „Urteile ſelbſt.

Als der Montag kam, ging ich mit meinem Onkel frühſtücken und etwa um vier Uhr war ich in der Marylebone Road. Wie du weißt, wohnt mein Onkel in Regents Park. Ich wollte nach Piccadilly und ſchnitt den Weg ab, indem ich durch eine ganze Menge armſeliger kleiner Straßen ging. Plötzlich ſah ich vor mir Lady Alroy, tief verſchleiert und eilenden Schrittes. Als ſie zum letzten Haus der Straße kam, ging ſie die Stufen hinauf, zog einen Drücker aus der Taſche, öffnete und trat ein. Hier iſt das Geheimnis, ſagte ich zu mir ſelbſt. Ich ſtürzte vor und betrachtete das Haus. Es ſchien eine Art Abſteigequartier. Auf der Türſtufe lag ihr Taſchentuch, das ſie fallen gelaſſen hatte. Ich hob es auf und ſteckte es in die Taſche. Dann begann ich nachzudenken,

was nun zu tun sei. Ich kam zu dem Schlusse, daß ich kein Recht hätte, ihr nachzuspionieren und fuhr in meinen Klub. Um sechs machte ich ihr meinen Besuch. Sie lag auf dem Sofa, in einem silberdurchwirkten Schlafrock, der mit einigen seltsamen Mondsteinen gehalten war, die sie immer trug. Sie sah entzückend aus. ‚Ich bin sehr froh, Sie zu sehen', sagte sie. ‚Ich war den ganzen Tag nicht aus.' Ich sah sie ganz verblüfft an, dann zog ich das Taschentuch aus meiner Tasche und übergab es ihr.

‚Sie haben dieses Taschentuch in Cumnor Street heute nachmittag fallen lassen, Lady Alroy', sagte ich sehr ruhig. Sie sah mich ganz erschrocken an, machte aber keinen Versuch, das Taschentuch zu nehmen. ‚Was haben Sie dort getan?' fragte ich. — ‚Welches Recht haben Sie, mich zu fragen?' antwortete sie. — ‚Das Recht eines Mannes, der Sie liebt. Ich kam hierher, Sie zu bitten, meine Frau zu werden.' Sie verbarg ihr Gesicht in den Händen und brach in Weinen aus. ‚Sie müssen mir alles sagen', fuhr ich fort. Sie stand auf, blickte mir voll ins Gesicht und sagte: ‚Lord Murchison, ich habe nichts zu sagen.' — ‚Sie wollten dort jemand treffen,' schrie ich, ‚das ist Ihr Geheimnis.' Sie wurde schrecklich bleich und sagte: ‚Ich wollte niemand treffen.' ‚Können Sie nicht die Wahrheit sagen?' rief ich aus. ‚Ich habe sie gesagt', antwortete sie. Ich war toll, außer mir. Ich weiß nicht, was ich sagte, aber ich sagte ihr furchtbare Dinge. Endlich stürzte ich aus dem Hause. Sie schrieb mir am nächsten Tage einen Brief. Ich sandte ihn ihr uneröffnet zurück und fuhr mit Colville nach Norwegen. Nach einem Monat kam ich zurück und das erste, was ich in der Morgenpost sah, war die Todesnachricht von Lady Alroy. Sie hatte sich in der Oper erkältet und war fünf Tage später an Lungenentzündung gestorben. Ich schloß mich ein und sah niemanden. Ich hatte sie so wahn-

sinnig geliebt. Großer Gott, wie hatte ich dieses Weib geliebt!"

„Du gingst natürlich in die Straße und ins Haus", sagte ich.

„Ja", antwortete er.

„Eines Tages ging ich nach der Cumnor Street. Ich konnte nicht anders. Der Zweifel quälte mich. Ich klopfte an die Tür, und eine würdig aussehende Dame öffnete mir. Ich fragte, ob sie nicht ein Zimmer zu vermieten hätte. ‚Ja, Herr!' sagte sie, ‚der Salon ist eigentlich vermietet, aber ich habe die Dame seit drei Monaten nicht gesehen. Und da das Zimmer nicht bezahlt ist, können Sie es haben.' ‚Ist das die Dame?' sagte ich und zeigte ihr das Bild. ‚Gewiß!' rief sie aus, ‚das ist sie. Und wann kommt sie denn zurück?' ‚Die Dame ist tot', antwortete ich. ‚O mein Gott,' sagte die Frau, ‚sie war meine beste Mieterin. Sie zahlte mir drei Guineen die Woche und sie tat nichts, als hier und da im Salon sitzen.' ‚Traf sie jemand?' fragte ich. Aber die Frau versicherte mir, daß sie immer allein kam und niemand traf. ‚Was, um Gottes willen, tat sie dann hier?' rief ich aus. ‚Sie saß bloß im Salon, las Bücher und trank ab und zu eine Tasse Tee', antwortete die Frau. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. So gab ich ihr einen Sovereign und ging. — Was glaubst du, hat das alles bedeutet? Glaubst du am Ende, daß die Frau die Wahrheit gesagt hat?"

„Gewiß, glaube ich das", antwortete ich.

„Warum also ging Lady Alroy hin?"

„Mein lieber Gerald", antwortete ich, „Lady Alroy war eine Dame mit der Manie für das Geheimnisvolle. Sie nahm dieses Zimmer aus Vergnügen, um mit gesenktem Schleier hingehen zu dürfen und sich einzubilden, daß sie eine Romanheldin sei. Sie hatte die Leidenschaft des

Geheimnistuns, aber ſie ſelbſt war bloß eine Sphinx ohne Geheimnis.“

„Glaubſt du wirklich?“

„Ich bin davon überzeugt“, antwortete ich.

Er nahm die Saffiantaſche hervor, öffnete ſie und blickte auf das Bild. „Wer weiß?“ ſagte er endlich.

Der Modellmillionär

Wenn man nicht reich iſt, hat es keinen Sinn, ein netter Junge zu ſein. Romantik iſt das Vorrecht der Reichen, nicht der Beruf der Arbeitsloſen. Der Arme muß praktiſch und proſaiſch ſein. Es iſt beſſer, ein ſicheres Einkommen zu haben, als die Leute zu bezaubern. Das ſind die großen Wahrheiten des modernen Lebens, die Hugo Erſkine niemals erkannte. Armer Hugo! In intellektueller Beziehung war er freilich nicht von großer Bedeutung. Er ſagte nie ein glänzendes oder auch bloß ein biſſiges Wort in ſeinem Leben. Aber er ſah wunderhübſch aus mit ſeinem krauſen braunen Haar, ſeinem rein geſchnittenen Profil und ſeinen braunen Augen. Er war ebenſo beliebt bei Männern wie bei Frauen, und er hatte jede Tugend, nur nicht die, Geld machen zu können. Sein Vater hatte ihm ſeinen Kavallerieſäbel und eine Geſchichte des „Spaniſchen Krieges der Engländer gegen die Franzoſen" in fünfzehn Bänden hinterlaſſen. Hugo hing den erſteren über ſeinen Spiegel und ſtellte die letzteren auf ein Regal zwiſchen Ruffs Führer durch London und Bailys Magazine und lebte von zweihundert Pfund im Jahr, die eine alte Tante ihm ausſetzte. Er hatte alles verſucht. Er war ſechs Monate auf die Börſe gegangen; aber was ſollte ein Schmetterling zwiſchen wilden Spekulanten anfangen? Er war etwas länger Teehändler geweſen, aber Pekko und Souchong langweilten ihn bald. Dann hatte er verſucht, trockenen Sherry zu verkaufen. Das ging nicht; der Sherry war etwas zu trocken. Endlich wurde er nichts; ein entzückender, harmloſer junger Mann mit einem tadelloſen Profil und mit keinem Beruf.

Um das Übel voll zu machen, war er überdies verliebt. Das Mädchen, das er liebte, war Laura Merton, die Tochter eines penſionierten Oberſten, der ſeine gute Laune und gute

Verdauung in Indien eingebüßt hatte und keines von beiden je wiederfand. Laura liebte Hugo und er war bereit, ihre Schuhbänder zu küſſen. Es gab kein hübſcheres Paar in London, aber ſie beſaßen zuſammen keinen Heller. Der Oberſt hatte Hugo ſehr gern, wollte aber nichts von einer Verlobung wiſſen.

„Komm zu mir, mein Junge, wenn du einmal zehntauſend Pfund dein eigen nennſt und wir werden weiter ſehen", pflegte er zu ſagen; und an ſolchen Tagen blickte Hugo ſehr ſauer drein und Laura mußte ihn tröſten.

Eines Morgens, als er gerade auf dem Wege nach Holland Park war, wo die Mertons wohnten, fiel ihm ein, einen guten Freund, Alan Trevor, zu beſuchen. Trevor war ein Maler. Es gelingt wirklich wenig Leuten, dies heute nicht zu ſein. Aber er war auch ein Künſtler, und Künſtler ſind doch etwas ſeltener. Außerlich war er ein ſeltſam grober Burſche mit einem ſommerſproſſigen Geſicht und einem roten wilden Bart. Wenn er aber ſeinen Pinſel zur Hand nahm, war er wirklich ein Meiſter, und ſeine Bilder waren ſehr geſucht. Er war im Anfang von Hugo ſehr entzückt geweſen, und zwar lediglich von ſeinen perſönlichen Reizen. „Die einzigen Leute, die ein Maler kennen ſollte", pflegte er zu ſagen, „ſind Leute, die dumm und ſchön ſind, Leute, die anzuſchauen ein künſtleriſches Vergnügen gewährt und bei denen man den Geiſt ausruht, wenn man mit ihnen ſpricht. Männer, die Dandys ſind, und Frauenzimmer, die ſüß ſind, regieren die Welt oder ſollten es wenigſtens." Als er aber Hugo beſſer kennen lernte, gewann er ihn ebenſo lieb wegen ſeines friſchen, heiteren Weſens und ſeiner ſorgloſen, noblen Natur; und ſo hatte er ihm erlaubt, ihn jederzeit in ſeinem Atelier zu beſuchen.

Als Hugo eintrat, war Trevor eben im Begriffe, die letzte Hand an ein wundervolles, lebensgroßes Bildnis eines

Bettlers zu legen. Der Bettler selbst stand auf einer erhöhten Plattform in einer Ecke des Ateliers. Es war ein vertrocknetes altes Männchen mit einem Gesicht wie verrunzeltes Pergament und mit einem sehr kläglichen Ausdruck in den Zügen. Über seine Schulter war ein elender brauner Mantel geworfen, ganz zerfetzt und zerlumpt. Seine dicken Schuhe waren schlecht geflickt, und mit einer Hand stützte er sich auf einen derben Stock, mit der anderen hielt er seinen zerschlissenen Hut nach Almosen aus.

„Welch ein verblüffendes Modell!" flüsterte Hugo, als er seinem Freund die Hand schüttelte.

„Ein verblüffendes Modell!" schrie Trevor mit der ganzen Kraft seiner Stimme. „Das sollte ich meinen! Solchen Bettlern begegnet man nicht alle Tage. Eine trouvaille, mon cher, ein lebendiger Velasquez! Welch eine Radierung hätte Rembrandt aus ihm gemacht."

„Armer, alter Kerl," sagte Hugo, „wie elend er aussieht, aber für euch Maler muß ja sein Gesicht ein wahres Vermögen bedeuten."

„Gewiß," antwortete Trevor, „du kannst doch nicht verlangen, daß ein Bettler glücklich aussieht."

„Wie viel bekommt ein Modell für eine Sitzung?" fragte Hugo, nachdem er sich bequem auf den Diwan niedergelassen hatte.

„Einen Schilling für die Stunde."

„Und wieviel bekommst du für dein Bild, Alan?"

„Oh, für dieses bekomme ich zweitausend."

„Pfund?"

„Guineen. Maler, Poeten und Ärzte rechnen immer nur mit Guineen."

„Das Modell sollte eigentlich eine Tantieme bekommen!" rief Hugo lachend. „Es hat eine ebenso schwere Arbeit wie du."

„Unſinn, Unſinn. Schau nur, was mir das Farbenauftragen allein für Mühe macht und glaubſt du, es iſt nichts, ſo den ganzen Tag vor der Staffelei zu ſtehen? Du haſt leicht reden, Hugo, aber ich verſichere dir, daß es Augenblicke gibt, wo die Kunſt faſt die Würde der Handarbeit erreicht. Aber ſtöre mich nicht, ich bin ſehr beſchäftigt. Nimm dir eine Zigarette und ſei ruhig."

Nach einiger Zeit kam der Diener herein und ſagte Trevor, daß der Rahmenmacher ihn zu ſprechen wünſche.

„Lauf nicht davon, Hugo," ſagte er, als er hinausging, „ich bin im Augenblick zurück."

Der alte Bettler benützte die Abweſenheit Trevors, um ſich ein wenig auf der hölzernen Bank, die hinter ihm ſtand, auszuruhen. Er ſah ſo verloren und elend aus, daß Hugo Mitleid mit ihm haben mußte. Er ſuchte in ſeinen Taſchen, um zu ſehen, was er an Kleingeld bei ſich habe. Er fand aber nur einen Sovereign und einige Kupfermünzen. „Armer, alter Kerl," ſagte er zu ſich ſelbſt, „er braucht das Geld mehr als ich. Aber für mich bedeutet das: vierzehn Tage lang keinen Wagen." Er ging durch das Atelier und ſchob den Sovereign in die Hand des Bettlers.

Der alte Mann ſah verwundert auf, und ein ſchwaches Lächeln flog um ſeine vertrockneten Lippen. „Danke, Herr," ſagte er, „danke."

Dann kam Trevor zurück, Hugo nahm Abſchied und errötete dabei ein wenig über ſeine Tat. Er verbrachte den Tag mit Laura, ſie zankte ihn wegen ſeiner Extravaganz mit ſchelmiſchem Eifer aus, und dann mußte er heimgehen.

In der Nacht wanderte er ſo gegen elf Uhr in den Palette-klub und dort fand er Trevor, der einſam im Rauchzimmer ſaß und Rheinwein mit Selterwaſſer trank.

„Nun, Alan, haſt du dein Bild fertig gemacht?" ſagte er und zündete ſich eine Zigarette an.

„Fix und fertig und eingerahmt, mein Junge", antwortete Trevor. „Du haſt übrigens eine Eroberung gemacht. Das alte Modell, das du geſehen haſt, iſt ganz und gar in dich verſchoſſen, ich mußte ihm alles über dich erzählen, wer du biſt, wo du wohnſt, was dein Einkommen iſt, was für Ausſichten du haſt —"

„Mein lieber Alan," rief Hugo, „wenn ich jetzt nach Hauſe komme, wird er mich ſicher ſchon erwarten. Du machſt doch hoffentlich nur Scherz? Der arme Jammergreis! Ich wünſchte, ich könnte etwas für ihn tun. Es muß ſchrecklich ſein, wenn man gar ſo elend iſt. Ich habe Stöße von alten Kleidern zu Hauſe, glaubſt du, er könnte was davon gebrauchen? Seine Fetzen fielen ihm ja ſchon in Stücken vom Leibe."

„Aber er ſchaut prachtvoll darin aus", ſagte Trevor. „Nicht um alles in der Welt würde ich ihn im Frack malen. Was du Fetzen nennſt, nenne ich romantiſch. Was dir jammervoll erſcheint, iſt für mich pittoresk. Übrigens werde ich ihm von deinem Anerbieten Mitteilung machen."

„Alan," ſagte Hugo ernſthaft, „ihr Maler ſeid ein herzloſes Pack."

„Eines Künſtlers Herz iſt ſein Kopf", antwortete Trevor, „und überdies beſteht unſer Beruf darin, die Welt zu verwirklichen, wie wir ſie ſehen, nicht ſie zu reformieren, wie wir ſie kennen. A chacun son metier! Und nun ſage mir, wie es Laura geht. Das alte Modell hat ſich ungemein für ſie intereſſiert."

„Willſt du am Ende damit ſagen, daß du ihm von ihr erzählt haſt?" fragte Hugo.

„Gewiß tat ich das. Er weiß alles über den eigenſinnigen Oberſt, die liebliche Laura und die zehntauſend Pfund."

„Du haſt dem alten Bettler alle meine Privatverhältniſſe erzählt!" rief Hugo und war ſehr rot und ärgerlich.

„Mein lieber Junge," sagte Trevor und lächelte, „dieser alte Bettler, wie du ihn nennst, ist einer der reichsten Männer in Europa. Er könnte morgen ganz London zusammenkaufen, ohne sein Konto zu erschöpfen. Er hat ein Haus in jeder Hauptstadt, speist von goldenen Schüsseln und kann, wenn es ihm gerade einfällt, Rußland verhindern, Krieg zu führen."

„Wie meinst du das?" rief Hugo.

„Wie ich es sage", antwortete Trevor. „Der alte Mann, dem du heute in meinem Atelier begegnet bist, war Baron Hausberg. Er ist ein alter Freund von mir, kauft alle meine Bilder und so weiter und gab mir vor einem Monat den Auftrag, ihn als Bettler zu malen. Que voulez-vouz? La fantaisie d'un millionaire! Und ich muß sagen, er sah wundervoll aus in seinen Lumpen, oder besser gesagt in meinen Lumpen; ich habe das alte Fetzenwerk einmal in Spanien gekauft."

„Baron Hausberg", rief Hugo, „und ich gab ihm einen Sovereign!" Und er sank, ein Bild zum Erbarmen, in den Lehnstuhl.

„Du gabst ihm einen Sovereign?" brüllte Trevor und konnte sich vor Lachen nicht halten. „Mein lieber Junge, du wirst dein Geld nie wieder sehen. Son affaire c'est l'argent des autres."

„Du hättest es mir aber vorher sagen sollen," schmollte Hugo, „dann hätte ich mich nicht so zum Narren gemacht."

„Na, hörst du, Hugo," sagte Trevor, „erstens ist es mir nie eingefallen, daß du so sorglos mit Almosen herumschmeißt. Ich verstehe, daß man einem hübschen Modell einen Kuß gibt, aber einem häßlichen Modell einen Sovereign zu geben — das geht über meinen Horizont. Überdies war ich tatsächlich an diesem Tage für niemanden zu Hause.

Und als du eintratst, wußte ich nicht, ob Hausberg eine offizielle Vorstellung passen würde. Du weißt, er war nicht in full dress."

„Für was für einen Trottel muß er mich halten!" sagte Hugo.

„Aber durchaus nicht. Er war, nachdem du uns verlassen hattest, in der denkbar besten Laune. Er lachte immer in sich hinein und rieb fortwährend seine alten verrunzelten Hände. Ich verstand nicht, warum er sich so für dich interessierte. Aber nun kapiere ich es. Er wird den Sovereign für dich anlegen, Hugo, dir alle sechs Monate deine Zinsen zahlen und nach jeder Mahlzeit den kapitalen Spaß erzählen."

„Ich bin ein unglücklicher Teufel", brummte Hugo. „Das beste ist, ich gehe zu Bett. Und ich bitte dich, Alan, erzähle niemandem die Geschichte. Ich könnte mich nicht mehr auf der Straße zeigen."

„Unsinn, die Sache wirft auf deinen philanthropischen Geist das beste Licht, Hugo. Und jetzt lauf' nicht davon. Nimm dir noch eine Zigarette und dann schwatze über Laura so viel du willst."

Aber Hugo wollte nun einmal nicht bleiben, sondern ging nach Hause, und es war ihm sehr unbehaglich zumute. Alan Trevor aber blieb zurück und lachte sich halbtot.

Als Hugo am nächsten Morgen beim Frühstück saß, brachte ihm der Diener eine Karte, auf der zu lesen stand: „Monsieur Gustave Naudin, de la part de M. le Baron Hausberg." „Er kommt offenbar, um meine Entschuldigung entgegenzunehmen", sagte Hugo zu sich selbst. Und er hieß den Diener den Fremden heraufführen.

Ein alter Herr mit goldener Brille und grauem Haar trat ein und sagte mit einem leichten französischen Akzent: „Habe ich die Ehre, mit Monsieur Erskine zu sprechen?"

Hugo verbeugte sich.

„Ich komme von Baron Hausberg," fuhr er fort, „und der Baron —"

„Ich bitte Sie, mein Herr, ihm meine aufrichtigſten Entſchuldigungen zu übermitteln", ſtammelte Hugo.

„Der Baron", ſagte der alte Herr mit einem Lächeln, „hat mich beauftragt, Ihnen dieſen Brief zu bringen;" und er reichte ihm ein verſiegeltes Kuvert.

Auf dem Briefumſchlag ſtand geſchrieben: „Ein Hochzeitsgeſchenk für Hugo Erſkine und Laura Merton von einem alten Bettler." Und darinnen lag ein Scheck auf zehntauſend Pfund.

Als ſie heirateten, war Alan Trevor Brautführer, und der Baron hielt beim Hochzeitsmahl eine Rede.

„Es gibt wenig Millionärmodelle", bemerkte Alan, „aber wahrhaftig Modellmillionäre ſind noch ſeltener."

Das Bildnis des Herrn W. H.

I

Ich hatte mit Erskine in einem hübschen kleinen Hause in Birdcage Walk zu Mittag gegessen, und nun saßen wir in dem Bibliothekszimmer bei Kaffee und Zigaretten, als die Frage der literarischen Fälschung aufs Tapet kam. Ich kann mich jetzt nicht erinnern, wie es geschah, daß wir auf dieses einigermaßen seltsame Thema gerieten, aber ich weiß, daß wir lange über Macpherson, Ireland und Chatterton debattierten, und daß, was den letzteren betrifft, ich bei der Meinung blieb, daß seine sogenannten Fälschungen nichts anderes seien, als der Ausdruck eines künstlerischen Wunsches nach vollkommener Darstellung; daß wir kein Recht hätten, den Künstler wegen der Bedingungen, unter denen er uns sein Werk vorführen wolle, zur Rede zu stellen; und daß, da alle Kunst schließlich bis zu einem gewissen Grad eine Tat darstelle, einen Versuch, seine eigene Persönlichkeit gewissermaßen in der Sphäre der Einbildungskraft, außerhalb der Zufälligkeiten, der Hindernisse und der Grenzen des täglichen Lebens zu verkürzen, es eine Vermengung eines ethischen mit einem ästhetischen Problem bedeute, wenn man einen Künstler wegen einer Fälschung zur Rechenschaft ziehe.

Erskine, der bei weitem älter war als ich und mir mit der heiteren Nachsicht eines Vierzigers zugehört hatte, legte mir plötzlich die Hand auf die Schulter und sagte: „Was würden Sie von einem jungen Manne halten, der bezüglich eines gewissen Kunstwerkes eine besondere Theorie hätte, an seine Theorie glaubte und eine Fälschung beginge, um sie zu beweisen?"

„Das ist etwas ganz anderes", antwortete ich.

Erskine schwieg einen Augenblick und betrachtete die dünnen, grauen Rauchringel, die von seiner Zigarette aufstiegen. „Allerdings", sagte er nach einer Pause. „Das ist etwas anderes."

Es lag etwas im Ton seiner Stimme, vielleicht eine leichte Spur von Bitterkeit, die meine Neugier reizte. „Haben Sie etwa jemanden gekannt, der dies getan hat?" fragte ich.

„Ja", antwortete er und warf seine Zigarette ins Feuer. „Es war ein guter Freund von mir, Cyril Graham. Er war sehr töricht, sehr herzlos und bezauberte die Menschen. Er hat mir übrigens die einzige Erbschaft hinterlassen, die ich je in meinem Leben erhalten habe."

„Und was war das?" rief ich aus.

Erskine stand von seinem Sitze auf, ging zu einem hohen, eingelegten Schranke, der zwischen den beiden Fenstern stand, schloß ihn auf und kam zurück mit einem kleinen Gemälde auf Holz in einem alten und etwas befleckten elisabethanischen Rahmen.

Es war das Porträt eines jungen Mannes in ganzer Figur im Kostüm des ausgehenden 16. Jahrhunderts, an einem Tische stehend, die rechte Hand auf einem offenen Buche. Er schien ungefähr siebzehn Jahre alt und war von ganz außerordentlicher, wenn auch augenscheinlich etwas weibischer Schönheit. Wäre nicht das Kostüm gewesen und das kurzgeschnittene Haar, so hätte man wirklich glauben können, daß dieses Antlitz mit seinen träumenden, nachdenklichen Augen, mit seinen zarten, roten Lippen das Gesicht eines Mädchens sei. In seiner Technik und besonders in der Art, wie die Hände behandelt waren, erinnerte das Bild an die späteren Werke von François Clouet. Das schwarzsamtene Wams mit seinen phantastischen Goldspitzen und der pfauenblaue Hintergrund, von dem es sich so angenehm abhob und durch den es eine so leuchtende Farbenwirkung gewann,

war ganz in Clouets Stil; und die beiden Masken der Tragödie und der Komödie, die einigermaßen konventionell an dem Marmorsockel hingen, zeigten den harten Ernst der Pinselführung — so verschieden von der leichten Grazie der Italiener —, den der große flämische Meister auch am französischen Hofe niemals ganz verloren hat und der an und für sich immer ein charakteristisches Merkmal nordischer Art geblieben ist.

„Das ist ein reizendes Bild!" rief ich aus. „Aber wer ist dieser wunderbare junge Mann, dessen Schönheit uns die Kunst so glücklich bewahrt hat?"

„Das ist das Bild von W. H.", sagte Erskine mit einem traurigen Lächeln. Vielleicht war es bloß ein zufälliger Lichteffekt, aber mir kam es vor, als glänzten Tränen in seinen Augen.

„W. H.!" rief ich aus. „Wer war W. H.?"

„Erinnern Sie sich nicht?" antwortete er. „Sehen Sie doch das Buch an, auf dem seine Hand ruht."

„Ich sehe eine Schrift darauf, aber ich kann sie nicht entziffern", antwortete ich.

„Nehmen Sie dieses Vergrößerungsglas und versuchen Sie zu lesen", antwortete Erskine, und dasselbe traurige Lächeln spielte um seinen Mund.

Ich nahm das Glas, hob die Lampe etwas näher und begann die schwierige Handschrift zu buchstabieren.

„Dem einzigen Erzeuger der nachfolgenden Sonette ..."

„Großer Gott," rief ich, „ist das Shakespeares W. H.?"

„Das war Cyril Grahams Meinung", murmelte Erskine.

„Aber es gleicht doch nicht im geringsten Lord Pembroke", antwortete ich. „Ich kenne die Penshurst-Bilder sehr gut. Ich habe sie erst vor einigen Wochen gesehen."

„Glauben Sie also wirklich, daß die Sonette an Lord Pembroke gerichtet sind?" fragte er.

„Ich bin davon überzeugt", antwortete ich. „Pembroke, Shakespeare und Mrs. Mary Fitton sind die drei Personen der Sonette. Darüber kann kein Zweifel herrschen."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung", sagte Erskine. „Aber ich dachte nicht immer so. Ich dachte sogar — ja, ich glaubte wirklich eine Zeitlang an Cyril Graham und seine Theorie."

„Und worin bestand diese Theorie?" fragte ich und betrachtete das wundervolle Bild, das bereits begonnen hatte, mich in ganz merkwürdiger Weise zu fesseln.

„Das ist eine lange Geschichte", sagte Erskine und nahm mir das Bild fort — fast heftig, wie es mir damals vorkam — „eine sehr lange Geschichte, aber wenn es Sie interessiert, so will ich sie Ihnen erzählen."

„Mich interessiert jede Theorie über die Sonette!" rief ich aus. „Aber ich glaube nicht, daß ich leicht zu irgendeiner neuen Anschauung bekehrt werden kann. Der Gegenstand hat aufgehört, ein Geheimnis zu sein. Ja, ich wundere mich, daß er jemals ein Geheimnis gewesen ist."

„Da ich selbst nicht an die Theorie glaube, so werde ich Sie wahrscheinlich nicht bekehren", sagte Erskine lachend. „Aber vielleicht interessiert Sie die Sache."

„So erzählen Sie doch," sagte ich, „wenn die Geschichte nur halb so entzückend ist wie das Bild, so bin ich mehr als zufrieden."

„Ich muß", sagte Erskine und zündete sich eine Zigarette an, „meine Geschichte damit beginnen, daß ich Ihnen etwas über Cyril Graham selbst erzähle. Er und ich lebten im selben Hause in Eton. Ich war ein oder zwei Jahre älter als er, aber wir waren dicke Freunde und wir arbeiteten und spielten immer zusammen. Wir spielten natürlich viel mehr als wir arbeiteten, aber ich kann nicht sagen, daß ich dies bedauere. Es ist immer ein Vorzug, nicht eine solide praktische Erziehung genossen zu haben, und was ich auf

den Spielgründen in Eton lernte, ist für mich ebenso nützlich gewesen wie irgend etwas, was mir in Cambridge beigebracht wurde. Ich muß Ihnen noch sagen, daß Cyrils Eltern tot waren. Sie ertranken bei einem schrecklichen Jachtunglück bei der Insel Wight. Sein Vater stand in diplomatischen Diensten und hatte die einzige Tochter des alten Lord Crediton geheiratet, der nach dem Tode seiner Eltern Cyrils Vormund wurde. Ich glaube nicht, daß Lord Crediton für Cyril viel Sympathie hatte. Er hat es seiner Tochter nie verziehen, daß sie einen Mann ohne Titel geheiratet hatte. Er war ein sonderbarer alter Aristokrat, der wie ein Obsthöker fluchte und die Manieren eines Bauern hatte. Ich erinnere mich, ihn einmal bei unserer Schulfeier gesehen zu haben. Er brummte mich an, gab mir einen Sovereign und sagte mir, ich soll kein „verfluchter Radikaler" werden wie mein Vater. Cyril liebte ihn nicht sehr und war herzlich froh, den größten Teil seiner Ferien bei uns in Schottland verbringen zu dürfen. Eigentlich harmonierten sie überhaupt niemals. Cyril kam er vor wie ein Bär, und er fand Cyril weibisch. Cyril war in der Tat in vielen Dingen weibisch, wenn er auch ein sehr guter Reiter und ein glänzender Fechter war. Er erhielt sogar einen Fechtpreis, bevor er Eton verließ. Aber er hatte sehr lässige Manieren und war nicht wenig eitel auf sein Äußeres, und er hatte eine starke Abneigung gegen Fußball. In Eton liebte er es immer, sich zu kostümieren und Shakespeare zu rezitieren, und als wir Trinity-College bezogen, wurde er sofort Mitglied des Liebhabertheater-Klubs. Ich erinnere mich, daß ich ihn wegen seiner Schauspielerei immer beneidete. Ich war ganz vernarrt in ihn, vielleicht weil wir in einigen Dingen so ganz verschieden waren. Ich war ein ziemlich unbeholfener, schwächlicher Junge mit sehr großen Füßen und mit einem Gesicht voller Sommersprossen. Sommersprossen

findet man in schottischen Familien ebenso regelmäßig, wie die Gicht in englischen. Cyril pflegte zu sagen, daß er von beiden die Gicht vorziehe. Aber er legte immer einen unsinnig hohen Wert auf die persönliche Erscheinung und hielt einmal einen Vortrag in unserer Diskussionsgesellschaft, um zu beweisen, daß es wertvoller sei, gut auszusehen als gut zu sein. Er war in der Tat von wunderbarer Schönheit. Leute, die ihn nicht mochten, Philister und Professoren und junge Leute, die sich für die theologische Laufbahn vorbereiteten, pflegten zu sagen, er sei bloß hübsch. Aber es lag doch bedeutend mehr in seinem Gesicht, als bloße Anmut. Ich glaube, es war das herrlichste Wesen, das ich je gesehen habe, und nichts übertraf die Grazie seiner Bewegungen und den Reiz seiner Manieren. Er bezauberte jeden, der des Bezauberns wert war und überdies noch eine Menge Leute, die es nicht wert waren. Er war oft eigensinnig und unverschämt und ich hielt ihn für schrecklich unaufrichtig. Das schrieb ich hauptsächlich auf die Rechnung seiner unmäßigen Begierde zu gefallen. Armer Cyril! Ich sagte ihm einmal, daß er sich mit sehr billigen Triumphen begnüge, aber er lachte bloß. Er war schrecklich verwöhnt. Ich glaube, alle reizenden Menschen sind verwöhnt, das ist das Geheimnis ihrer Anziehungskraft.

Ich muß Ihnen aber etwas über Cyrils Schauspielkunst sagen. Sie wissen, daß keine Schauspielerinnen im Liebhaber-Theaterklub spielen dürfen. Wenigstens war es so zu meiner Zeit. Ich weiß nicht, wie es jetzt damit steht. Natürlich wurde Cyril immer für die weiblichen Rollen genommen und als man ‚Wie es euch gefällt' aufführte, spielte er die Rosalinde. Es war eine wunderbare Aufführung. Cyril Graham war wirklich die einzige vollkommene Rosalinde, die ich je gesehen habe. Es wäre unmöglich, Ihnen die Schönheit, die Zartheit, die Durchgeistigung des Ganzen zu be-

schreiben. Es war ein ungeheurer Erfolg, und das schreckliche kleine Theater war jeden Abend gedrängt voll. Selbst wenn ich das Stück jetzt lese, muß ich an Cyril denken. Als ob es für ihn geschrieben worden wäre! Im nächsten Semester holte er sich einen Grad und kam nach London, um sich für die diplomatische Karriere vorzubereiten. Aber er tat nie etwas. Er verbrachte seine Tage mit dem Lesen der Shakespeareschen Sonette und seine Abende im Theater. Er war natürlich ganz wild darauf, zur Bühne zu gehen. Nur mit großer Mühe konnten Lord Crediton und ich ihn davon abbringen. Vielleicht lebte er noch, wenn er zur Bühne gegangen wäre. Es ist immer dumm, einen Rat zu geben, aber es ist ganz und gar verderblich, einen guten Rat zu geben. Ich hoffe, Sie werden diesen Unsinn nie begehen. Wenn Sie es tun, so werden Sie es bedauern.

Ich will aber zum Kern meiner Geschichte kommen. Eines Tages erhalte ich einen Brief von Cyril, worin er mich ersucht, abends in seine Wohnung zu kommen. Seine Wohnung in Piccadilly war reizend und hatte den Ausblick auf den Park. Da ich ihn jeden Tag zu besuchen pflegte, so war ich überrascht, daß er sich die Mühe nahm zu schreiben. Natürlich ging ich hin und als ich bei ihm eintraf, fand ich ihn in einem Zustand großer Aufregung. Er sagte mir, daß er endlich das wahre Geheimnis der Shakespeareschen Sonette entdeckt habe; daß alle gelehrten Kritiker bisher eine ganz falsche Fährte verfolgt hätten, und daß er der erste sei, der sich bloß auf innerliche Zeugnisse stützend, herausgebracht habe, wer W. H. sei. Er war außer sich vor Freude und wollte lange Zeit mir seine Theorie nicht auseinandersetzen. Endlich brachte er einen Haufen Notizen herbei, nahm sein Exemplar der Sonette vom Kamin, setzte sich nieder und hielt mir einen langen Vortrag über die ganze Sache.

Er wies zunächst darauf hin, daß der junge Mann, an den Shakespeare diese leidenschaftlichen Gedichte gerichtet habe, jemand gewesen sein müsse, der einen wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung seiner dramatischen Kunst ausgeübt habe und daß man dies weder von Lord Pembroke noch von Lord Southampton behaupten könne. Wer immer es aber auch sei, es könne niemand von hoher Geburt gewesen sein, wie dies sehr klar aus dem 25. Sonett vorgehe, worin Shakespeare sich denjenigen, die ‚großer Fürsten Günstlinge' seien, gegenüberstelle. Er sagt dort ganz klar:

‚Laß die, so in der Gunst der Sterne stehn,
Mit Titelprunk sich blähn und lauter Ehre;
Ich, fern von solchem Glanz, will ungesehn
An dem mich freun, was ich zumeist verehre.'

und endet das Sonett, indem er sich zu dem niedern Stande, der ihm so lieb ist, beglückwünscht.

‚Drum glücklich ich! Ich lieb' und bin geliebt,
Wo ich nie wank' und nichts beiseit mich schiebt.'

Cyril erklärte, daß dieses Sonett ganz unverständlich sei, wenn wir annehmen wollten, daß es dem Grafen Pembroke oder dem Grafen Southampton gelte, zwei Männern, die zuhöchst im Range in England standen und mit Recht ‚große Fürsten' genannt werden durften. Und um seine Ansicht zu unterstützen, las er mir das 124. und 125. Sonett, worin Shakespeare uns sagt, daß seine Liebe nicht ‚ein Kind der Größe' sei, daß sie nicht ‚leidet an eitlem Prunk', wohl aber gebaut sei ‚fern vom Zufall'. Ich hörte mit großem Interesse zu, denn ich glaube nicht, daß die Bemerkung jemals gemacht worden ist. Was aber folgte, war noch viel seltsamer und schien mir damals vollkommen Pembrokes Ansprüche zu entkräften. Wir wissen von Meres, daß die Sonette vor 1598 geschrieben worden sind, und das 104. Sonett berichtet uns, daß Shakespeares Freundschaft für W. H. be-

reits drei Jahre dauere. Nun kam Lord Pembroke, der 1580 geboren wurde, nach London nicht vor seinem 18. Jahr, das heißt nicht vor 1598, und Shakespeares Bekanntschaft mit W. H. muß 1594 begonnen haben oder spätestens 1595. Shakespeare kann also Lord Pembroke erst nach der Niederschrift der Sonette kennen gelernt haben.

Cyril betonte auch, daß Pembrokes Vater nicht vor 1601 starb, indes aus dem Verse

‚Ihr hattet einen Vater, laßt den Sohn es künden'

hervorgeht, daß der Vater W. H.s im Jahre 1598 tot war. Überdies sei es unsinnig, anzunehmen, daß irgendein Verleger jener Zeit, und die Vorrede ist von der Hand des Verlegers, die Kühnheit gehabt hätte, William Herbert Graf von Pembroke mit Herrn W. H. anzusprechen. Der Fall von Lord Buckhurst, den man einmal Mr. Sackville nenne, sei in Wirklichkeit kein entsprechendes Beispiel, denn Lord Buckhurst sei kein Pair gewesen, sondern bloß der jüngere Sohn eines Pairs und mit einem sogenannten Höflichkeitstitel und die Stelle in Englands Parnaß, wo von ihm gesprochen wird, ist keine formelle und feierliche Widmung, sondern bloß eine zufällige Anspielung. So wurden Lord Pembrokes angebliche Ansprüche von Cyril mit leichter Hand zerstört, und ich saß ganz verwundert da. Mit Lord Southampton hatte Cyril noch weniger Mühe. Southampton wurde in sehr jungen Jahren der Liebhaber von Elisabeth Vernon, so daß er keine Aufforderung, sich zu verheiraten, brauchte; er war nicht schön; er ähnelte nicht seiner Mutter, wie W. H.

‚Wie du ein Spiegel deiner Mutter scheinst,
Der ihren holden Mai ihr ruft zurück.'

Und vor allem war sein Vorname Heinrich, indes die Sonette mit den Wortspielen 135 und 143 beweisen, daß der Vorname von Shakespeares Freund derselbe war wie sein eigener, nämlich William.

Was die übrigen Hypotheſen unglückſeliger Kommentatoren betrifft, daß W. H. ein Druckfehler iſt für W. S., was William Shakeſpeare bedeute, daß ‚Mr. W. H. all' geleſen werden müßte Mr. W. Hall, daß Mr. W. H. Mr. William Hathaway ſei, daß nach ‚wünſcht' ein Punkt gemacht werden müſſe, ſo daß W. H. als der Schreiber und nicht als der Angeſprochene bei der Widmung erſcheine — ſo wurde Cyril in ſehr kurzer Zeit damit fertig. Und es iſt nicht der Mühe wert, ſeine Gründe anzuführen, obzwar ich mich erinnere, daß ich hellauf lachte, als er mir, gottlob nicht im Original, einige Auszüge von einem deutſchen Kommentator namens Barnſtorff vorlas, der darauf beſtand, daß Mr. W. H. niemand anders ſei, als ‚Mr. William Himſelf'. Er gab auch keinen Augenblick zu, daß die Sonette etwa nichts anderes wären, als bloße Satiren auf die Dichtungen von Drayton und John Davies von Hereford. Ihm wie auch mir erſchienen ſie als Gedichte von ernſter und tragiſcher Bedeutung, die Shakeſpeare der Bitterkeit ſeines Herzens entrang und mit dem Honig ſeiner Lippen verſüßte. Noch weniger wollte er zugeben, daß ſie bloß eine philoſophiſche Allegorie bedeuten ſollten und daß in ihnen Shakeſpeare ſich an ſein ideales Ich wende, oder an das Ideal der Mannhaftigkeit, oder den Geiſt der Schönheit, oder die Vernunft oder das göttliche Wort oder an die katholiſche Kirche. Er fühlte, wie wir tatſächlich alle fühlen müſſen, daß die Sonette an ein Individuum gerichtet ſind, an einen beſtimmten jungen Mann, deſſen Perſönlichkeit aus irgendeinem Grunde Shakeſpeares Seele mit ſchrecklicher Freude und in nicht geringerem Maße mit ſchrecklicher Verzweiflung erfüllt haben muß.

Nachdem er auf dieſe Weiſe gleichſam den Weg freigemacht hatte, bat mich Cyril, alle vorgefaßten Ideen, die ich vielleicht über dieſes Thema haben könnte, beiſeite zu laſſen

und seiner Theorie ein unbefangenes Gehör zu schenken. Das Problem, das er lösen wollte, war folgendes: wer war der junge Mann aus den Tagen Shakespeares, der, ohne von edler Geburt oder selbst von edler Wesensart zu sein, von ihm in Ausdrücken von so leidenschaftlicher Verehrung angeredet wurde, daß wir uns fast fürchten, an den Schlüssel zu rühren, der das Geheimnis des Dichterherzens öffnet? Wer war der Mann, dessen physische Schönheit so groß war, daß sie der Eckstein von Shakespeares Kunst wurde, die Quelle seiner Begeisterung, die Verkörperung seiner Träume? Ihn bloß als Gegenstand gewisser Liebesgedichte betrachten, heißt die ganze Bedeutung der Gedichte verkennen: denn die Kunst, von der Shakespeare in seinen Sonetten spricht, ist nicht die Kunst der Sonette selbst, die er als etwas Geringes und rein Persönliches betrachtete, sondern es ist die Kunst des Dramatikers, auf die er immer wieder anspielt; und er, von dem Shakespeare sagt:

‚Mir bist du alle Kunst, und meine Roheit
Hebst du so hoch wie der Gelehrten Hoheit.‘

er, dem er Unsterblichkeit verspricht

‚Dank meiner Feder lebt von dir die Kunde,
Wo Lebenslust meist lebt, im Menschenmunde.‘

war sicherlich niemand anderer, als der jugendliche Schauspieler, für den er Viola und Imogen schuf, Julia und Rosalinde, Portia und Desdemona und selbst Kleopatra. Das war Cyril Grahams Theorie, die, wie Sie sehen, allein aus den Sonetten selbst abgeleitet war und deren Annahme weniger von überzeugenden Beweisen oder äußeren Zeugnissen abhing, als von einer Art künstlerischen und geistigen Empfindens, durch das allein, wie er behauptet, die wahre Bedeutung der Gedichte erfaßt werden könnte. Ich erinnere mich, wie er mir das schöne Sonett vorlas:

‚Kann meine Muſe Stoffs zu wenig haben,
Solang du lebſt? Du ſtrömſt in mein Gedicht
Dein eignes Thema, lieblich und erhaben;
Dafür genügen Alltagsverſe nicht.
O dir allein muß aller Dank verbleiben,
Wenn Leſenswertes du entdeckſt in mir;
Wer iſt zu ſtumm, dir ein Gedicht zu ſchreiben,
Wenn unſre Dichtkunſt Licht empfängt von dir!
Die zehnte Muſe ſei, zehnmal ſo hehr
Wie jene neun, zu denen Reimer flehen,
Und wer dich anruft, Rhythmen ſchaffe der
Unſterblich, die in fernſter Friſt beſtehen!‘

und dabei betonte, wie vollſtändig es ſeine Theorie beſtätige. Und ſo ging er tatſächlich ſorgfältig alle Sonette durch und zeigte oder glaubte zu zeigen, daß nach ſeiner neuen Erklärung der Bedeutung der Gedichte die Dinge, die bisher dunkel oder ſchlecht oder übertrieben geſchienen hatten, nun klar, vernünftig und von hoher künſtleriſcher Bedeutung wurden und Shakeſpeares Auffaſſung von den wahren Beziehungen zwiſchen der Kunſt des Schauſpielers und der Kunſt des Dramatikers erläuterten.

Es iſt natürlich klar, daß in Shakeſpeares Geſellſchaft ein wunderbarer jugendlicher Schauſpieler von großer Schönheit geweſen ſein muß, dem er die Darſtellung ſeiner edlen Heldinnen anvertraute. Denn Shakeſpeare war ebenſo ſehr praktiſcher Theaterdirektor wie phantaſievoller Poet und Cyril Graham hatte in der Tat den Namen des Schauſpielers entdeckt. Es war Will oder, wie er ihn zu nennen liebte, Willie Hughes. Den Vornamen fand er ſelbſtverſtändlich in den Wortſpielſonetten 135 und 143. Der Zuname war ihm zufolge verborgen in der ſiebenten Zeile des 20. Sonetts, wo W. H. beſchrieben wird als:

‚A man in hue, all Hues in his controlling.‘

In der Originalausgabe der Sonette iſt „Hues“ mit einem großen Anfangsbuchſtaben und in Antiqua gedruckt,

und wie er annahm, bewies das klar, daß hier ein Wortspiel beabsichtigt war und seine Ansicht erhielt eine kräftige Unterstützung durch die Sonette, wo merkwürdige Wortspiele mit den Worten ‚use' und ‚usury' gemacht werden. Natürlich war ich gleich bekehrt, und Willie Hughes wurde für mich eine ebenso wirkliche Persönlichkeit wie Shakespeare selbst. Den einzigen Einwand, den ich gegen diese Theorie erhob, war, daß der Name Willie Hughes in der Liste der Schauspieler der Shakespeareschen Gesellschaft nicht vorkommt, wie sie in der ersten Folioausgabe abgedruckt ist. Aber Cyril wies darauf hin, daß gerade das Fehlen von Willie Hughes' Namen auf der Liste seine Theorie erst recht unterstütze, denn es werde aus dem Sonett 86 klar, daß Willie Hughes Shakespeares Gesellschaft verlassen hatte, um in einem Konkurrenztheater zu spielen, wahrscheinlich in irgendeinem Stücke von Chapman. Darauf bezieht sich, was in seinem großen Sonette über Chapman Shakespeare zu Willie Hughes sagt:

‚Als deine Gunst begann sein Lied zu feilen,
Da schwand mein Stoff, da lahmten meine Zeilen.'

Der Ausdruck ‚Your countenance filled up his line' bezieht sich offenbar auf die Schönheit des jungen Schauspielers, die Chapmans Versen Leben und Wirklichkeit und neue Reize gab. Und derselbe Gedanke kommt noch einmal vor im 79. Sonett —

‚Als ich allein noch anrief deine Gunst,
Floß meinem Lied allein dein Anmutschatz!
Nun aber welkt die Anmut meiner Kunst,
Die Muse, krank, macht einer andern Platz.'

und in dem unmittelbar vorangehenden Sonett, wo Shakespeare sagt

‚Daß nun die ganze Zunft, wie ich's begann
Gedichte ausstreut unter deinem Schutze.'

Das Wortſpiel mit den Worten use und Hughes iſt natürlich ganz klar und die Phraſe ‚Gedichte ausſtreut unter deinem Schutze‘ bedeutet: ‚durch deine Mitwirkung als Schauſpieler ihre Stücke vor das Publikum bringt.‘

Es war ein wundervoller Abend, und wir ſaßen faſt bis zur Morgendämmerung und laſen die Sonette immer wieder. Nach einiger Zeit begann ich jedoch einzuſehen, daß es notwendig ſei, ehe die Theorie in vollkommener Form der Welt vorgelegt werden könne, für die Exiſtenz des Schauſpielers Willie Hughes einen einwandfreien Beweis zu ſchaffen. In dieſem Falle gäbe es keinen möglichen Zweifel mehr an ſeiner Identität mit W. H. Mißlang dieſer Beweis, dann war es freilich nichts mit der Theorie. Ich ſetzte dies ſehr ernſthaft Cyril auseinander, der ſich einigermaßen über meine, wie er es nannte, philiſtröſe Anſchauung ärgerte und ſehr bittere Worte brauchte. Aber ich nahm ihm das Verſprechen ab, daß er in ſeinem eigenen Intereſſe ſeine Entdeckung nicht früher veröffentlichen würde, ehe er nicht alles über allen Zweifel erhoben hätte. Und wochenlang durchſuchten wir die Matrikeln in den Kirchen der Stadt, die Alleyn-Mſſ. in Dulwich, das Record Office, die Akten des Lord Chamberlain, kurz alles, was eine Anſpielung auf Willie Hughes hätte enthalten können. Natürlich fanden wir nichts, und mit jedem Tag ſchien mir die Exiſtenz von Willie Hughes problematiſcher zu werden. Cyril war in einem ſchrecklichen Zuſtande und ging mit der Abſicht, mich zu überzeugen, die ganze Frage Tag für Tag durch. Aber ich ſah die eine Lücke in der Theorie und ich wollte mich nicht überzeugen laſſen, ehe nicht die tatſächliche Exiſtenz von Willie Hughes, dem Schauſpielerknaben aus der eliſabethaniſchen Zeit, allen Zweifeln und Spitzfindigkeiten zum Trotz bewieſen wäre.

Eines Tages verließ Cyril die Stadt, um zu seinem Großvater zu gehen, wie ich damals glaubte. Aber ich hörte später von Lord Crediton, daß dies nicht der Fall gewesen war. Und vierzehn Tage später erhielt ich ein in Warwick aufgegebenes Telegramm von ihm, worin er mich bat, bestimmt abends um halb acht Uhr mit ihm zu speisen. Als ich eintrat, sagte er zu mir: ‚Der einzige Apostel, der keinen Beweis verdiente, war der heilige Thomas, und der heilige Thomas war der einzige Apostel, dem er zuteil wurde'. Ich fragte ihn, was er damit meine. Er antwortete, daß er nicht nur imstande gewesen sei, die Existenz eines Schauspielerknaben namens Willie Hughes im 16. Jahrhundert nachzuweisen, sondern auch das unumstößliche Zeugnis erbracht habe, daß dies der W. H. der Sonette sei. Er wollte mir in diesem Augenblicke nichts mehr sagen. Aber nach dem Essen brachte er mir feierlich das Bild herbei, das ich Ihnen gezeigt habe, und erzählte mir, daß er es ganz zufällig entdeckt habe, angenagelt an einen alten Kasten, den er in einem Pächterhause in Warwickshire gekauft habe. Den Kasten selbst, ein sehr feines Stück elisabethanischer Arbeit, hatte er natürlich mitgebracht und in der Mitte des vorderen Faches waren die Anfangsbuchstaben W. H. unzweifelhaft eingeschnitzt. Das Monogramm hatte seine Aufmerksamkeit erregt und er sagte mir, daß der Kasten schon einige Tage in seinem Besitz gewesen sei, ehe er daran gedacht habe, das Innere sorgfältig zu prüfen. Eines Morgens nun sah er, daß die eine Seite des Kastens viel dicker als die andere sei und bei näherer Prüfung entdeckte er an dieser Seite ein eingefügtes und eingerahmtes Holzbild. Er nahm es heraus, und es war das Bild, das nun auf dem Sofa liegt. Es war sehr schmutzig und ganz mit Schimmel bedeckt. Aber er reinigte es schließlich und sah zu seiner großen Freude, daß das, was er schon so lange gesucht hatte, ihm nun durch

bloßen Zufall in die Hände gefallen sei. Da war ein authentisches Porträt von W. H., die Hand auf dem Widmungsblatt der Sonette, und auf dem Rahmen selbst konnte man undeutlich in schwarzen Unzialbuchstaben auf einem verblaßten Goldgrund den Namen des jungen Mannes lesen: ‚Master Wil. Hews.‘

Was sollte ich nun sagen? Ich dachte keinen Augenblick daran, daß Cyril Graham mir einen Streich spielen wollte, oder daß er versuchte, seine Theorie mit Hilfe einer Fälschung zu beweisen.“

„Aber ist es denn eine Fälschung?“ fragte ich.

„Natürlich“, sagte Erskine. „Es ist eine sehr gute Fälschung, aber darum nicht weniger eine Fälschung. Damals glaubte ich, daß Cyril ganz ruhig über die Sache denke. Aber ich erinnere mich, daß er mir mehr als einmal sagte, er selbst brauche keinen Beweis und daß er an seine Theorie auch ohne Beweis glaube. Ich lachte darüber und sagte ihm, daß ohne Beweis seine Theorie nicht haltbar sei, und ich beglückwünschte ihn in warmen Worten zu seiner wunderbaren Entdeckung. Wir beschlossen dann, daß das Bild gestochen oder faksimiliert werden sollte, um als Titelblatt für Cyrils Ausgabe zu dienen. Und drei Monate lang tat ich nichts anderes, als jedes Gedicht Zeile für Zeile durchzugehen, bis wir jede Schwierigkeit des Textes oder des Sinnes gelöst hatten. Eines unglückseligen Tages war ich in einem Kupferstichladen in Holborn, wo ich oberhalb des Pultes einige wundervolle Zeichnungen in Silberstift hängen sah. Sie gefielen mir so sehr, daß ich sie kaufte, und der Ladenbesitzer, ein Mann namens Rawlings, sagte mir, daß ein junger Maler namens Edward Merton sie gemacht habe, ein sehr geschickter Mensch, aber arm wie eine Kirchenmaus. Einige Tage später suchte ich Merton auf, nachdem ich seine Adresse von dem Kupferstichhändler erfahren hatte,

und ich fand einen blassen, interessanten jungen Mann mit einer etwas gewöhnlich aussehenden Frau, seinem Modell, wie ich später erfuhr. Ich sagte ihm, wie sehr ich seine Zeichnungen bewundert hätte, was ihn offenbar sehr freute, und ich bat ihn, mir noch einige von seinen anderen Sachen zu zeigen. Als wir seine Mappe durchblätterten, die ganz voll war mit wirklich entzückenden Sachen — Merton hatte eine sehr zarte und anmutige Stilführung —, entdeckte ich plötzlich eine Zeichnung des Bildes von W. H. Kein Zweifel war möglich. Es war fast wie ein Faksimile. Der einzige Unterschied war der, daß die beiden Masken, Tragödie und Komödie, nicht an der Marmortafel hingen wie auf dem Bilde, sondern auf dem Boden zu den Füßen des jungen Mannes lagen. ‚Wo um Himmels willen haben Sie das her?‘ sagte ich. Er wurde etwas verlegen und antwortete: ‚Oh, das ist nichts. Ich wußte nicht, daß das in dieser Mappe sei. Es hat gar keinen Wert.‘ ‚Das ist doch das Ding, das du für Herrn Cyril Graham gemacht hast!‘ rief seine Frau. ‚Und wenn dieser Herr es zu kaufen wünscht, so laß es ihm doch.‘ ‚Für Herrn Cyril Graham?‘ wiederholte ich. ‚Haben Sie das Bildnis des Herrn W. H. gemalt?‘ ‚Ich verstehe nicht, was Sie meinen,‘ antwortete er und wurde sehr rot. Die ganze Geschichte war furchtbar peinlich. Die Frau verriet alles. Ich gab ihr fünf Pfund, als ich wegging. Ich kann jetzt gar nicht daran denken. Natürlich war ich wütend. Ich ging sofort zu Cyrils Wohnung, wartete dort drei Stunden, bevor er kam, und die schreckliche Lüge starrte mir entgegen; ich sagte ihm, daß ich seine Fälschung entdeckt hätte. Er wurde sehr bleich und erwiderte: ‚Ich tat es einzig und allein Ihretwegen. Sie wollten sich nicht anders überzeugen lassen. Das berührt die Wahrheit der Theorie durchaus nicht.‘ ‚Die Wahrheit der Theorie?‘ rief ich aus. ‚Je weniger wir darüber sprechen, desto besser. Sie selbst haben

nie daran geglaubt, ſonſt hätten Sie nicht eine Fälſchung begangen, um ſie zu beweiſen.' Es fielen erregte Worte. Wir ſtritten heftig. Vielleicht wurde ich ungerecht. Am nächſten Morgen war er tot."

„Tot?" rief ich.

„Ja, er erſchoß ſich mit einem Revolver. Einige Tropfen Blut ſpritzten auf den Rahmen des Bildes, gerade dort, wo der Name geſchrieben ſteht. Als ich kam — ſein Diener hatte ſofort nach mir geſchickt —, war die Polizei bereits an Ort und Stelle. Er hatte einen Brief für mich hinterlaſſen, der offenbar in der größten Aufregung und Geiſtesverwirrung geſchrieben war."

„Was ſtand darin?" fragte ich.

„Es ſtand darin, daß er unbedingt an Willie Hughes glaube und daß die Fälſchung des Bildes nur mir zuliebe geſchehen ſei und nicht im allergeringſten Maße die Richtigkeit der Theorie zweifelhaft mache. Und daß, um mir zu zeigen, wie feſt und unerſchütterlich ſein Glaube in die ganze Sache ſei, er ſein Leben dem Geheimnis der Sonette zum Opfer bringen wolle. Es war ein törichter, toller Brief. Ich erinnere mich, daß er am Ende ſagte, er lege nun die Theorie von Willie Hughes in meine Hände und es ſei nun meine Aufgabe, ſie der Welt bekannt zu machen und das Geheimnis von Shakeſpeares Herzen zu enthüllen."

„Das iſt eine ſehr tragiſche Geſchichte!" rief ich aus. „Aber warum haben Sie den Wunſch des Toten nicht erfüllt?"

Erſkine zuckte die Schultern. „Weil die Theorie vom Anfang bis zum Ende ein Unſinn iſt", antwortete er.

„Mein lieber Erſkine", ſagte ich und ſtand auf. „Sie haben in der ganzen Sache vollſtändig unrecht. Die Theorie iſt der einzige vollkommene Schlüſſel zu Shakeſpeares Sonetten, der bis heute gefunden worden iſt. Jedes Detail ſtimmt. Ich glaube an Willie Hughes."

„Sagen Sie das nicht", sagte Erskine sehr ernst. „Ich glaube, diese Idee bringt Unglück mit sich. Und Vernünftiges läßt sich dafür nicht sagen. Ich habe die ganze Sache gründlich untersucht und versichere Ihnen, die Theorie ist durch und durch irrig. Bis zu einem gewissen Punkte mag sie einleuchtend sein. Aber dann ist auch alles aus. Um Gottes willen, mein lieber Freund, nehmen Sie sich nicht der Sache Willie Hughes an. Ihr Herz wird darüber brechen."

„Erskine," antwortete ich, „es ist Ihre Pflicht, die Theorie der Welt vorzulegen. Tun Sie es nicht, so werde ich es tun. Indem Sie die Sache unterdrücken, schädigen Sie das Andenken Cyril Grahams, des letzten und glänzendsten Märtyrers der Literatur. Ich beschwöre Sie, geben Sie ihm, was ihm gebührt. Er starb für diese Sache, lassen Sie ihn nicht umsonst gestorben sein."

Erskine schaute mich ganz überrascht an. „Das Gefühl für die Sache reißt Sie fort", sagte er. „Sie vergessen, daß eine Sache nicht notwendigerweise wahr sein muß, weil ein Mann für sie gestorben ist. Ich war Cyril Graham ein treuer Freund. Sein Tod war ein furchtbarer Schlag für mich. Ich habe ihn Jahre lang nicht verwunden. Ich glaube, daß ich ihn überhaupt nicht verwunden habe. Aber Willie Hughes? Was ist uns Willie Hughes? Er hat niemals gelebt. Und der Welt die Sache vorlegen? Die Welt glaubt, daß ein zufällig losgegangener Schuß Cyril Graham getötet hat. Der einzige Beweis seines Selbstmordes war in seinem Briefe an mich enthalten und von diesem Briefe hat die Öffentlichkeit nie etwas gehört. Bis auf den heutigen Tag glaubt Lord Crediton, daß die ganze Sache nur ein unglückseliger Zufall war."

„Cyril Graham opferte sein Leben einer großen Idee", antwortete ich. „Und wenn Sie nicht von seinem Märtyrertum

berichten wollen, ſo erzählen Sie wenigſtens von ſeinem Glauben."

„Sein Glaube", ſagte Erſkine, „betraf eine Sache, die falſch war, eine Sache, die ein Unſinn war, eine Sache, die kein Shakeſpeareforſcher nur einen Augenblick ernſt nehmen kann. Die Theorie würde ausgelacht werden. Seien Sie kein Narr und folgen Sie nicht einer Spur, die nirgends hinführt. Sie gehen von der Exiſtenz einer Perſon aus, deren Exiſtenz gerade das iſt, was bewieſen werden ſoll. Überdies weiß jedermann, daß die Sonette an Lord Pembroke gerichtet waren. Die Sache iſt ein für allemal entſchieden."

„Die Sache iſt nicht entſchieden!" rief ich aus. „Ich will die Theorie dort aufnehmen, wo Cyril Graham ſie gelaſſen hat, und ich werde der Welt beweiſen, daß er recht hatte."

„O Sie Tor!" ſagte Erſkine, „gehen Sie nach Hauſe. Es iſt zwei Uhr vorbei. Und denken Sie nicht mehr an Willie Hughes. Es tut mir leid, daß ich Ihnen überhaupt etwas erzählt habe und es täte mir ſehr leid, Sie zu einer Sache bekehrt zu haben, die ich ſelbſt nicht glaube."

„Sie haben mir den Schlüſſel gegeben zum größten Geheimnis der modernen Literatur", antwortete ich. „Und ich werde nicht ruhen noch raſten, bis nicht Sie, bis nicht die ganze Welt erkannt hat, daß Cyril Graham der feinſte Shakeſpeareforſcher unſerer Tage geweſen iſt."

Als ich durch den St.-James-Park heimging, dämmerte der Morgen gerade über London. Die weißen Schwäne lagen ſchlafend auf dem glatten Spiegel des Sees und der ſchlanke Palaſt erſchien purpurn gegen den blaßgrünen Himmel. Ich dachte an Cyril Graham und meine Augen füllten ſich mit Tränen.

II

Es war zwölf Uhr vorbei, als ich erwachte. Und die Sonne strömte durch die Vorhänge meines Zimmers in langen, schrägen Strahlen von Goldstaub. Ich sagte meinem Diener, daß ich für niemand zu Hause wäre. Und nachdem ich meine Tasse Schokolade und mein Brötchen genommen, holte ich aus meiner Bücherei mein Exemplar der Shakespeareschen Sonette und begann sie sorgfältig durchzugehen. Jedes Gedicht schien mir Cyril Grahams Theorie zu bekräftigen. Mir war, als läge meine Hand auf Shakespeares Herz und als könnte ich jeden einzelnen Schlag der pulsierenden Leidenschaft zählen. Ich dachte an den wunderbaren jugendlichen Schauspieler und aus jeder Zeile blickte mir sein Gesicht entgegen. Ich erinnere mich, daß mir zwei Sonette besonders auffielen, das 53. und das 67. In dem ersteren beglückwünscht Shakespeare Willie Hughes zu der Vielseitigkeit seiner Schauspielkunst, zur großen Skala seiner Rollen, einer Skala, die von der Rosalinde zur Julia und von der Beatrice zur Ophelia geht und sagt zu ihm:

Aus welchen Stoffen schuf dich die Natur,
Daß tausend fremde Schatten dich begleiten?
Ein Schatten folgt uns, jedem einer nur;
Dir folgt der Schatten aller Herrlichkeiten.

Die Verse wären ganz unverständlich, wenn sie nicht an einen Schauspieler gerichtet wären, denn das Wort „Schatten" hatte zu Shakespeares Zeiten eine bühnentechnische Bedeutung. „Das beste dieser Art sind bloß Schatten", sagt Theseus von den Schauspielern im Sommernachtstraum, und es gibt zahlreiche ähnliche Anspielungen in der damaligen Literatur. Diese Sonette gehörten offenbar zu den Werken, in denen Shakespeare das Wesen der Schauspielerkunst, das merkwürdige und seltene Temperament, das für

den Schauspieler notwendig ist, erörtert. „Wie kommt es," sagt Shakespeare zu Willie Hughes, „daß du so viele Persönlichkeiten in dir hast?" Und dann geht er hin und beweist, daß seine Schönheit derart ist, daß sie jede Form und Art der Phantasie zu verwirklichen scheint, daß sie jeden Traum der Schöpferkraft verkörpert, — ein Gedanke, der noch weiter ausgeführt ist in dem nächsten Sonett, wo Shakespeare mit dem schönen Gedanken beginnend:

O wie viel schöner wird die Schönheit doch,
Wenn sie der holde Schmuck der Wahrheit hebt!

uns darauf aufmerksam macht, wie die Wahrheit der Schauspielkunst, die Wahrheit der sichtbaren Darstellung auf der Bühne das Wunder der Dichtung erhöht, ihrer Anmut Leben gibt und ihrer idealen Form Wirklichkeit verleiht. Und doch fordert Shakespeare im 67. Sonett Willie Hughes auf, die Bühne zu verlassen mit all ihrer Künstlichkeit, ihrem falschen Spiel des geschminkten Gesichts und unwahren Kostüms, mit ihren unmoralischen Einflüssen und Verlockungen, ihrer Ferne von der wahren Welt der edlen Tat und der aufrichtigen Rede.

O warum lebt er heut in kranker Welt,
Mit seiner Gegenwart das Laster zierend,
Wo Sünde Vorschub nun durch ihn erhält,
Mit seinem Umgang sich herausstaffierend?

Wo falsche Schminke nachäfft seine Wangen
Und seinem Leben stiehlt ihr totes Rot,
Wo dürft'ge Schönheit, um gleich ihm zu prangen,
Gemalte Rosen sucht in ihrer Not?

Es mag seltsam erscheinen, daß ein so großer Dramatiker wie Shakespeare, der seine eigene Vollendung als Künstler und seine Menschlichkeit als Mann auf dem idealen Boden der Bühnenkunst und des Bühnenspiels wohl kannte, in solchen Ausdrücken vom Theater geschrieben hat. Aber

wir müſſen daran erinnern, daß in den Sonetten 110 und 111 uns Shakeſpeare zeigt, wie auch er der Puppenwelt müde war und wie er ſich ſchämte, „ein Narr vor den Leuten“ geweſen zu ſein. Das 111. Sonett iſt beſonders bitter:

Schilt auf Fortunen für mein übles Leben,
Die ſchuld'ge Göttin, die mich Armen zwingt,
Daß ſie zum Leben Beßres nicht gegeben
Als Pöbeldienſt, der Pöbelſitten bringt.

Drum trägt mein Nam' ein Brandmal eingebrannt;
Drum geht mein Weſen faſt in dem verloren,
Worin es wirkt, wie eines Färbers Hand.
Fühl' Mitleid denn und wünſch' mich neugeboren.

Und ſo gibt es auch anderwärts viele Andeutungen desſelben Gefühls, Stellen, die allen Shakeſpeareforſchern vertraut ſind. Etwas machte mir ſehr großes Kopfzerbrechen, als ich die Sonette las, und es dauerte Tage, bis ich die richtige Deutung fand, die Cyril Graham ſelbſt verfehlt zu haben ſcheint. Ich konnte nicht verſtehen, wieſo es kam, daß Shakeſpeare einen ſo großen Wert auf die Verheiratung ſeines jungen Freundes legte. Er ſelbſt hatte jung geheiratet und das Ergebnis war höchſt unglücklich geweſen und es ſchien nicht wahrſcheinlich, daß er von Willie Hughes verlangte, den gleichen Irrtum zu begehen. Der jugendliche Schauſpieler, der die Roſalinde ſpielte, hatte von der Ehe und von den Leidenſchaften des wirklichen Lebens nichts zu erwarten. Die früheren Sonette ſchienen mir durch ihre merkwürdige Aufforderung, Kinder zu zeugen, einen falſchen Ton zu haben. Die Erklärung des Geheimniſſes kam mir ganz plötzlich und ich fand ſie in der merkwürdigen Widmung. Dieſe Widmung lautet bekanntlich folgendermaßen:

„Dem alleinigen Erzeuger
dieſer nachſtehenden Sonette
Mr. W. H. wünſcht alles Glück
Und jene Unſterblichkeit

verheißen von
unſerm ewig lebenden Dichter
der wohlwollende Unternehmer
beim Beginne

T. T."

Einige Forſcher haben angenommen, daß das Wort „Erzeuger" in der Widmung nichts anderes bedeute als den Mann, der die Sonette dem Verleger Thomas Thorpe verſchafft habe; aber dieſe Annahme iſt längſt aufgegeben und die höchſten Autoritäten ſind darüber einig, daß das Wort im Sinne einer Inſpiration genommen werden muß; die Metapher iſt hier nichts anderes als eine Analogie mit dem phyſiſchen Leben. Nun fand ich, daß dieſelbe Metapher von Shakeſpeare in allen Gedichten gebraucht werde und das führte mich auf den richtigen Weg. Schließlich machte ich meine große Entdeckung. Die Ehe, die Shakeſpeare Willie Hughes vorſchlägt, iſt die Ehe mit der Muſe, ein Ausdruck, der in dieſer Form im 82. Sonett vorkommt, wo er tief erbittert über den Abfall des jugendlichen Schauſpielers, für den er ſeine beſten Rollen geſchrieben hatte und deſſen Schönheit ihn im Banne hielt, die Klage mit den Worten beginnt:

„Du biſt ja meiner Muſe nicht vermählt."

Die Kinder, die zu erzeugen er ihn beſchwört, ſind nicht Kinder von Fleiſch und Blut, ſondern die unſterblichen Kinder unvergänglichen Ruhmes. Der ganze Zyklus der erſten Sonette iſt nichts anderes als Shakeſpeares Bitte an Willie Hughes, auf die Bühne zu gehen und Schauſpieler zu werden. „Wie unfruchtbar und nutzlos iſt deine Schönheit," ſagt er, „wenn ſie nicht genützt wird."

Wann vierzig Winter erſt dein Haupt berennen
Und in der Schönheit Plan Laufgräben ziehn,
Wer wird dein Jugendſtaatskleid dann noch kennen,
Und den zerfetzten Rock, wer achtet ihn?

Befragt alsdann: „Wo blieb all deine Zier?
Wo deines Frühlings stolzes Eigentum?“
Zu sagen: „In den hohlen Augen hier“,
Wär' allverzehr'nde Schmach und Bettelruhm.

Du mußt irgend was in der Kunst schaffen; mein Vers „ist dein und von dir geboren“. Hör' nun auf mich und ich will „Rhythmen schaffen, unsterblich, die in fernster Frist bestehen“. Und du wirst mit den Formen deines eigenen Bildes die Phantasiewelt der Bühne bevölkern. Diese Kinder, die du haben wirst, fährt er fort, werden nicht verwelken wie sterbliche Kinder, sondern du wirst in ihnen und in meinen Stücken leben.

„Schaff dir ein andres du zuliebe mir,
Daß Schönheit leb' im dein'gen oder dir.“

Ich sammelte alle Stellen, die diese Auffassung zu bestätigen schienen, und sie machten auf mich einen starken Eindruck und bewiesen mir, wie vollständig Cyril Grahams Theorie in Wahrheit war. Ich sah auch, daß es ganz leicht sei, die Verse, in welchen er von den Sonetten selbst spricht, von jenen abzusondern, in welchen er von seinen großen dramatischen Werken spricht. Das war ein Punkt, der bisher von allen Forschern, bis auf Cyril Graham, übersehen worden war. Und doch war es einer der wichtigsten Punkte in der ganzen Reihe der Gedichte. Shakespeare selbst war seinen Sonetten gegenüber mehr oder weniger gleichgültig. Er wollte seinen Ruhm nicht auf ihnen begründen. Sie bedeuten ihm die leichte Muse, wie er es nennt, und sie waren, wie Meres erzählt, nur bestimmt, unter wenigen, sehr wenigen Freunden von Hand zu Hand zu gehen. Andrerseits war er sich durchaus des hohen künstlerischen Wertes seiner Stücke bewußt und zeigt ein edles Selbstvertrauen auf sein dramatisches Genie. Wenn er zu Willie Hughes sagt:

Nie aber wird dein ew'ger Sommer ſchwinden,
Noch jene Schönheit miſſen, die du haſt;
Nie wird der Tod im Schattenreich dich finden,
Wann dich die Zeit in ew'ge Verſe faßt.
Solang noch Menſchen atmen, Augen ſehn,
Lebt dies und gibt dir Leben und Beſtehn.

Der Ausdruck „ew'ge Verſe" ſpielt offenbar auf eines der Stücke an, das er ihm damals ſchickte, und die letzten zwei Zeilen zeugen für ſeinen Glauben, daß ſeine Stücke immer geſpielt werden würden. In ſeiner Anrufung der dramatiſchen Muſe, Sonette 100 und 101, finden wir dasſelbe Gefühl.

„Wo biſt du, Muſe, daß du ſäumſt ſo lange,
Dem, was dir alle Macht gab, Lob zu weihn?
Verbrauchſt du deine Glut in eitlem Sange,
Verdunkelſt dich, um Schlechtem Glanz zu leihn?"

ruft er aus und dann beginnt er der Herrin der Tragödie und Komödie wegen ihrer „Vernachläſſigung der Wahrheit in den Farben der Schönheit" Vorwürfe zu machen, und ſagt:

„Schweigſt du, weil er des Lob's dich überhebe?
O leere Ausflucht! Deines Amtes iſt,
Daß er ſein gülden Grabmal überlebe
Und Lob ihm werde bis zur fernſten Friſt.
Ans Werk denn, Muſe! Wie, das lehr' ich dir,
Daß ihn die ſpäte Zukunft kennt wie wir."

Vielleicht aber iſt das 55. Sonett dasjenige, in dem Shakeſpeare dieſem Gedanken den vollſten Ausdruck gibt. Anzunehmen, daß die „mächt'gen Verſe" in der zweiten Zeile ſich auf das Sonett ſelbſt beziehen, hieße Shakeſpeares Abſicht vollſtändig mißverſtehen. Es ſchien mir, nach dem ganzen Charakter des Sonetts zu ſchließen, höchſtwahrſcheinlich, daß ein beſtimmtes Stück gemeint ſei

und daß dieſes Stück kein anderes ſei als „Romeo und Julia".

Kein gülden Fürſtenbild, kein Marmelſtein
Wird dieſe mächt'gen Verſe überleben;
Sie werden dir ein hell'res Denkmal ſein
Als Quadern, die vom Schmutz der Zeiten kleben.
Ob Zwietracht ſtürzt der Häuſer feſt Gemäuer,
Ob wüſter Krieg die Statuen niederrennt,
Kein Schwert des Mars, kein freſſend Kriegesfeuer
Tilgt deines Ruhms lebendig Monument.
Trotz Tod und feindlicher Vergeſſenheit
Sollſt du beſtehn, ſoll Raum dein Name finden
Noch in den Augen allerfernſten Zeit,
Bis die Geſchlechter dieſer Welt verſchwinden.
Bis am Gerichtstag du dich ſelbſt erhebſt,
Wohnſt du im Auge Liebender und lebſt.

Es iſt außerordentlich intereſſant zu beobachten, wie hier ſowie anderwärts Shakeſpeare Willie Hughes Unſterblichkeit in einer den Menſchen ſichtbaren Form verſpricht, d. h. im Rahmen des Theaters, in einem Stücke der Schaubühne.

Zwei Wochen arbeitete ich eifrig an den Sonetten, ging kaum aus und nahm keine Einladung an. Jeden Tag glaubte ich etwas Neues zu entdecken und Willie Hughes ſchien mir im Geiſt gegenwärtig zu ſein, eine alles beherrſchende Perſönlichkeit. Mir kam vor, als ſtünde er im Schatten meines Zimmers, ſo gut hatte Shakeſpeare ihn gezeichnet mit ſeinem goldenen Haar, mit ſeiner zarten, blütengleichen Grazie, ſeinen verträumten, tief eingeſunkenen Augen, ſeinen feinen beweglichen Lippen und ſeinen weißen Lilienhänden. Selbſt ſein Name bezauberte mich. Willie Hughes! Willie Hughes! Wieviel Muſik liegt in dieſem Namen! Ja, wer anders als er konnte Herr-Herrin von Shakeſpeares Leidenſchaft ſein (20/2), der Herr ſeiner Liebe, dem er untertan war (26/1), der zarte Liebling der Natur

(126/9), die Rose der ganzen Welt (Sonett 109/14), der Herold aller Frühlingsreize (Sonett 1/10), gehüllt in das stolze Staatskleid der Jugend (Sonett 2/3), der zarte Knabe, den zu hören süßer Musik gleichkommt (Sonett 8/1) und dessen Schönheit das Kleid von Shakespeares Herzen war (Sonett 22/6), wie der Eckstein seiner dramatischen Kunst. Wie bitter erscheint nun die ganze Tragödie seines Abfalls und seiner Schmach, einer Schmach, die er süß und lieblich machte (Sonett 95/1), durch den bloßen Zauber seiner Persönlichkeit, aber die trotzdem eine Schmach blieb. Da ihm aber Shakespeare vergab, sollten wir ihm nicht auch vergeben? Ich wollte nicht an das Geheimnis seiner Sünde rühren.

Daß er Shakespeares Theater verließ, war eine andere Sache und ich durchforschte sie mit großer Mühe. Schließlich kam ich zu dem Schlusse, daß Cyril Graham sich geirrt hatte, als er annahm, der dramatische Nebenbuhler des 80. Sonetts sei Chapman. Es ist offenbar Marlowe, der hier gemeint ist. Zur Zeit, als die Sonette geschrieben wurden, konnte ein Ausdruck wie „der stolze Vollsegel seines gewaltigen Verses" nicht auf Chapman angewendet werden, wenn er auch auf den Stil seiner späteren Stücke anwendbar gewesen wäre. Nein. Marlowe war offenbar der dramatische Nebenbuhler, von dem Shakespeare in so lobendem Tone sprach. Und jeder „gütige, vertraute Geist, der nächtlich mit Klugheit ihn betrügt", war der Mephistopheles seines Doktor Faustus. Zweifellos war Marlowe bezaubert von der Schönheit und Grazie des jugendlichen Schauspielers und lockt ihn von Blackfriars Theater fort, damit er den Gaveston in seinem Eduard II. spiele. Daß Shakespeare das gesetzliche Recht hatte, Willie Hughes in seiner eigenen Truppe zurückzuhalten, geht aus dem Sonett 87 hervor, wo er sagt:

„Leb' wohl! Du weißt, dein Wert iſt viel zu groß,
Als daß ich dauernd dich beſitzen könnte;
Der Freibrief deines Wertes ſpricht dich los;
Erloſchen iſt die Pacht, die mir dich gönnte.
Durch deine Schenkung wardſt du meine Habe,
Und wie verdient' ich je ſo reiche Spende?
Der Rechtsgrund fehlt in mir für ſolche Gabe,
Und folglich iſt's mit meinem Recht zu Ende.
Du gabſt dich mir, unkundig deines Wertes,
Wohl auch getäuſcht in mir, der ihn empfangen.
Nun iſt die Schenkung als ein aufgeklärtes
Verſehen an dich ſelbſt zurückgegangen.
So hab' ich dich gehabt, wie Träum' entweichen,
Im Schlaf ein König, wachend nichts dergleichen."

Aber den er nicht durch Liebe halten konnte, wollte er nicht durch Gewalt feſthalten. Willie Hughes wurde ein Mitglied von Lord Pembrokes Truppe und vielleicht ſpielte er im offenen Hofe der Red Bull Tavern die Rolle von König Eduards zartem Liebling. Nach Marlowes Tode ſcheint er zu Shakeſpeare zurückgekehrt zu ſein, der, was auch ſeine Mitteilhaber über die Affäre geſagt haben mögen, nicht zögerte, dem jungen Schauſpieler die Eigenwilligkeit und den Verrat zu verzeihen.

Wie vortrefflich hat übrigens Shakeſpeare das Temperament des Schauſpielers gezeichnet! Willie Hughes war einer von denen, „die nicht das tun, was ſie am meiſten zeigen und andere rührend ſelbſt ungerührt bleiben wie Stein."

Er konnte Liebe ſpielen, aber er konnte ſie nicht fühlen, er konnte Leidenſchaft darſtellen, ohne ſie zu empfinden.

„Bei vielen lieſt man gleich, was ſich begeben
In Launen, Runzeln, finſtrem Angeſicht."

Aber mit Willie Hughes ſtand es nicht ſo. „Dich aber," ſagt Shakeſpeare in einem Sonett voll wilder Anbetung,

„Dich aber hat der Himmel so geschaffen,
Daß süße Liebe stets dein Aug' erfüllt,
Und welche Abgründ' auch im Herzen klaffen,
Dein Blick nur Süßigkeit von dort enthüllt."

In seinem „unbeständigen Geiste", in seinem „falschen Herzen" war es leicht, die Unaufrichtigkeit und den Verrat zu erkennen, die gewissermaßen unzertrennlich sind von der künstlerischen Natur, ebenso wie die Sehnsucht nach unmittelbarer Anerkennung, die alle Schauspieler kennzeichnet. Und doch war Willie Hughes darin glücklicher als andere Schauspieler, denn er sollte einen Hauch der Unsterblichkeit verspüren. Untrennbar verknüpft mit Shakespeares Stücken war es ihm bestimmt, in ihnen zu leben.

„Dein Name wird fortan unsterblich leben;
Ich, einmal tot, sterb' ab für alle Zeit;
Mir wird die Erd' ein Grab wie andern geben;
Dir ist der Nachwelt Aug' als Gruft geweiht.
Mein feines Lied wird dann dein Grabmal sein,
Und unerschaffne Augen werden's lesen:
Ruhm, der erst sein wird, preist dereinst dein Sein,
Wann alle Atmer dieser Zeit verwesen."

Dann waren da endlose Anspielungen auf Willie Hughes' Macht über die Zuhörer, die Gaffer, wie Shakespeare sie nennt. Aber vielleicht die vollkommenste Schilderung seiner wunderbaren Beherrschung der dramatischen Kunst steht in der „Klage der Liebenden", wo Shakespeare von ihm sagt:

Er ist ein Inbegriff von feinen Stoffen,
Die sich in jede Form beliebig fügen;
Bald wild und kühn, bald blaß und wie betroffen,
Bald schlau versteckt, bald ungestüm und offen,
Versteht er's stets aufs beste, zu betrügen,
Ihm stehen Schamrot, Ohnmacht, bleicher Schreck
Sogleich zu Diensten, je nach seinem Zweck.

Auf seiner Zunge wachten oder schliefen
Die Gründe zur Entscheidung schwerer Fragen,
Sein Blick durchmaß im Nu des Denkens Tiefen,
Er wußte rasch das rechte Wort zu sagen;
Der Hörer weinte, lachte vor Behagen,
Wie's ihm gefiel, denn seines Geistes Kraft
Beherrschte spielend jede Leidenschaft [1]).

Einmal glaubte ich auch, daß ich wirklich Willie Hughes in der Literatur der elisabethanischen Zeit gefunden hätte. In einer wundervollen plastischen Schilderung der letzten Tage des großen Grafen Essex, erzählt uns sein Kaplan Thomas Knell, daß der Graf in der Nacht, bevor er starb, „William Hews" rufen ließ, seinen Musiker, damit er auf dem Spinett spiele und singe. „Spiele", sagte er, „mein Lied, Will Hews, und ich will selbst es singen." Das tat er denn auch mit großer Freudigkeit, „nicht wie ein klagender Schwan, der niederwärts blickend seinen Tod beklagt, sondern wie eine süße Lerche, die ihre Flügel hebt und die Augen aufschlägt zu Gott, und so schwang er empor zum kristallnen Himmel und erreichte mit nimmermüdem Gesang die blaue Höhe." Gewiß war der Knabe, der vor dem sterbenden Vater von Sidneys Stella Spinett spielte, kein anderer als Willie Hughes, dem Shakespeare die Sonette widmete und der, wie er selbst sagt, „Musik dem Ohre war." Aber Lord Essex starb 1576, als Shakespeare erst 12 Jahre alt war. Sein Musiker konnte unmöglich mit dem W. H. der Sonette identisch sein. Vielleicht war Shakespeares junger Freund der Sohn des Spinettspielers. Es war immerhin etwas, entdeckt zu haben, daß William Hews ein elisabethanischer Name war. In der Tat schien der Name Hews mit Musik und Bühne eng verknüpft zu sein. Die erste englische Schauspielerin war die reizende Margaret Hews, die Prinz Rupert

[1]) Übersetzung von Wilhelm Jordan.

ſo toll liebte. Was iſt wahrſcheinlicher, als daß zwiſchen ihr und Lord Eſſex' Muſiker der Schauſpielerknabe der Shakeſpeareſtücke ſtand? Aber wo waren die Beweiſe, die Verbindungsglieder? Ich konnte ſie leider nicht finden. Es ſchien mir, als ſtünde ich immer an der Schwelle der vollkommenen Aufklärung, aber ich konnte ſie niemals wirklich faſſen.

Meine Gedanken ſchweiften bald von Willie Hughes' Leben zu ſeinem Tode. Ich grübelte oft darüber, wie wohl ſein Ende geweſen ſein könnte.

Vielleicht war er einer jener engliſchen Komödianten, die 1604 übers Meer nach Deutſchland gingen und vor dem großen Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig ſpielten, der ſelbſt ein Dramatiker von nicht geringem Range war, und am Hofe jenes ſeltſamen Kurfürſten von Brandenburg, der ſo für Schönheit ſchwärmte, daß er von einem reiſenden griechiſchen Kaufmann deſſen Sohn um ſein Gewicht in Bernſtein gekauft und zu Ehren ſeines Sklaven Feſte gegeben haben ſoll, das ganze ſchreckliche Jahr 1606/07 hindurch, als das Volk vor Hunger auf den Straßen dahinſtarb und ſieben Monate lang kein Regen fiel. Wir wiſſen auf jeden Fall, daß Romeo und Julia 1613 in Dresden herauskam, gleichzeitig mit Hamlet und König Lear, und gewiß ward niemand anderem als Willie Hughes im Jahre 1616 die Totenmaske von Shakeſpeare durch einen Herrn aus dem Gefolge des engliſchen Botſchafters gebracht, ein bleiches Abſchiedszeichen des großen Dichters, der ihn ſo heiß geliebt hatte. Es hätte in der Tat etwas beſonders Beſtrickendes in dem Gedanken gelegen, daß der jugendliche Schauſpieler, deſſen Schönheit ein ſo ſtarkes Lebenselement in dem Realismus und der Romantik von Shakeſpeares Kunſt geweſen war, zuerſt den Samen der neuen Kultur nach Deutſchland brachte und ſo in ſeiner Weiſe der Vor-

läufer jener Aufklärung oder Erleichterung des 18. Jahrhunderts war, jener glänzenden Bewegung, die, wenn auch von Leſſing und Herder begonnen und von Goethe zur höchſten und vollkommenen Höhe gebracht, in nicht geringem Maße von einem anderen Schauſpieler, nämlich Friedrich Schröder, gefördert wurde, der das Volksbewußtſein erweckte und durch die Mittel geſpielter Leidenſchaften und ſzeniſcher Darſtellungen die intime und lebendige Verbindung zwiſchen Literatur und Leben aufzeigte. War dem ſo — und gewiß ſprach nichts unbedingt dagegen, ſo war es nicht unwahrſcheinlich, daß Willie Hughes einer jener engliſchen Komödianten war (mimae quidam ex Britannia, wie die alte Chronik ſie nennt), die in Nürnberg bei einem plötzlichen Volksaufſtand erſchlagen und dann heimlich in einem kleinen Weinberge außerhalb der Stadt von einigen jungen Leuten begraben wurden, „die Vergnügungen gefunden an ihren Darbietungen und von denen einige Unterricht in den Geheimniſſen der neuen Kunſt geſucht hatten.“ Gewiß konnte für den, von dem Shakeſpeare geſagt hatte, „du biſt meine ganze Kunſt,“ kein paſſenderer Begräbnisort gefunden werden, als dieſer kleine Weinberg vor den Stadtmauern. Entſprang nicht auch die Tragödie den Leiden des Dionyſos? Klang nicht das helle Gelächter der Komödie mit ſeiner ſorgloſen Fröhlichkeit und ſeinen ſchlagfertigen Antworten zuerſt von den Lippen ſizilianiſcher Winzer, gaben nicht die purpurnen und roten Flecken des ſchäumenden Weines auf Geſicht und Gliedern die erſte Anregung zu dem Reiz und Zauber, der in der Verkleidung liegt? Zeigte ſich nicht auf dieſe Weiſe der Wunſch, ſein Selbſt zu verbergen, der Sinn für den Wert der Objektivität, in den rohen Anfängen der Kunſt? Wo immer aber er auch begraben lag, ob in dem kleinen Weinberge vor dem Tore der gotiſchen Stadt oder in irgendeinem dunklen Londoner

Kirchhof, mitten im Lärm und Treiben unſerer großen Stadt, kein ſchimmerndes Denkmal bezeichnet die Stätte ſeines Friedens. Sein wahres Grab, wie Shakeſpeare erkannte, war der Vers des Dichters, ſein wahres Denkmal die Unſterblichkeit des Dramas. So war es mit andern geweſen, deren Schönheit ihrer Zeit ſchöpferiſche Impulſe gab. Der elfenbeinerne Körper des bythiniſchen Sklaven modert im grünen Schlamme des Nils. Und auf den gelben Hügeln des Kerameikos ward die Aſche des jungen Atheners ausgeſtreut. Aber Antinous lebt in der Bildhauerkunſt und Charmides in der Philoſophie.

III

Als drei Wochen verſtrichen waren, entſchloß ich mich, Erſkine energiſch zu mahnen, dem Andenken Cyril Grahams Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und der Welt ſeine wunderbare Deutung der Sonette vorzutragen, die einzige Deutung, die das Problem vollſtändig löſe. Ich habe leider keine Abſchrift meines Briefes mehr, noch war ich imſtande, des Originals habhaft zu werden; aber ich erinnere mich, daß ich die ganze Sache durchging und Bogen über Bogen mit der leidenſchaftlichen Wiederholung aller Argumente und Beweiſe füllte, die meine Nachforſchungen mir eingegeben hatten. Es ſchien mir, als ob ich nicht nur Cyril Graham den ihm gebührenden Platz in der Literaturgeſchichte anweiſe, ſondern als ob ich auch die Ehre Shakeſpeares von der langweiligen Erinnerung an eine platte Intrige reinige. Ich gab meiner ganzen Begeiſterung in dem Briefe Ausdruck. Ich legte meinen ganzen Glauben hinein.

Aber kaum hatte ich ihn tatſächlich abgeſchickt, als eine merkwürdige Reaktion über mich kam. Es war mir, als

hätte ich meine Fähigkeit, an die Willie-Hughes-Theorie der Sonette zu glauben, von mir gegeben, als wäre etwas gleichsam von mir fortgegangen und als wäre mir die ganze Sache nun vollständig gleichgültig. Was war denn geschehen? Es ist schwer zu sagen. Vielleicht hatte ich eine Leidenschaft erschöpft, indem ich den vollständigen Ausdruck dafür gefunden hatte. Gefühlskräfte haben wie die Kräfte des physischen Lebens ihre bestimmten Grenzen. Vielleicht bringt die bloße Anstrengung, einen anderen zu einer Theorie zu bekehren, in irgendeiner Form den Verzicht auf die Kraft des Glaubens mit sich. Vielleicht war ich bloß der ganzen Sache müde und mein Verstand war wieder fähig, leidenschaftslos zu urteilen, nachdem die Begeisterung ausgebrannt war. Sei dem wie immer, es kam so und ich kann es nicht erklären; jedenfalls wurde Willie Hughes plötzlich für mich ein bloßer Mythos, ein müßiger Traum, die kindische Phantasie eines jungen Mannes, dem es wie den meisten Feuergeistern mehr darum zu tun war, andere zu überzeugen als selbst überzeugt zu werden.

Da ich Erskine in meinem Briefe einige ungerechte und harte Dinge gesagt hatte, so entschloß ich mich, ihn sofort zu besuchen und mich bei ihm wegen meines Benehmens zu entschuldigen. Ich fuhr also am nächsten Morgen nach Birdcage Walk und fand Erskine in seinem Bibliothekszimmer, das falsche Bild Willie Hughes' vor sich.

„Mein lieber Erskine", rief ich, „ich komme, mich bei Ihnen zu entschuldigen."

„Sich zu entschuldigen?" sagte er. „Wofür?"

„Wegen meines Briefes", antwortete ich.

„In Ihrem Briefe steht nichts, was Sie nicht hätten sagen sollen", sagte er. „Im Gegenteil, Sie haben mir den größten Dienst erwiesen, der in Ihrer Macht lag. Sie haben mir gezeigt, daß Cyril Grahams Theorie vollkommen richtig ist."

„Sie wollen doch damit nicht etwa ſagen, daß Sie an Willie Hughes glauben?“ rief ich aus.

„Warum nicht?“ entgegnete er. „Sie haben mir die Sache bewieſen. Glauben Sie, ich kann den Wert von Beweiſen nicht ſchätzen?“

„Aber es gibt ja überhaupt keinen Beweis!“ ſtöhnte ich und ſank in einen Seſſel. „Als ich Ihnen ſchrieb, ſtand ich unter dem Einfluß einer ganz törichten Begeiſterung. Die Geſchichte von Cyril Grahams Tod hatte mich gerührt, ſeine romantiſche Theorie hatte mich geblendet, das Wunderbare und Eigenartige der ganzen Idee hatte mich eingeſponnen. Jetzt ſehe ich, daß die ganze Theorie auf einer Täuſchung aufgebaut iſt. Der ganze Beweis für das Daſein von Willie Hughes iſt das Bild von Ihnen, und dieſes Bild iſt eine Fälſchung. Laſſen Sie ſich doch nicht durch ein bloßes Gefühl in dieſer Sache hinreißen. Was auch die Romantik zu der Willie-Hughes-Theorie zu ſagen haben mag, die Vernunft hat nichts damit zu ſchaffen.“

„Ich verſtehe Sie nicht“, ſagte Erſkine und ſchaute mich ganz verblüfft an. „Sie haben mich durch Ihren Brief überzeugt, daß Willie Hughes tatſächlich gelebt hat. Warum haben Sie Ihre Anſicht geändert? Oder war alles, was Sie mir geſagt haben, nur ein Scherz?“

„Ich kann es Ihnen nicht erklären“, ſagte ich. „Aber ich ſehe jetzt ein, daß zugunſten von Cyril Grahams Theorie gar nichts vorgebracht werden kann. Die Sonette ſind an Lord Pembroke gerichtet. Verlieren Sie um Gottes willen Ihre Zeit nicht mit dem törichten Verſuch, einen jungen Schauſpieler aus der eliſabethaniſchen Zeit zu entdecken, der niemals gelebt hat, und aus dem Phantom einer Puppe den Mittelpunkt der Shakeſpeareſchen Sonette zu machen.“

„Ich ſehe, daß Sie die Theorie nicht verſtehen!“ antwortete er.

„Mein lieber Erſkine," rief ich, „ich ſollte ſie nicht verſtehen? Mir iſt, als wäre ſie aus meinem Kopf hervorgegangen. Gewiß hat Ihnen mein Brief gezeigt, daß ich nicht bloß die ganze Sache durchgeſehen habe, ſondern daß ich Beweiſe jeder Art beibrachte. Die einzige Lücke in der Hypotheſe iſt der Umſtand, daß ſie die Exiſtenz einer Perſon vorausſetzt, deren Exiſtenz eben der Gegenſtand des Streites iſt. Wenn wir zugeben, daß es in Shakeſpeares Truppe einen jungen Schauſpieler namens Willie Hughes gegeben hat, ſo iſt es nicht ſchwer, ihn zum Mittelpunkt der Sonette zu machen. Da wir aber wiſſen, daß es keinen Schauſpieler dieſes Namens am Globe-Theater gab, ſo iſt es müßig, die Sache weiter zu verfolgen."

„Aber das iſt ja gerade, was wir nicht wiſſen", ſagte Erſkine. „Es iſt vollkommen richtig, daß ſein Name in der Liſte der erſten Folioausgabe nicht vorkommt. Aber wie Cyril ausführte, iſt es eher ein Beweis für die Exiſtenz von Willie Hughes als gegen ſie, wenn wir uns erinnern, wie verräteriſch er Shakeſpeare wegen eines dramatiſchen Nebenbuhlers verlaſſen hat."

Wir debattierten ſtundenlang, aber nichts, was ich ſagte, konnte Erſkines Glauben an Cyril Grahams Hypotheſe erſchüttern. Er ſagte mir, daß er die Abſicht habe, ſein Leben dem Beweis der Theorie zu widmen, daß er entſchloſſen ſei, dem Andenken Cyril Grahams Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ich beſchwor ihn, lachte ihn aus, ich bat, ich flehte, alles umſonſt. Endlich ſchieden wir, nicht gerade im Böſen, aber ſicherlich mit dem Schatten einer Verſtimmung zwiſchen uns. Er hielt mich für einfältig, ich ihn für töricht. Als ich ihn wieder beſuchte, ſagte mir ſein Diener, er ſei nach Deutſchland gereiſt.

Zwei Jahre ſpäter übergab mir der Portier in meinem Klub einen Brief mit einer ausländiſchen Poſtmarke. Er

war von Erskine und im Hotel d'Angleterre in Cannes geschrieben. Als ich ihn gelesen hatte, war ich starr vor Schrecken, wenn ich auch nicht glaubte, daß er toll genug sein könnte, sein Vorhaben auszuführen. Der Kern des Briefes war, daß er auf jede Weise versucht habe, die Willie-Hughes-Theorie zu beweisen und daß ihm dies mißglückt sei. Und da Cyril Graham sein Leben für die Theorie geopfert habe, so sei er auch entschlossen, sein eigenes Leben für dieselbe Sache hinzugeben. Die letzten Worte des Briefes lauteten folgendermaßen: „Ich glaube immer noch an Willie Hughes. Wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich durch eigene Hand für die Sache Willie Hughes gestorben sein: für seine Sache und für die Sache von Cyril Graham, den ich durch meinen leichtsinnigen Zweifel und meinen törichten Mangel an Glauben in den Tod getrieben habe. Die Wahrheit war Ihnen einst offenbar, und Sie haben sie verworfen. Sie steht nun wieder vor Ihnen, befleckt mit dem Blut von zwei Menschen — wenden Sie sich nicht von ihr ab."

Es war ein schrecklicher Augenblick. Mich lähmte das Grauen, und doch konnte ich es nicht glauben. Der schlimmste Gebrauch, den ein Mensch von seinem Leben machen kann, ist, es für seinen theologischen Glauben zu opfern. Aber für einen literarischen Glauben zu sterben? Es schien mir unmöglich.

Ich sah das Datum an. Der Brief war eine Woche alt. Ein unglückseliger Zufall hatte mich verhindert, einige Tage in den Klub zu gehen, sonst hätte ich den Brief noch rechtzeitig erhalten, um Erskine retten zu können. Vielleicht war es noch nicht zu spät. Ich eilte nach Hause, packte meine Sachen und fuhr mit dem Nachtzug von Charing Croß ab. Die Reise war unerträglich. Ich glaubte, sie würde gar kein Ende nehmen.

Kaum war ich angekommen, so fuhr ich in das Hotel d'Angleterre. Man sagte mir, daß Erskine zwei Tage vorher auf dem englischen Friedhof begraben worden sei. Es lag etwas furchtbar Groteskes über der ganzen Tragödie. Ich sprach allerlei wildes Zeug, und die Leute in der Halle blickten mich neugierig an.

Plötzlich kam Lady Erskine in tiefer Trauer durch die Vorhalle. Als sie mich sah, kam sie auf mich zu, murmelte etwas über ihren armen Sohn und brach in Tränen aus. Ich führte sie auf ihr Zimmer. Ein älterer Herr erwartete sie dort. Es war der englische Arzt. Wir sprachen viel von Erskine, aber ich sagte nichts über die Motive, die ihn zum Selbstmord getrieben hatten. Es war klar, daß er seiner Mutter nicht gesagt hatte, was ihn zu einer so furchtbaren und tollen Tat getrieben habe. Endlich stand Lady Erskine auf und sagte: „George hat Ihnen etwas zur Erinnerung hinterlassen. Etwas, was er sehr hoch schätzte. Ich hole es Ihnen."

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so wandte ich mich zum Arzt und sagte: „Welch ein furchtbarer Schlag muß das für Lady Erskine gewesen sein. Ich wundere mich, daß sie es so trägt."

„Oh, sie wußte seit Monaten, was kommen mußte", antwortete er.

„Sie wußte es seit Monaten?" rief ich aus. „Aber warum hinderte sie ihn nicht? Warum ließ sie ihn aus dem Auge? Er muß ja wahnsinnig gewesen sein!"

Der Arzt starrte mich an. „Ich weiß nicht, was Sie meinen", sagte er.

„Wie", rief ich aus, „wenn eine Mutter weiß, daß ihr Sohn im Begriffe ist, einen Selbstmord zu begehen —"

„Selbstmord?" antwortete er. „Der arme Erskine hat keinen Selbstmord begangen. Er starb an Auszehrung. Er kam her, um zu sterben. Gleich wie ich ihn sah, wußte ich,

daß keine Hoffnung war. Eine Lunge war faſt ganz aufgezehrt, und die andere war ſehr ſtark angegriffen. Drei Tage vor ſeinem Tode fragte er mich, ob ich noch Hoffnung hätte. Ich ſagte ihm aufrichtig, wie die Sache ſtünde und daß er nur einige Tage zu leben habe. Er ſchrieb einige Briefe, war ganz gefaßt und blieb bis zum Ende bei Bewußtſein."

In dieſem Augenblick trat Lady Erſkine ins Zimmer, mit dem unglückſeligen Bilde von Willie Hughes in der Hand. „Als Georg im Sterben lag, bat er mich, Ihnen dies zu geben", ſagte ſie. Als ich das Bild entgegennahm, fiel ihre Träne auf meine Hand.

Das Bild hängt jetzt in meinem Bibliothekszimmer, und meine künſtleriſchen Freunde bewundern es ſehr. Sie ſind übereingekommen, daß es kein Clouet iſt, ſondern ein Luvory. Ich habe ihnen die wahre Geſchichte des Bildes nie erzählt. Aber manchmal, wenn ich es betrachte, glaube ich doch, daß ſich noch manches für die Willie-Hughes-Theorie der Shakeſpeareſchen Sonette ſagen ließe.

Inhalt

Das Bildnis des Dorian Gray 5
Vorrede 7
Erſtes Kapitel 9
Zweites Kapitel 26
Drittes Kapitel 46
Viertes Kapitel 63
Fünftes Kapitel 84
Sechſtes Kapitel 99
Siebentes Kapitel 109
Achtes Kapitel 125
Neuntes Kapitel 143
Zehntes Kapitel 157
Elftes Kapitel 168
Zwölftes Kapitel 194
Dreizehntes Kapitel 204
Vierzehntes Kapitel 213
Fünfzehntes Kapitel 229
Sechzehntes Kapitel 241
Siebzehntes Kapitel 252
Achtzehntes Kapitel 260
Neunzehntes Kapitel 272
Zwanzigſtes Kapitel 285

Lord Artur Saviles Verbrechen und andere Geſchichten 293
Lord Artur Saviles Verbrechen 295
Der Geiſt von Canterville 341
Die Sphinx ohne Geheimnis 380
Der Modellmillionär 388
Das Bildnis des Herrn W. H. 396

Globushaus-Druckerei Berlin